This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

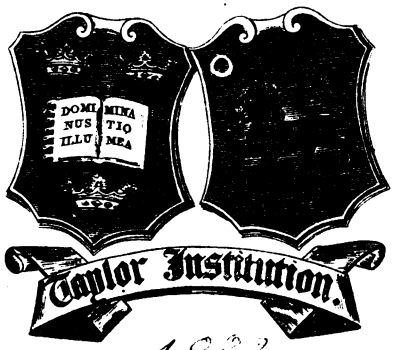
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1

~~EE 162~~
~~2 5 6 a 2~~

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

1882

Vet. Ger. III B. 841

Mythologische

Forschungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1842.

EE 102

OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 MAR. 1938
OF OXFORD

Dem großen Orientaliſten

Joſeph Freiherrn v. Hammer-Purgſtall

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom Verfaſſer.

Ew. Hochwohlgeboren

unsterblicher Name wird über der aufgeschlossenen Pforte des Orients um so heller leuchten, je mehr Europa nach Asien vorrücken und unsere Civilisation in die Gebiete eindringen wird, in welchen Ihre Werke uns schon im Geiste heimisch gemacht haben. Mit der allseitigen Würdigung morgenländischer Verhältnisse verbanden Sie die fruchtbarsten Forschungen über die Beziehungen des classischen Alterthums und des christlichen Mittelalters zum Orient. Ich nehme davon Veranlassung, Ihnen ein Buch zuzueignen, dessen Inhalt zum Theil jene Beziehungen berührt. Mögen Sie

und ß in dieser bescheidenen Gabe vorzugsweise den Ausdruck der Gesinnungen erkennen, die mir Ihr Charakter und eine langjährige Freundschaft eingeflößt haben.

In treuer Ergebenheit

Stuttgart, den 1 März 1842.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen.	1
Eros.	57
Monographie der Bienen.	169
Die Mythen des Regenbogens.	235
Nachträge.	277

Vorwort.

In der Hoffnung, daß der einfache Gedanke, der den nachfolgenden Forschungen und Sammlungen zu Grunde liegt, ansprechen und daß die mühsame Ausführung den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit einigermaßen nachkommen werde, reihe ich sie den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage an und widme sie zunächst den Freunden der Poesie und Kunst. Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen zu beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben.

Die unbefangene, wenn ich so sagen darf, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß. Die neuern Mythologen haben gewöhnlich andern Bedürfnissen genügt und deßfalls ein zu Gunsten gewisser Behauptungen beweisendes und abweisendes, wenn ich so sagen darf plaidirendes Verfahren vorziehen müssen, wobei es ihnen nicht auf eine einfache Darlegung aller Mythen eines bestimmten Kreises, sondern nur auf eine Auswahl aus denselben zur Unterstützung ihrer Ansichten ankommen konnte. Ich bin weit entfernt, damit einen Tadel ausdrücken zu wollen. Wer in der heidnischen Mythenwildniß die Höhenpunkte gewinnen, wer die alten Religionen in ihren großen Hauptideen erfassen will, darf und muß ein unendliches Detail bei Seite liegen lassen. Aber neben den ruhmvollen Arbeiten dieser Art, durch die so viele Gelehrte sich ein ewiges Verdienst erworben, kann die Auffassungsweise, die ich in den nachfolgenden Blättern versucht habe, friedlich und anspruchslos bestehen, sofern sie aus der Einheit das Mannichfaltige zu entwickeln sucht, während jene

im Mannichfaltigen die Einheit ſuchten, und ſofern ſie beſtändig das äſthetiſche Intereſſe an den Werken der Phantaſie feſthält, während jene ein mehr religiöſes, philoſophiſches oder hiſtoriſches im Auge hatten.

Inzwiſchen läßt ſich auch in letzterer Beziehung durch Feſthalten eines einzigen Symbols in allen ſeinen Umbildungen und durch Vergleichung übereinſtimmender Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſen bei entlegenen Völkern theils für die richtige Verſtändniß des Einzelnen manches neue Moment gewinnen, theils laſſen ſich dadurch die intereſſanten Spuren eines innern Zuſammenhanges der älteſten Naturreligionen weiter verfolgen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Mythologien verſchiedener Völker und Zeiten immer unterſcheiden muß, daß man ſie nicht willkürlich durcheinander werfen darf. Allein aus ihrer ſorgfältigen Vergleichung laſſen ſich folgende nicht unwichtige Reſultate ziehen. Einmal wird man inne: mit irgend einem Naturgegenſtande verbindet ſich ein gewiſſes Symbol, und nur dieſes, ſo ungezwungen und nothwendig, daß weit entlegene Völker, auch ohne von einander zu wiſſen, dasſelbe Bild für dieſelbe Sache wählen mußten. In dem, was die alten Völker aus der Natur

herausgesehen und gedeutet haben, stimmen sie auffallend überein und kann man daraus selbst für die feinere Naturbeobachtung noch manchen Gewinn ziehen. Nur in dem, was sie später, schon von Systemen befangen, willkürlich in die Natur hineinlegten, weichen sie greller von einander ab und der Rapport jenes poetischen Magnetismus wird entkräftet. Dennoch lassen sich manche unerklärt auf uns gekommene Mythen oder Gebräuche verschiedener Völker, die uns einzeln unverständlich sind, nicht selten eine durch die andere ergänzen und erklären, sofern ihnen noch dasselbe Symbol zu Grunde liegt. Wenn sodann von Mythen die Rede ist, die wirklich mit Priestercolonien und Völkerwanderungen aus einer Weltgegend in die andere übertragen worden sind und deren abweichende Eigenthümlichkeit beweist, daß sie nicht wie einfache Symbole Gemeingut der Menschheit, sondern ausschließliches Eigenthum einer Race oder Religionspartei sind, so leistet die vergleichende Mythologie oft gute Dienste in Ausmittelung der unbekannten oder zweifelhaften Wege, auf denen jene alten Bekenntnisse fortgewandert sind. Ein Beispiel davon gibt die erste der hier vorliegenden Abhandlungen, indem sie die Uebereinstimmung zweier in Amerika vorherrschenden Mythengruppen mit hinterasiatischen nachweist.

Wenn man den Umfang und die Schwierigkeiten einer Forſchung erwägt, die ſo genau ins Einzelne eingehen muß, wird man es billigen, daß ich mir zunächſt nicht etwa in einem zuſammenhängenden Syſteme der vergleichenden Mythologie ein unabſehliches Ziel geſteckt, ſondern mich begnügt habe, aus den von mir ſchon ſeit zwanzig Jahren angehäuften Sammlungen nur Monographien mitzutheilen, von denen jede wenigſtens im Kleinen ein rundes Ganze bildet. Uebrigens wurde die Auswahl nicht dem Zufall überlaſſen. Die erſte Abhandlung entfaltet in einem ſehr weiten Panorama ſolche Mythen, die das claſſiſche Alterthum nur wenig berühren, aber deſto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des chriſtlichen Mittelalters eingreifen und die mir zugleich eine mythologiſche Recognoscirung in allen Welttheilen verſtatteten. Die zweite verweilt vorzugsweiſe unter den lieblichſten Phantaſien des alten Hellas. Die dritte und vierte ſchienen mir geeignet zu ſeyn, um Proben von der Art und Weiſe abzulegen, wie ich Gegenſtände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poeſie aufzufaſſen gedenke. Somit liegt in dieſen Abhandlungen ein gewiſſes Kriterium.

Daß ich an die Mythen der Alten auch einige neuere Dichtungen vergleichend angeſchloſſen habe, recht-

fertigt ſich aus ihrer innern Verwandtſchaft. Der poetiſche Geiſt, der die heidniſche Vorwelt durchdrang, iſt nicht ausgeſtorben. Er wirkt immer noch fort, und dieſelben Quellen, aus denen die Alten ihre Dichtungen ſchöpften, fließen immer noch fort. Es kam mir darauf an, die ganze Mannichfaltigkeit ſchöner Motive zu entwickeln, zu welchen die vier in dieſem Bändchen zunächſt beſprochenen Gegenſtände den Dichtern und bildenden Künſtlern aller Zeiten Veranlaſſung gegeben haben. Der Werth manches einzeln überſehenen Motivs wird oft erſt einleuchtend durch die Vergleichung mit andern. Vieles aber, was im Staube der Bibliotheken mühſam geſucht werden muß, ſchien mir recht eigentlich aus der Nacht der Vergeſſenheit zum freundlichen Tageslichte ſich zu ſehnen; manches herrliche poetiſche und maleriſche Motiv, das, nur kaum angedeutet, der liebevoll ausführenden Künſtlerhand noch wartet.

Die Schöpfung des Menschen.

Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen.

Der erste Mensch — eine poetische Idee von unergründlicher Tiefe. Woher kam er? Wie ist er entstanden? Welches war seine Bestimmung und die des Geschlechtes, das er zeugen und mit dem er die Erde bevölkern sollte?

Die mosaische Ueberlieferung, die wir alle kennen, verdient vollkommen das Ansehen, das ihr in der christlichen Welt zu Theil geworden ist. Sie enthält die einfachste, naivste, der kindlichen Urzeit angemessenste Erzählung, worin zugleich der tiefste Sinn verborgen ist. In den Mythen anderer Völker, wenn sie auch religiöses Ansehen und höchstes Alter ansprechen, fällt doch fast durchgängig eine gewisse philosophische Reflexion und eine Willkür der Phantasie auf, die auf spätere Erfindung oder Umdeutung schließen läßt. Selbst das Zurückdatiren der Ueberlieferung in eine der irdischen Schöpfung lange vorhergegangene Zeit, etwas in den hinterasiatischen Mythen sehr Gewöhnliches, verräth keineswegs ein höheres, sondern im Gegentheil ein jüngeres Alter. Denn erst spätere Denker mochten sich Zeit und Raum erweitern, die ältesten Berichterstatter waren gewiß noch im engsten Gesichtskreis der irdischen Natur befangen.

Zwar läßt sich den Ansichten der Inder, so wie der altpersischen, eine ungemeine Erhabenheit nicht absprechen. Sie gehen von einer Präexistenz der Seelen aus, sie bewahren angeblich die Erinnerung an eine schönere Welt, in der wir uns befanden, ehe wir in die unter dem Monde

versetzt wurden. Sie treffen damit ein geheimnißvolles Gefühl in unserm Innern, das uns bald lieblich schmeichelt, bald uns erschreckt, aber immer unwillkürlich einige Macht über den widerstreitenden Verstand ausübt. Doch diese Ansichten sind nicht die ursprünglichen des kindlichen Menschengeschlechts. Sie sind der Ausdruck eines Schmerzes, der diesem Geschlecht erst in einer spätern Zeit des Verderbens bekannt werden konnte. Sie glauben nicht mehr an eine Unschuld auf Erden, sie verlegen die Unschuld in eine andere Welt jenseits der Erde. Das allein dürfte hinreichen, ihnen ein minder hohes Alter zuzuerkennen, als der mosaischen Ueberlieferung, die noch eine Erdenkindheit kennt, und überhaupt nicht über die Erde hinausgeht.

Indessen wollen wir hier die hinterasiatischen Systeme dem mosaischen vorangehn lassen, um die Einfachheit und Alterthümlichkeit des letzteren durch die Vergleichung mit jenen noch anschaulicher zu machen.

Alle Hauptvölker im Osten Asiens theilen den merkwürdigen Glauben: die Menschen würden nicht zum erstenmal auf dieser Erde geboren, sondern sie hätten schon lange vorher als Geister existirt. Als böse Geister, die nun zur Strafe und Buße den irdischen Leib bewohnen müssen, sagen die Inder. Als gute Geister, die freiwillig in den irdischen Leib eingehen, um darin Gutes zu wirken und das Böse zu bekämpfen, sagten die alten Perser.

Wir wollen zuerst die indischen Lehren kennen lernen. Es gibt deren zweierlei, nach den zwei großen Religions-Parteien der Brahmanen und Buddhisten. Beide gehen wieder in Secten auseinander.

Nach dem Schastra des Brahma schuf das göttliche Urwesen zuerst aus sich selbst die Götter Brahma, Wischnu,

Schiwen als die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft, und außer diesen eine Menge Dewetas, d. h. Engel, die in ewiger Wonne Gott loben sollten. Aber Mahishasura (der Büffelgeist, gewöhnlich Moisasur genannt), der erste und vollkommenste unter den Engeln, der ihren himmlischen Reigen anführt, wollte nicht unter Brahma stehen, empörte sich und verleitete alle Dewetas zum Abfall. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, wurde Gott erzürnt, und sandte den Schiwen, der sie in die Onderah (höllische Finsterniß) hinabstürzte. Bald aber erbarmte sich Gott der Unglücklichen wieder und befahl Wischnu, eine neue Welt zu schaffen und Körper, in welche die gefallenen Engel zu ihrer Buße und Besserung eingehen könnten. Da schuf Wischnu die Thiere und die Menschen und in sie mußten die gefallenen Engel als Seelen eingehen. Die sich unter einander lieben und Gutes thun, sollen dadurch gereinigt und nach dem irdischen Tode in den Himmel wieder aufgenommen werden. Die aber aufs neue sündigen, sollen in einen niedern Thierleib wandern und so immer aufs neue in einen andern, bis sie sich endlich bessern werden. Die schlimmsten Seelen wandern in die Leiber der niedrigsten und häßlichsten Thiere, die bessern und der Vollkommenheit nächsten aber in die Körper der Frauen, die eher zur Liebe und also zum Guten fähig seyen, als alle andern körperlichen Wesen. Die ausführlichste Auseinandersetzung dieser Lehre findet man in Holwells Nachrichten von Hindustan.

In andern brahminischen Schöpfungsmythen wird diese Grundlehre noch modificirt und ergänzt. Statt des Wischnu erscheint gewöhnlich Brahma als der eigentliche Schöpfer der Natur. Brahma selbst ist gleichsam der Urmensch (Makro-Anthropos). Aus seinem Auge geht die Sonne, aus seiner

Bruſt der Mond, aus ſeiner Naſe die Luft hervor ꝛc. Die ganze Natur iſt nur der auseinander gefallene Urmenſch. Aber der neue Menſch, der die Natur bewohnen und beherrſchen ſoll, iſt auch eben deßhalb nur die Wiedervereinigung jener auseinandergefallenen Glieder im verkleinerten Urbild (Mikrokosmus). Um nämlich die Dewetas in den Stand zu ſetzen ſich zu beſſern, mußte ihnen Einſicht in die Natur, die Herrſchaft über die Natur und die Wahl zwiſchen Gutem und Böſem gegeben werden. Alle Elemente und Kräfte der Natur gingen zu dieſem Zweck in den Menſchen ein, die Sonne in ſein Auge, der Mond in ſeine Bruſt, die Luft in ſeine Naſe, die Pflanzenwelt in ſein Haar, das Waſſer in ſeine Säfte, das Geſtein in ſeine Knochen, die Thierwelt in ſeine Neigungen. So wurde der Menſch der Mikrokosmus oder die kleine Welt, die alle Kräfte und Eigenſchaften der großen in ſich concentrirt trug. Den erſten Menſchen aber nennen die Inder theils Adimo, theils Menu (Adam und Menſch).

Aber die Inder verweilten mit keiner lieblichen Mythe (gleich der moſaiſchen) bei der Schöpfung, ſondern dachten ſich ſtatt eines erſten Menſchen lieber gleich mehrere, um den Unterſchied der Kaſten bis zur Schöpfung zurückzuführen. Daher ſagt Menu's Geſetzbuch: Brahma habe vier Urmenſchen geſchaffen, aus ſeinem Munde den erſten Brahminen (Prieſter), aus ſeinem Arm den erſten Krieger, aus ſeiner Hüfte den erſten Kaufmann, aus ſeinem Fuß den erſten Sklaven. — In Verbindung mit dem einen erſten Menſchen ſehen wir jene vier gebracht in einem Schaſtra, das die Aſiatiſchen Originalſchriften S. 435 mittheilen. Da heißt es: Gott hatte bereits die ganze Natur erſchaffen und wollte nun auch noch ein Weſen machen, das vollkommener als alle andern ſeyn ſollte, den Menſchen. Da wuchs auf ſeinen Befehl der erſte Menſch Puru aus der

Erde hervor, dem das erste Weib Parkuti zur Gesellschaft gegeben wurde. Sie lebten glücklich in paradiesischer Wonne und bekamen vier Söhne, Bramoh den ersten Priester, Kutteri den ersten Krieger, Schuddri den ersten Kaufmann, Wise den ersten Handarbeiter. In diesen vier stellten sich zugleich die vier Temperamente dar, denn der erste war melancholisch, der zweite choleriſch, der dritte phlegmatisch, der vierte sanguinisch. Gott schuf vier Frauen, versetzte sie an die vier Himmelsgegenden und befahl den vier Söhnen, jedem eine derselben aufzusuchen. So wurde die Welt nach allen Seiten hin bevölkert. Der erste ging gegen Osten, der zweite gegen Westen, der dritte gegen Norden, der vierte gegen Süden. Einst kam ihnen der Gedanke, ihre alten Eltern wieder zu sehen, und sie machten sich auf mit Kindern und Kindeskindern und kehrten in die alte Heimath zurück. Aber nun konnten sie sich nicht mehr vertragen. Hier stritten die einen, dort vermischten sich die andern in unpassender Verbindung. Allgemeine Verderbniß war die Folge und Gott vertilgte sie durch eine Sündfluth. Nun befahl er dem Brahma, eine neue Menschheit hervorzubringen, und Brahma schuf den Mann und sein Weib Seterupa, welche von einem hohen Berge aus die Erde von neuem bevölkerten und wieder mit vier Menschenclassen. Aber auch diese verschlimmerten sich wieder so sehr, daß sie abermals vertilgt werden mußten, dießmal durch einen ungeheuren Sturmwind. Nur Ein Mensch, Ram, blieb übrig und bevölkerte die Erde zum drittenmal. Aber auch sein Geschlecht verdarb, wurde durch eine Oeffnung der Erde verschlungen und vertilgt und nur wenige blieben übrig, um eine vierte Generation zu erzeugen, zu der wir gehören.

In dieſer Sage iſt nicht von einer Präexiſtenz der Seelen die Rede. Die Menſchen werden nur wegen ihrer auf Erden begangenen Sünden beſtraft, nicht wegen Sünden, die ſie ſchon vor dieſem Leben begangen haben.

Auf eine ähnliche abweichende Weiſe und mit ſehr origineller Wendung wird die Schöpfung der erſten Menſchen erzählt im Bedang Schaſter (Aſiatiſche Originalſchriften S. 386.) Brahma ſchuf den Wiſchnu (die erhaltende Kraft), befahl ihm, die Natur zu ſchaffen, und als das edelſte Weſen darin den Menſchen. Aber Wiſchnu, der nur das pflanzliche und thieriſche Leben bilden konnte und zur Erſchaffung des menſchlichen, dem höchſten Gott ähnlichen Geiſtes ſelber nicht Geiſt genug beſaß, ſchuf ſtatt der Menſchen nur thieriſche Dickbäuche, fähig des Genuſſes, aber nicht der Erkenntniß. Da ärgerte ſich Brahma, vertilgte jene Bauchmenſchen und ſchuf allein aus ſeinem Athem vier Menſchen. Nun waren aber dieſe wieder viel zu einſeitig geiſtig gerathen und weigerten ſich, ſtolz auf ihre Würde, ihm zu gehorchen. Da erzürnte Brahma und vernichtete ſie; zwiſchen ſeinen Augen aber fuhr ein brauner Geiſt (ſein Zorn) heraus, Schiwa (die zerſtörende Kraft). Dieſem befahl er, neue Menſchen zu bilden, aber es wurden wilde Weſen, ſchlimmer als Tiger. Da vertilgte ſie Brahma abermals und ſah endlich ein, der wahre Menſch könne nicht durch eine Eigenſchaft der Gottheit allein erſchaffen werden, ſondern müſſe aus einer Harmonie aller hervorgehen. Brahma, Wiſchnu und Schiwen ſchufen nun gemeinſchaftlich neun neue Menſchen, die ſogenannten Munias. Eine der geiſtvollſten Dichtungen des Orients.

So viel von den brahminiſchen Mythen, deren es wohl noch mehrere gibt. Die zweite große Religionspartei der Inder, die Anhänger Buddha's, halten an der Vorſtellung

fest, die wir im Schastra des Brahma als die Grundlage des Brahminenglaubens erkannt haben.

Auch die Buddhisten glauben, die Menschenseelen seyen Engel oder Ausflüsse aus der Gottheit, wie Funken, die aus einer Flamme springen; aber diese reinen Lichtwesen seyen verderbt worden durch die Lust an der materiellen sinnlichen Welt und müßten dafür durch Gefangenschaft im Körper büßen. Ihre Aufgabe sey, all ihr Denken auf Gott zu richten, aller Sinnlichkeit gänzlich zu entsagen, um sich so bald und so vollkommen als möglich wieder von der Sinnenwelt auszuscheiden. Wer dieß aber nicht vermöchte, der müsse immer in neue und nach Umständen in niedrigere Körper eingehen. Die buddhistischen Mongolen glauben (nach Timkowsky), die Menschen seyen ursprünglich selige Geister gewesen, geflügelt, mit allen Kräften ausgerüstet, hätten jeden Wunsch befriedigen können ꝛc., bis sie von der Frucht Schimá gekostet, die weiß und süß wie Zucker war, worauf sie in gemeine irdische Menschen, wie sie jetzt sind, verwandelt wurden. Eben so heißt es in J. J. Schmidts Geschichte der Ostmongolen: die Urmenschen seyen göttliche Geister gewesen, aber durch den Genuß der sogenannten Erdbutter in einen niedern, doch immer noch sehr hohen Stand hinabgesunken. Nach einiger Zeit hätten sie nach einer noch schädlicheren Speise gelüstet, worauf sie noch tiefer gesunken seyen, indem ihnen plötzlich Genitalien wuchsen und sie in Geschlechtslust entbrannten. Wieder in einiger Zeit hätten sie nach der dritten gefährlichsten Speise, einer Art Reis, gelüstet und nun hätten sie ihre vorige Schönheit vollends ganz verloren und zugleich den Frieden, indem sie sich um den Reis gestritten und in Krieg gegen einander entbrannt wären.

Damit stimmt die Mythe der Tibetaner überein, bei denen der Buddhismus seinen Hauptsitz hat. Sie lautet nach Georgi: Die Lasen oder ersten von Gott geschaffenen Geister wurden von Finsterniß und Sünde befleckt und zur Strafe in die irdische Welt versetzt, um in die Körper der Menschen und der Thiere einzugehen. Die Thiere sind mithin nach dieser Lehre natürliche Brüder der Menschen, von ewigen Geistern beseelt und stehen nur auf einer tiefern Stufe der Verdammniß. Die zwei am mindesten schuldigen Lasen erhielten die zwei vollkommensten Körper als Mann und Frau; alle andern wurden entweder nur geschlechtslose Menschen oder Thiere. Das erste Paar lebte anfangs sehr rein und pflanzte sich nur auf geisterhafte Weise durch Blicke, allmählich auch durch Lächeln, durch Händedrücke, endlich durch Küsse fort. Aber auf diese Weise blieben die Lasen immer noch zu unkörperlich, und um das rauhe Tibet mit etwas mehr standhaften Naturen zu bevölkern, beschloß der Gott Cenresi mit der Göttin Kadroma, dieß neue Geschlecht zu zeugen. Da nun dafür kein anderes Vorbild vorhanden war, als das Affengeschlecht, so verwandelten sich beide in ein Affenpaar, von dem alle Bewohner Tibets ihren Ursprung haben sollen. — Eine sinnigere Wendung nimmt diese Mythe nach Schmidts Darstellung; bei ihm nämlich heißt es: Es existirte anfangs Niemand als ein Affe, der überaus edel und tugendhaft war, und als Einsiedler lebte, und neben ihm scheußliche Dämonen, die Manggus, die er tief verabscheute. Da kam einmal ein Mangguſsweibchen zu ihm, sagte ihm, sie sey das letzte Weibchen ihrer ganzen Gattung, obgleich es noch viele Männchen gäbe, und machte ihm zärtliche Anträge. Der heilige Affe entsetzte sich vor ihr, allein er überlegte, daß die Manggus, wenn er ihr einziges Weib zu sich nähme, kein Weib mehr

haben, sich also auch nicht mehr würden fortpflanzen können, und daß er auf diese Weise im Stande sey, die Erde von jenen Scheusalen für immer zu befreien. Was nun zu thun? Es kostete ihm den schwersten Kampf, aber die Pflicht, die Sorge für die künftigen Erdenbewohner siegte. Er nahm die Dämonin zu sich und zeugte mit ihr das jetzige Menschengeschlecht, das zwar noch immer von der Mutter her etwas Teufliſches an sich hat, darneben aber vom Vater her auch alle Tugenden des — Affen. (J. J. Schmidt Forschungen S. 211.)

Auch in China hat sich der Buddhismus ausgebreitet. Neben ihm besteht aber noch im höchsten Ansehen die alte Religion des Confutse. Den Lehren dieser Secte zufolge begann die Schöpfung mit dem Chaos. In diesem trennte sich das männliche Princip Yin, der Himmel, vom weiblichen Princip Yang, der Erde. Zwischen beiden entstand der erste Mensch Pwan-ku, der vermittelst einer Axt das rohe Chaos vollends zurecht hieb und seinen Nachkommen eine wohnliche Stätte bereitete. Aber diese Nachkommen entarteten, sie mußten durch eine Sündfluth vertilgt werden und auch die spätern Geschlechter bedürften von Zeit zu Zeit immer wieder der Nachhülfe Gottes, der ihnen göttliche Propheten zusendete. So den Yao, den Stifter der ältesten Dynastie in China und später den Confutse.

Von den Japanern berichtet der berühmte Kämpfer nur eine ziemlich rohe Sage, die aber ebenfalls mehrere Stufen des Herabsinkens bei den ersten Menschengeschlechtern annimmt. Anfangs gab es nur Götter. Dann ließen sich der Gott Isanagi und die Göttin Isananni durch das Beispiel eines Vogels verführen, sich auf thierische Weise zu paaren und aus dieser Verbindung entstand ein neues Geschlecht von Halbgöttern. Aber auch sie sollten noch tiefer hinabsteigen und

der letzte unter ihnen Awa se Dsuno Misotto wurde der Stammvater der eigentlichen Menschen. Von dieser Zeit an ist nichts Göttliches mehr in den Menschen, außer in den Kaisern von Japan, in denen sich immerfort noch Götter und nur Götter incarniren.

Phantastischer ist eine andere japanische Sage, mitgetheilt in des Montanus niederländischen Gesandtschaften S. 435. Im Anfang war ein großes Ei von Erz, das Weltei, das in sich alle Elemente und Keime der Dinge enthielt, ringsum verschlossen. Da kam der Urstier, zerstieß es mit seinen Hörnern und schnaubte gewaltig von der großen Arbeit. Zufällig blies er seinen starken Athem gegen einen Kürbis, der dadurch belebt und ein Mensch wurde, aber weiblichen Geschlechts. Von dem Kürbis Pou heißen alle Menschen Purang. Das Urweib war allein, bekam Langeweile und vermischte sich mit den niedern Götzen, mit welchen sie andere Menschen zeugte. Dadurch wurde sie die Stammmutter unsers Geschlechts. Die ersten Generationen aber waren ausgeartet und verwilderten so sehr, daß die Götter beschlossen, sie durch eine Sündfluth wieder zu vertilgen. Nur eine Familie wurde ihrer Tugend wegen (wie das Geschlecht Noahs) erhalten und von ihr stammen die heutigen Menschen. Aber auch unter ihnen gab es bald wieder arge Sünder, die den Untergang der frühern Menschen bedauerten und sich dafür an den Göttern zu rächen wußten. Einst jagten die Götter zu ihrer Lust in einem großen Walde, indem sie auf den Bäumen saßen und über den Bäumen schwebten. Da zündeten die bösen Menschen den Wald an und viele Götter verbrannten. Die übrigen aber hielten Gericht über die ruchlosen Brandstifter und stürzten sie in die tiefste Hölle hinab.

Ganz eigenthümlich ist die Sage der Kamtschadalen. Hier erscheint der Gott Schöpfer zugleich als der erste Mensch und Stammvater der nachfolgenden Geschlechter. Er heißt Kutka und wird als sehr einfältig geschildert. Wie konnte er auch besser seyn, da er ein so rauhes unfruchtbares Land wie Kamtschatka schuf? Zum Glück war sein Weib Chachy verständiger, besserte wieder, was er durch seinen Blödsinn verdarb und impfte auch den Nachkommen einigen Witz ein. Stellers Kamtschatka S. 253.

Wir wenden uns nun zum Westen, wo uns Mythen von einem ganz andern Charakter entgegentreten. Einen leisen Uebergang von der indischen Schöpfungslehre her mag man in der chaldäischen Sage wiedererkennen. Nach Berosus nämlich lehrten die Chaldäer: der große Gott Bal habe die Göttin Omoroka von einander gehauen, und aus ihrer untern Hälfte die Erde, aus der obern den Himmel gemacht, dann habe er sich selbst den Kopf abgehauen und aus seinem mit der Erde vermischten Blute sey der erste Mensch entstanden. Dieß erinnert wenigstens einigermaßen an die Zerstückelung des indischen Brahma. — Die phönizische Kosmogonie ließ, nach Eusebius, aus dem Chaos und der in demselben wirkenden Liebe den Urschlamm Mot entstehen, aus dem sich nach und nach die ganze Natur entwickelte, Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen, Thiere und Menschen. Hier vermissen wir den Zusammenhang mit andern orientalischen Vorstellungen fast ganz. Bei den Aegyptern herrschte trotz des Gegensatzes mit diesem Lande und Phönizien doch eine ganz ähnliche Vorstellung. Nach Diodor I. 7. und 10. sollen die ersten Menschen aus dem Nilschlamme hervorgegangen seyn, wovon man sich überzeugen könne, wenn man bemerke, daß noch jetzt aus diesem Schlamme Mäuse

hervorwachsen. Die schaffende Gottheit habe das fruchtbare Nilthal den ersten Menschen ausgewählt, weil es ihre Bedürfnisse am reichlichsten befriedigen konnte, und weil hier gleichsam der edelste Schlamm von der Natur präparirt wurde. Im Schlamme entwickelten sich organische Bläschen, stufenweise immer vollkommner, und jedes war ein Uterus. Auf der höchsten Stufe dieses Bildungsprocesses kam aus einer solchen Blase der erste Mensch hervor. Aber er war, wie Diodor bemerkt, noch thierähnlich und entfaltete erst nach und nach die Blüthen der Humanität.

Die alten Perser hatten eine der asiatischen völlig entgegengesetzte Ansicht vom Ursprung des Menschengeschlechts, obgleich auch sie die Menschen ursprünglich für Engel hielten. Sie glaubten nach dem Zenda-Vesta, Gott habe zuerst selige Geister oder Engel geschaffen. Unter diesen haben sich Ahriman gegen Gott empört, viele andere Engel verführt und durch seine Bosheit die ganze erste Schöpfung verderbt. Da habe Gott den Ormuzd geschaffen, den mächtigsten der guten Engel, um mit Ahriman zu streiten, und zugleich die irdische Welt, und die menschlichen Leiber, in welchen die guten Engel eine Verbindung und Vermischung mit der Verderbniß Ahrimans eingehen müssen, um sie desto gründlicher zu überwinden und nach und nach gänzlich zu reinigen. Denn das Böse kann nicht von außen, sondern nur von innen vernichtet werden.

Wie aber die ganze irdische Schöpfung nur den Zweck hat, die bösen Keime durch die guten, das Unkraut durch die segensreiche Frucht zu ersticken, so geht auch der Mensch nur in folgerechter Entwicklung aus dem Ganzen der Natur als ihr edelster und vollkommenster Theil hervor, und wie vorzüglich die Pflanzenwelt das aus der Nacht der Tiefe zum

Licht aufstrebende Princip darstellt, so entsteht auch der Mensch aus ihr, als der edelste der Bäume. Dieser lebendige Baum muß zunächst hergeleitet werden von Hom, dem Lebensbaum der Perser, in dessen Rinde Gott das Schöpfungswort Honover schrieb und von dem alles Gute kam. Auch der Menschenbaum war ohne Zweifel auf ihn bezüglich (wie homo auf hom) und eine Cypresse (die der Menschen schlanken Wuchs nachahmt), aber ein Zwitter, Mann und Weib zugleich, Meschia und Meschiane (Mensch und Menschin). Weil aber die Zweiheit des Guten und Bösen in ihnen lag, und die freie Wahl zwischen beiden, waren sie der Sünde fähig und fielen, ohne noch die Bestimmung, zu der sie in die irdische Welt eingingen, zu ahnen, von Ahriman verführt, in die Sünde. Sie essen gegen das Verbot Gottes von der Frucht des Todesbaumes, von Ahriman geschaffen, welcher in der Gestalt einer Schlange sie zum Genuß verführt, und sie trinken von der Milch der lüsternen Ziege, werden dadurch in verderblicher Geschlechtslust entzündet und trennen sich, die sündenlos verbunden waren, um sich in der Sünde wieder zu vereinigen. Sie zeugen nun andere Menschen und dieß wird von Gott wieder zum Guten gewendet, indem nun immer mehr gute Engel in menschliche Leiber eingehen und weniger zur Sünde geneigt, als ihre ersten irdischen Eltern, den Zweck der Weltreinigung allmählich erfüllen können. Meschia und Meschiane aber werden am längsten in der Unterwelt auf Erlösung harren müssen. Die zuerst gesündiget auf Erden, werden zuletzt in den Himmel eingehn.

Nach diesen altorientalischen Ansichten ist der Mensch schon vorher dagewesen, ehe er auf die Erde kam, und die Erde ist ihm weder eine Heimath, noch ein Aufenthalt der Freude, sondern ein Strafort oder ein Kerker. Auch alle

Verbindungen, die er hier eingeht, haben keinen Werth. Namentlich nach der indischen Ansicht wandern die Seelen durch viele, nicht nur menschliche, sondern auch thierische Körper, werden zwei-, drei-, hundertmal wieder geboren, haben hunderterlei verschiedene Eltern und gehen durch alle diese Familienverbindungen nur hindurch, wie durch eben so viele Träume. Nicht einmal eine bestimmte Persönlichkeit kann sonach der Mensch gewinnen, denn seine Seele durchläuft nach einander eine Menge der verschiedensten Personen und ist keine ganz und ausschließlich. Also läuft hier alles auf ein Ueberwinden und Zunichtemachen der irdischen Wirklichkeit hinaus.

Ganz anders war die mosaische Weltansicht und Schöpfungslehre. Sie ging davon aus, diese Welt sey keineswegs eine feindliche Schranke, welche man niederreißen müsse, oder ein bloßes Mittel zu einem ihr fremden Zwecke, ein bloßes Werkzeug, das man, wenn der Zweck erfüllt sey, zerbreche und hinter sich werfe; sondern die irdische Welt sey ein Meisterwerk der Allmacht, der Liebe und Güte Gottes, sich selber Zweck, schön und herrlich. Und dieser jungen Schöpfung schönste Blüthe sey der Mensch, das geliebte Kind Gottes. Dadurch erhielt die Wirklichkeit ihr Recht und ihren vollen Werth. Die trübselige und undankbare Naturverachtung wurde verworfen. Der Mensch sollte sich der Erde, seiner schönen Heimath freuen, sollte fröhlich, wenn auch mit Maaß, alle ihre Gaben genießen. Nach derselben gesunden und natürlichen Weltansicht wurde dem Menschen auch seine Persönlichkeit gesichert und gefestet. Nie vorher existirend, erst auf dieser Erde geboren, nur mit diesen und keinen andern Eltern, Geschwistern und Kindern verbunden, sollte er seine bleibende Persönlichkeit auch mit hinüber nehmen in eine andere Welt, ja sollte sogar denselben Leib, mit dem er

begraben worden, am jüngsten Tage wieder mit ihm auferstehen zum neuen Leben.

Und so ist denn in der Genesis über die Erzählung von der Schöpfung Adams im Paradiese ein tiefer Liebreiz der Unschuld und naiven Wahrheit ausgegossen und sie spricht unmittelbar zum Herzen. Die Milde des ewigen Vaters, die Schönheit der jungen Natur, die Kindlichkeit des ersten Menschenpaares gewähren ein Bild, wie es lieblicher und wahrer nicht gedacht werden kann.

Ich kann die liebliche allbekannte Idylle des Paradieses aus dem ersten Buche Mose hier nicht wiederholen, wohl aber muß ich aufzeichnen, wie sie von den christlichen Malern und Dichtern im ursprünglichen Charakter ihrer edeln Einfachheit sinnig weiter ausgeführt worden ist. Das schönste Bild der Schöpfung Adams malte Michel Angelo, obgleich er von dem Formen aus Thon und vom Einblasen des Odems absah, und nur eine magnetische Beseelung annahm, indem er Gott mit der äußersten Spitze seines Fingers die des Adam berühren läßt. Sodann haben sich Malerei und Dichtkunst erschöpft in unzähligen reizenden Bildern der ersten Paradiesesscenen: Adams Erwachen und erstes holdes Erstaunen. Adams erstes Gebet. Adam unter den Thieren, denen er Namen gibt. Adam, dem die Engel dienen. Adam schlummernd unter den Engeln. Adams erster lieblicher Traum. Die Entstehung Eva's aus seiner Rippe. In Eva's Bilde haben die sinnreichsten Maler immer den reinsten und indifferentesten weiblichen Charakter darzustellen gesucht, nicht das geistig Erhabene, wie in der Madonna, aber auch nicht das sinnlich Verführerische und Lockende, wie in der Venus, nie etwas Sentimentales, aber auch nie etwas Kokettes, sondern

plastisch die kräftige und schöne, aber noch ganz junge Mutter des Geschlechts und im Ausdruck kindliche und heitere Naivetät. Haar gewöhnlich blond, als der Weichheit des weiblichen Charakters mehr entsprechend. Auch geben die Maler unserer ersten Mutter gern ein sehr volles Haar. Auf einem alten Kirchenbilde in Hildesheim (beschrieben in Augusti's Denkwürdigkeiten XII. 387) führt Gott sogar die Eva bei den Haaren herbei, um sie dem Adam vorzustellen. — An der ehernen Thür des Baptisteriums in Florenz von des berühmten Ghiberti Meisterhand ziehen vier Engel die neugeborne Eva hervor und stellen sie Gott dar, der die letzte Hand an das schönste Geschöpf der Erde zu legen im Begriff ist. — In der Domkirche zu Florenz hat Bandinelli unsere ersten Eltern abgebildet und zwar auf capriciöse Weise, die Eva größer als den Adam. Hin und wieder findet man noch mehr solche Scherze in Darstellungen unserer ersten Eltern, ironische Beziehungen theils auf die ungeheure Fruchtbarkeit, welche unserer ersten Mutter inwohnen mußte, um das ganze Menschengeschlecht zu gebären, theils auf die Herrschaft des schwächern Geschlechts über das stärkere, meist harmlose aber doch auch nicht ganz würdige Scherze.

Eva's erster, staunender und lächelnder Blick in die Welt, Ueberraschung und reizende Furcht. Ihr erstes frommes Gebet. Eva betrachtet den schlummernden Adam. Adams Erwachen und freudiges Staunen. Scenen der reinsten Unschuld. Satans Einschleichen ins Paradies, wie er die Kinder Gottes belauert und beneidet, überaus schön in Miltons Gedicht vom verlornen Paradiese. Die bunte Schlange ringelt sich vor Eva her und verlocket sie durch ihre Schönheit. Eva schläft unter Blumen, die Schlange flüstert ihr heimlich ins Ohr und Eva lächelt im Traum. Der Sün-

denfall. Eva bricht den Apfel. In Raphaels berühmtem Bilde, das sonst in jeder Beziehung unübertrefflich ist, erscheint doch Haltung und Blick Eva's zu theilnahmlos.

Die Schlange wird zuweilen kriechend unter dem Baum, noch öfter durch die Aeste des Baums geschlungen und hin und wieder auch mit einem Mädchengesicht abgebildet. Der Baum ist bei den neuen Malern immer ein Apfelbaum, bei den ältern kommt aber auch statt dessen der Feigenbaum vor, z. B. auf einem Bilde des Van Eyck. (Vergleiche Waagen Van Eyck S. 217.) Man stritt lange, was für ein Baum der verbotene des Paradieses gewesen sey. *) Die Juden glaubten ein Weinstock; bei den ersten Christen kam der Glaube an den Feigenbaum auf, den noch Augustinus theilte. Nach und nach aber nahm man allgemein an, es sey der Apfelbaum gewesen. Auf einem Bilde von Padoanino nimmt Adam den Apfel vom Schooße der Eva.

Nach dem Fall die beschämende Erkenntniß, Erwachen des Gewissens, Scham und Furcht. Schadenfreude des Satans. Die Schuldigen bekleiden sich mit den Feigenblättern.

---

*) Auf der Insel Ceylon nennt man eine halbmondförmige, an einem langen Zweige herabhängende Frucht, die einem halb angebissenen Apfel gleich sieht (Dichotoma) den Evaapfel. Dieser Name ist der Frucht natürlicher Weise erst von den Christen beigelegt worden. Doch findet sich auch eine ächt indische Vorstellung vom verbotenen Apfelbaum. Nämlich im Paradiese auf dem Gipfel des Berges Meru soll nach indischer Lehre neben dem Baum der Unsterblichkeit (Kalpavrksham) der Baum des Uebels (Ciamba) stehen, von dem alles Uebel in der Welt herkomme. (Vergl. Paullinus brahmanische Götterlehre S. 251.) Aber der indischen Sage fehlt, wenn sie auch den Baum hat, das erste Menschenpaar, und vielleicht ist auch der Baum des Uebels erst durch Perser oder Muhamedaner in Indien bekannt worden.

Dieſer Umſtand ſchien die Annahme zu begünſtigen, nach welcher der verbotene Baum ein Feigenbaum geweſen ſeyn ſoll.*) Naives Verſtecken unſerer erſten Eltern vor Gott. Das Strafurtheil. Die Verſtoßung aus dem Paradieſe, die Flucht vor dem Engel mit dem Flammenſchwerte. Die Verfluchung der Schlange.

Die Liebe unſerer erſten Eltern hat, eben weil ſie die erſte irdiſche Liebe war, einen Reiz vor allen andern, den aufzufaſſen viele Dichter ſich bemüht haben. Wie viel poetiſcher Zauber liegt nicht allein in der Idee des erſten Kuſſes? Milton, der ſonſt die paradieſiſche Idylle ſo glücklich ausgeführt hat, vergißt hier leider alle Naivetät und fällt in ſentimentalen Schwulſt.

Die Arbeits- und Familienſcenen nach dem Falle, wie Adam harkte und Eva ſpann, bieten das poetiſche Intereſſe nicht mehr dar, wie die Paradiesſcenen vor dem Fall, und haben die Dichter oft zu viel Ironie hineingelegt. Um des Contraſtes willen zogen ſie gar unſere erſten Eltern, die im Paradieſe ſo vornehm dageſtanden, etwas ins Gemeine herab. Eines der artigſten Epigramme, die von dieſem ironiſchen Standpunkte aus gemacht wurden, iſt das bekannte:

Du armer Vater Adam du,
Dein erſter Schlaf war deine letzte Ruh.

Victor, ein chriſtlicher Dichter des fünften Jahrhunderts, bildete in ſeinem Gedicht Geneſis in lateiniſchen Hexametern (abgedruckt unter den poet. vet. eccl. bei Fabricius) die Sage von Adam und Eva eigenthümlich und ſinnig aus.

*) Irenäus ſah in den Feigenblättern bereits ein Vorbild der Stachelgürtel, die ſich ſpätere Aſceten zur Pönitenz anlegten, weil dieſe Blätter ſehr rauh und auf der bloßen Haut empfindlich ſeyen.

Nachdem er geschildert, wie unsere ersten Eltern aus dem Paradiese verbannt worden, fährt er fort: indem sie ängstlich im Urwald, der die Erde bedeckte, umherirrten und nichts mehr von den Früchten des Paradieses fanden, erblickte Eva die Schlange, die sich vor ihnen zu verkriechen suchte. Sogleich forderte sie ihren Gatten auf, das verhaßte Thier zu tödten, damit es den Tod, der ihnen von Gott verheißen sey, und den sie um der Schlange willen leiden müßten, selber zuerst empfinde. Beide rafften Steine auf, und warfen nach der Schlange, aber vergebens, da sie sich verkroch. Ein Stein traf auf einen andern, es gab Funken, dadurch wurde das dünne Moos umher angezündet und auf einmal gerieth der große Wald in Brand. Staunend und erschrocken sahen unsere ersten Eltern das neue irdische Licht, das so ganz verschieden war von dem himmlischen Lichte der Sonne, das ihnen bisher im Paradiese geleuchtet. Aber sie sollten bald noch mehr sehen. Hier entblößte das Feuer die Erde und legte die in ihr verborgenen Metalle bloß. Dort häufte sich vom ersten Regen, der den großen Rauch erzeugte, benetzt, die Asche zu fruchtbarem Boden an und wurde fähig, durch der Menschen Fleiß bebaut zu werden. Endlich blieb in der Asche Feuer zurück, das dem Menschen zu allen seinen Werken unentbehrlich seyn sollte, und so lernten Adam und Eva die Mittel kennen, durch die sie künftig ihr Erdenleben fristen sollten.

Ueber das Schicksal Adams nach seinem Tode hat der Christ milder gedacht, als der Perser. Nach altpersischer Lehre muß der erste Mensch am längsten in der Hölle aushalten. Dagegen wird er nach christlicher Ansicht durch Christi Opfertod erlöst. Dieß ist am schönsten aufgefaßt in der erhabenen Dichtung des apokryphischen Evangeliums Nico-

demi. Unmittelbar nach seinem Tode am Kreuz sprengt Christus die Pforten der Hölle, um daraus alle die Gerechten zu befreien und mit sich in den Himmel zu nehmen, die nicht bis auf den jüngsten Tag warten sollen. Der älteste von allen, die in der Hölle sind, Adam, bleibt trauernd sitzen, und zweifelt, ob ihm Vergebung werde. Da faßt Christus liebevoll seine Hand, erhebt ihn und führt ihn aus der Finsterniß empor zum Paradiese. In nicht minder erhabener Sprache malt dieselbe Scene der Bischof Epiphanius in seiner berühmten (in Augusti's Denkwürdigkeiten II. 168 mitgetheilten) Rede. Adam liegt in Fesseln, da naht Christus ihm als Gott, spricht zu ihm als zum Geschöpf und schafft ihn gleichsam zum zweitenmal, indem er ihn frei macht und ins himmlische Paradies führt.

Auf alten Kirchenbildern kommen zuweilen Adam und Eva im Fegefeuer vor, ihnen gegenüber die Verkündigung Mariä — Sünde und Erlösung.

In Dante's unsterblichem Gedicht ist Adam schon längst ein Bewohner des Paradieses. Dante trifft ihn hier an, und hört von ihm die Bestätigung, daß er bis zum Tode Jesu in der Hölle habe weilen müssen. Doch sey er der Seligkeit gewürdiget worden, wie das Laub, das vom Winde gebeugt sich wieder erhebe. — Klopstock ist in seinem Messias sehr willkürlich und, wie mir scheint, unziemlich von der alten Vorstellung abgewichen, hat das herrliche poetische Motiv derselben nicht benutzt und den sündigen Adam ohne weiteres schon lange vor Christi Geburt selig werden lassen und in die Sonne versetzt, von wo aus er auf Christi irdischen Wandel niederblickt (im Anfang des zweiten Gesanges).

Während die orthodoxe christliche Kirche immer der einfachen mosaischen Schöpfungslehre treu blieb, wichen die

ketzerischen Secten mehrfach davon ab, und griffen in die ältere indopersische Vorstellungsweise zurück. Insbesondere wurde Christus in mehrfache Verbindung mit Adam gebracht. Die Kirche selbst huldigte wenigstens im Allgemeinen einer gewissen Neigung zum Vergleichen und Parallelisiren. In diesem Sinne galt ihr Christus als der neue Adam, der wieder ins Paradies zurückführt, wie der erste herausgeführt hat. Daher der auch in jedem Menschen sich wiederholende Gegensatz des alten Adams (des sündigen Fleisches) und des neuen in Christo wiedergebornen Menschen. Auf dieselbe Weise wurde das Wort Eva durch ein kirchliches Wortspiel umgekehrt in Ave, das Wort, womit man die heilige Jungfrau Maria zu begrüßen pflegt, und Maria wurde die neue Eva, wie Christus der neue Adam. Endlich wurde auch der Baum des Lebens zum Kreuze Christi umgedeutet. Adam, sagt die Legende, brachte einen Kern des Apfels mit aus dem Paradiese, und behielt denselben im Munde, als er starb. Daraus wuchs über seinem Grabe ein Apfelbaum. *) Als viel später die Königin von Saba zum weisen König Salomon reiste, soll sie unterwegs den Baum, der als rohe Brücke über einen Fluß diente, gesehen und mit ihrem geistigen Auge erkannt haben, daß aus ihm einst das Kreuz des Erlösers werde gezimmert werden. Darauf betete sie dieses Holz an. In demselben Sinne hat man früher zuweilen das Kreuz Christi grün gemalt, und hat der Apfelbaum eine

*) Eine abweichende Sage führt Francesco da Buti an (vergleiche Dante's Fegfeuer vom Prinzen Johann S. 313). Adam schickte seinen frommen Sohn Seth, das verlorene Paradies aufzusuchen; diesem wurde aber vom Engel mit dem Flammenschwert der Eingang verboten, dafür aber ein Zweig vom Baum des Paradieses überreicht, den er nach Adams Tode auf dessen Grab pflanzen sollte.

ſymboliſche Bedeutung bei der Weihnachtsfeier erlangt. Man hängt in der Chriſtnacht vergoldete Aepfel an erleuchtete Bäume zur Freude der Kinder, und nach der Volksſage ſoll in derſelben Nacht von 12 — 1 Uhr ein Apfelbaum bei Tribur am Rhein blühen. *) Die Portugieſen fanden in Indien einen Apfel, der, wenn man ihn mitten entzwei ſchnitt, die Werkzeuge des Leidens Chriſti enthielt und den ſie Adamsapfel nannten.

Um Adam und Chriſtus, den verbotenen Baum des Erkenntniſſes und das Kreuz, noch näher mit einander in Verbindung zu bringen, wurde die Legende endlich dahin ausgebildet, daß Adam bei Jeruſalem auf dem Berge Golgatha ſoll begraben worden ſeyn. Als der Heiland auf dieſen Berg zum Tode geführt, und das Kreuz aufgerichtet wurde, kam das letztere gerade in den Mund von Adams Todtenſchädel zu ſtehen, und als Chriſtus das Haupt ſenkte und ſtarb, ſah er nieder auf das Haupt Adams, ihm ankündigend, daß

*) Ich übergehe hier die Vergleichungen, die man zwiſchen dem Baum des Paradieſes mit andern mythiſchen Bäumen angeſtellt hat, weil ſie von dem Gegenſtande, von dem ich hier ausſchließlich handle, nämlich vom Urſprung des Menſchen abführen. Schon auf den vielen alten Mithrabildern, welche die Opferung des Stiers durch Mithras darſtellen, kommt Schlange und Scorpion neben einem Apfelbaum vor. In der griechiſchen Heraklesmythe kommt der Baum der Heſperidenäpfel vor, unter dem ein Drache wacht; in der nordiſchen Edda die Eſche Ygdraſill, der Weltbaum, an deſſen Wurzeln Schlangen nagen. In allen dieſen Mythen bedeutet die Schlange das nächtliche Princip, der Baum das Naturleben, die Frucht wahrſcheinlich die Verheißung der Wiedergeburt. Auch die Sonne findet ſich gewöhnlich repräſentirt, ſey es durch den Helden, der den Drachen bekämpft, ſey es durch einen Adler oder Phönix auf des Baumes Gipfel, als das Lichtprincip im Gegenſatze gegen das Nachtprincip an der Wurzel.

nun die Schuld des Baumes getilgt sey. (Sinnig ausgeführt im Judas Ischarioth von Abraham a St. Clara I. 455 und II. 145). In demselben Sinne läßt ein geistvoller neuerer Dichter (Stehling in seinem jüngsten Gericht) den letzten Menschen (den ewigen Juden) beim Weltende, während ringsum die Erde brennt, noch allein auf Golgatha stehen. Wie selbst namhafte Kirchenlehrer auf dieses Allegorisiren und auf die Parallelen zwischen Adam und Christus eingingen, beweist unter andern der heil. Basilius, der in Adam auf doppelte Weise die vorbedeutende Figur des Kreuzes nachwies; einmal sey der Staub, aus dem er geformt worden, kreuzweis an allen vier Himmelsgegenden gesammelt und sodann sey die Thonfigur, die Gott daraus bildete, mit ausgebreiteten Armen als ein Kreuz geformt und so durch Gottes Odem belebt worden.

Von dieser unschuldigen Symbolik schweiften die Secten weit ab. Die alte indische Lehre hat sich hauptsächlich in der christlichen Secte der Manichäer wiederholt und auf eine wahrhaft schreckenerregende Weise phantastisch ausgebildet. Auch diese Secte sah nämlich in den Menschen ursprünglich böse Wesen und wenn auch nicht gefallene Engel selbst, doch Geschöpfe derselben, mit Einem Worte Kinder des Teufels. Mani lehrte, als Gott die Sonne erschaffen habe, um überall in der Welt himmlisches Licht und Segen zu verbreiten und die höllische Macht zu besiegen, seyen die Teufel in Zorn und Bitterkeit ergrimmt, und Saklas, der Oberste der Teufel, habe die Kinder aller andern Teufel gefressen, um sich mit ihren sämmtlichen Kräften zu stärken, und dann mit der Teufelin Nebrod ein Kind gezeugt, das alles Feuer der Hölle in sich vereinigen, zugleich aber auch alle noch in den Teufeln, als gefallenen Engeln vorhandene Keime des Lichts

wie in einem Kerker in ſich faſſen ſollte, um ſie jeder ſympathetiſchen Berührung mit dem himmliſchen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geſchöpftes Gegenbild der aus der Höhe geſchöpften Sonne. Und dieſes Teufelskind war der erſte Menſch, Adam. Doch Gott ſah vom Himmel herab und erkannte in dieſer Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerſtreuten Lichtkeime alle in ein neues Weſen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben dieſe Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Licht des Himmels zurückzuführen. Er wollte alſo nicht dulden, daß dieſe Keime künftig im Menſchen wie in einem Kerker verſchloſſen würden, ſondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er ſelbſt auf magiſche Weiſe Theil an der Zeugung Adams und fügte, daß die Nebrod im Momente der Empfängniß in die Sonne ſehen und in derſelben das reine Urbild der menſchlichen Gattung, die ſtrahlende Schönheit Jeſu Chriſti erblicken mußte. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teufliſchem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenſchen, und das menſchliche Geſchlecht wurde dadurch fähig ſich über die teufliſche Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dieß kann der Menſch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entſagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geſchlecht möglichſt bald ausſterben macht.

Eine andere chriſtliche Secte, die der Gnoſtiker, die ſich wieder in mehrere Secten theilte, verſenkte ſich in nicht minder ſtaunenswürdige Phantaſien.

Die Valentinianer lehrten: Gott ſchuf dreißig Aeonen oder Urgeiſter, je einen männlichen und einen weiblichen.

Aber nur der erſte männliche Aeon, Nus, hatte volle Einſicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte ſich von den andern, ſuchte in der Finſterniß außerhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geiſt der Unruhe und Finſterniß ſelbſt war. Dieſes dunkle Weſen trachtete nach dem Licht und Gott ſchuf ein neues vollkommen reines Lichtweſen, Chriſtus, der ſich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdiſchen Natur, erzeugte. Dieſer ſchuf in ſeiner neuen Welt auch den Adam, aber weder Schöpfer noch Geſchöpf waren ſo vollkommen, daß ſie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erſcheinung Chriſti als Jeſus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geiſt (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Chriſtum und die Sophia = Achamoth. Die letztere verirrte ſich aus dem Himmel, indem ſie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldaboth oder Demiurg, ſchämte ſich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdeß erſchuf der Demiurg den Menſchen Adam nach ſeinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte ſich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wiſſen etwas von ihrer himmliſchen Lichtnatur. Dadurch erhob ſich Adam über den Demiurg. Dieſer aber ergrimmte, daß das Geſchöpf mehr ſeyn ſollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finſterniß unter der Erde, ſpiegelte ſeinen Zorn und Haß darin ab, und dieſes Bild des Haſſes wurde ein ſelbſtſtändiges Weſen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu thun habe, damit Adam dem Einfluß der Sophia entzogen werde. Sie

wie in einem Kerker in sich fassen sollte, um sie jeder sympathetischen Berührung mit dem himmlischen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geschöpftes Gegenbild der aus der Höhe geschöpften Sonne. Und dieses Teufelskind war der erste Mensch, Adam. Doch Gott sah vom Himmel herab und erkannte in dieser Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerstreuten Lichtkeime alle in ein neues Wesen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben diese Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Licht des Himmels zurückzuführen. Er wollte also nicht dulden, daß diese Keime künftig im Menschen wie in einem Kerker verschlossen würden, sondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er selbst auf magische Weise Theil an der Zeugung Adams und fügte, daß die Nebrod im Momente der Empfängniß in die Sonne sehen und in derselben das reine Urbild der menschlichen Gattung, die strahlende Schönheit Jesu Christi erblicken mußte. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teuflischem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenschen, und das menschliche Geschlecht wurde dadurch fähig sich über die teuflische Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dieß kann der Mensch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entsagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geschlecht möglichst bald aussterben macht.

Eine andere christliche Secte, die der Gnostiker, die sich wieder in mehrere Secten theilte, versenkte sich in nicht minder staunenswürdige Phantasien.

Die Valentinianer lehrten: Gott schuf dreißig Aeonen oder Urgeister, je einen männlichen und einen weiblichen.

Aber nur der erſte männliche Aeon, Nus, hatte volle Einſicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte ſich von den andern, ſuchte in der Finſterniß außerhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geiſt der Unruhe und Finſterniß ſelbſt war. Dieſes dunkle Weſen trachtete nach dem Licht und Gott ſchuf ein neues vollkommen reines Lichtweſen, Chriſtus, der ſich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdiſchen Natur, erzeugte. Dieſer ſchuf in ſeiner neuen Welt auch den Adam, aber weder Schöpfer noch Geſchöpf waren ſo vollkommen, daß ſie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erſcheinung Chriſti als Jeſus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geiſt (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Chriſtum und die Sophia = Achamoth. Die letztere verirrte ſich aus dem Himmel, indem ſie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldaboth oder Demiurg, ſchämte ſich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdeß erſchuf der Demiurg den Menſchen Adam nach ſeinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte ſich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wiſſen etwas von ihrer himmliſchen Lichtnatur. Dadurch erhob ſich Adam über den Demiurg. Dieſer aber ergrimmte, daß das Geſchöpf mehr ſeyn ſollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finſterniß unter der Erde, ſpiegelte ſeinen Zorn und Haß darin ab, und dieſes Bild des Haſſes wurde ein ſelbſtſtändiges Weſen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu thun habe, damit Adam dem Einfluß der Sophia entzogen werde. Sie

schufen die Eva, hielten sie ihm als lockendes Bild vor und sperrten sie zusammen ins Paradies ein. Aber Sophia schickte die Schlange (ein heilbringendes, daher von den Ophiten als Symbol des guten Geistes verehrtes Wesen), welche die ersten Menschen lehrte, vom Baum der Erkenntniß zu essen. Dadurch wurden sie abermals des himmlischen Lichts theilhaftig, aber vom zornigen Demiurg aus dem Paradiese verstoßen, und mit des Satans Hülfe in so viel Trübsal und neue Verlockung gestürzt, daß nur die Wiederkunft Christi auf die Erde sie wieder erlösen konnte.

Unter den abweichenden Lehren anderer Gnostiker zeichnet sich noch eine durch eine eigenthümliche Vorstellung aus (Neanders Gnostiker S. 216): Gott schuf zwei Söhne, den Demiurg, der die irdische Welt formte, und den Adam, der das Werk seines Bruders durchforschen wollte, in der Natur aber wie in einem Spiegel sein eigenes Bild erblickte, und sich (gleich dem Narcissus) so sehr darein verliebte, daß er ganz in dasselbe überging, und sein himmlisches Wesen mit dem irdischen vertauschte.

Die Lehre des Marcion schließt sich etwas mehr an die mosaische an. Sie sagt einfach: Jehovah habe den Adam nach seinem Bilde geschaffen, Adams Geschlecht habe sich über die Erde ausgebreitet und bis zu Christi Geburt habe alles das Ansehen gehabt, wie es im alten Testamente geschildert wird. Als aber Christus auf die Welt gekommen sey, habe sich plötzlich offenbart, daß Jehovah nicht der alleinige Gott, sondern nur der Demiurg, der kleine Erdengott, ein von dem weit höhern Gott geschaffener Geist sey, und erst durch Christus, den Sohn dieses höchsten Gottes, sey die Kunde desselben unter die Menschen gekommen und den Men-

schen jenes höhere Licht eingepflanzt worden, das sie über die irdische Natur, wie über den alten Demiurg erhebe.

Origenes theilte noch die Ansicht, nach der die Menschen gefallene Engel sind und hier auf Erden ihre Prüfungsjahre bestehen. Die Priscillianer hielten die Seele des Menschen für göttlich und nur den Körper und seine Einwirkung auf die Seele für teuflisch.

Die christlichen Mystiker der spätern Zeit kamen auch noch zuweilen auf die altorientalische Vorstellung zurück, wenn auch mit weit mehr besonnener Einschränkung, als die Manichäer und Gnostiker. Insbesondere findet man, daß unser theosophus teutonicus Jakob Böhme sich einigermaßen zu der altpersischen Ansicht neigte. Er lehrt: der Engel Lucifer fiel ab von Gott (wie Ahriman), und um ihn und sein finsteres Reich zu bekämpfen, schuf Gott die irdische Natur und den Menschen, die das Finstere selbst an sich nehmen müssen, um es von innen her zu überwinden. Im Menschen ist das Licht und die Finsterniß, die ganze Engelwelt und die ganze Teufelwelt enthalten, darum ist er mehr als alle Engel und Teufel, jene müssen ihm dienen, diese ihn fürchten. Auch mehr als die aus Gutem und Bösem gemischte Natur ist der Mensch, obgleich er in ihr geboren ist, wie die Blume, obgleich aus dem Boden wachsend, doch edler ist als dieser. Nun sollte Adam vermittelst des Göttlichen in seinem Wesen das Teuflische überwinden, und wenn er es in sich selbst überwunden hätte, würde es auch außer ihm aus der Welt verschwunden seyn. Allein das Umgekehrte fand statt. Das Göttliche in ihm wurde durch seinen sündigen Theil überwunden. Anstatt wach zu bleiben, schlief er ein, d. h. er versenkte sich in die Lust des Irdischen. Sein Schlaf war seine Sünde. Da floh sein himmlischer Theil von ihm,

Sophia, die ewige Weisheit, und ſtatt ihrer gebar er aus ſich ſelbſt, aus ſeiner Seite, Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſch, ein irdiſches Weib, die nur ſeinem ſündigen Theile gleich war. Damit war die ſchöne Harmonie ſeines Weſens zerſtört, er hatte den Talisman, womit er die Natur beherrſcht und den Satan eingekerkert, verloren. Der Satan wurde frei, erkannte im Menſchen nicht mehr ſeinen Meiſter und ſuchte ihn nun durch jede Liſt, vor allem aber durch das Weib zu verführen. Doch eben dieſes Weib erſah Gott in ſeiner ewigen Güte zum Werkzeug der Erlöſung. Das weibliche Geſchlecht, aus ſündiger Neigung entſprungen, daher unſelig von Anbeginn, nur der finſtern Seite Adams angehörig, nicht theilhaftig ſeines urſprünglichen Lichts, wurde von Gott begnadet, zur Seligkeit fähig gemacht und ſo hoch geſtellt, wie einſt Adam im Paradieſe, durch die Jungfrau Maria, in der Gott ſich ſelbſt gebar und ſelbſt als Menſch auf Erden wandelte und ſtarb, um Adams ſündige Kinder zu erlöſen. (Von den drei Principien, 13.) An einem andern Ort gibt Jakob Böhme zu verſtehen: eigentlich ſchlafe Adam immer noch und das ganze Erdenleben ſey nur ein böſer Traum, den er träume bis zum jüngſten Tage, da das eigentliche Erwachen Adams doch erſt wieder im zweiten Paradieſe ſtatt finden kann. (Von der Gnadenwahl 6, 42. folg.)

Die Juden ſelbſt ſind bei der einfachen moſaiſchen Sage nicht ſtehen geblieben, ſondern haben ſie höchſt phantaſtiſch in den Fabeln ihres Talmud ausgeſchmückt und verfälſcht, indem ſie zum Theil altorientaliſche Vorſtellungen wieder aufgenommen haben. Zunächſt machten ſie aus Adam einen ungeheuren Rieſen und maßen alle Glieder desſelben im höchſten Maaßſtab aus. Selbſt nach dem Sündenfall, als er ſeine

erſte Größe verlor, ſoll er noch 500 Ellen lang geweſen ſeyn. Sodann machten ſie ihn wieder, wie die Perſer, zu einem Zwitter, Adam und Eva mit dem Rücken zuſammengewachſen, und nachher erſt von Gott auseinander geſägt. Drittens lehrten die Rabbinen: in den erſten 130 Jahren hätten ſich Adam und Eva nicht berührt, vielmehr ſeyen ſie beide anfangs getrennt und in die Hölle verſetzt worden und Adam ſey durch die Teufelin Lilith, Eva durch den Teufel Sammael verführt worden und hätten mit dieſen Dämonen eine Menge Teufel gezeugt, namentlich Adam mit der Lilith den Kain, der von der Mutter her ein Teufel geweſen ſey. Von Adam ſagen ſie ſogar aus: er habe ſich mit allen Thieren vermiſcht und dämoniſche Geburten mit ihnen erzeugt. Weiter lehrten ſie: der Apfel vom verbotenen Baum ſey ein Aphrodiſiacum geweſen und die Schlange, wodurch Eva verführt worden ſey, das membrum virile, und was des jüdiſchen Schmutzes im Talmud noch mehr iſt. Weit artiger erſcheint eine andere talmudiſtiſche Erzählung, nach welcher Eva, als ſie den Apfelbaum berührte, den Engel des Todes auf ſich zukommen ſah, und aus Furcht, ſie werde nun ſterben müſſen und Adam werde nun eine andere Frau bekommen, ihn überredet habe mitzueſſen, damit ſie beide zugleich ſtürben. Gleichwohl wird Adam andrerſeits für eine ſo hohe Perſon ausgegeben, daß ſogar die Engel ihn ſollen angebetet haben. Er beſaß ein Buch, worin alle Weisheit der Welt enthalten war, das ihm zwar nach dem Sündenfall davonflog, das aber nachher der fromme Henoch wiederbekam. Gott ſelbſt richtete dem Adam die Hochzeit aus, putzte die Eva in eigener Perſon, flocht ihr die Haare und führte ſie dem entzückten Bräutigam zu. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel tanzten auf der Hochzeit. Adam und Eva gingen zu zweien zu Bette und

standen zu sieben wieder auf, denn sie empfing und gebar in einer Nacht fünf Kinder.

Ferner lehrt der Talmud: in Adam sey das ganze Menschengeschlecht enthalten gewesen, jedoch nur in physischem Sinne. Was seine Seele betreffe, so seyen in derselben nur die sämmtlichen Seelen der Juden enthalten gewesen, denn in alle andern ältesten Völker (die Kainiten) seyen teuflische Seelen gekommen, durch Kain, dem er zwar als Vater den Leib, die Lilith aber als Mutter die Seele gegeben habe. Auch später hätten sich immer noch teuflische Geschlechter von dem Stamme der Juden abgezweigt, aber diesen zum Heil, sofern dadurch der verderbte Samen abgeleitet und der alte Stamm gereinigt worden sey, z. B. durch die Ausscheidung der Ismaeliten Abraham habe in Ismael, dem Sohn der Hagar, nur sein sündlich Theil abgelegt, um dann in Isaac, dem Sohn der Sarah, einen desto geläuterteren Stamm zu pflanzen ꝛc. In Adams Seele aber seyen schon ursprünglich die Seelen aller reinen Juden eingeschlossen gewesen, und sie habe sich namentlich in ihrer ganzen Ursprünglichkeit in David reproducirt, so wie sie sich in dem noch nicht erschienenen Messias reproduciren werde. Diesen Adam, der als Messias wiedererscheinen soll, nennt die mystische Kabbala den Adam-Kadmon. Adam vor dem Fall war schon der Messias, so wie der Messias, wenn er wieder erscheint, seyn wird, was Adam vor dem Fall war.

Das Ende der Welt wird eine Wiederholung der ersten Hochzeit im Paradiese seyn. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel werden wieder dabei tanzen. Die beste Quelle aller dieser Fabeln ist bis jetzt noch immer für die, welche den Talmud selbst nicht lesen können, Eisenmengers entdecktes Judenthum. Etwas sentimental ist die jüdische Tradition

von Herder aufgefaßt (zur schönen Lit. und Kunst Band IX. S. 18.) Der Schöpfer stieg hernieder und alle Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf sein Werk. Er rief dem Staube. Zusammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde; der Engel der Erde sprach: „Ein sterbliches Geschöpf wird dieß Gebilde seyn, wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde ist es, und muß zur Erde werden.“ Er rief der himmlischen Wolke; sie feuchtete den Staub. Da wälzete sich der Thon, und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden.“ Von innen formeten sich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen sprach: „Mancherlei Verlangen wirst du unterworfen seyn, kunstreich-schönes Gebilde, die Liebe deines Geschlechtes wird dich ziehen und treiben.“ Da trat Jehovah zu ihm mit seinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch, und blickte freundlich umher: „Siehe“ sprach der Schöpfer, alle Gewächse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben, dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du sie verwaltest. Aber du selbst bist mein, dein Athem ist mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.“ — Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen, und ihre Lust war bei dem Menschenkinde. So lebet der Mensch hienieden seine Zeit. Dann sinket er zusammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus wel-

chen er ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vaterkusse gegeben.

Eine sehr eigenthümliche Stellung behauptete die Lehre des alexandrinischen Juden Philo, der ein Zeitgenosse der Apostel war. Er bearbeitete die mosaische Genesis nach den philosophischen Begriffen, die sich in Alexandrien, wo altorientalische und ägyptische Weisheit und griechischer Platonismus auf das Judenthum einwirkten, gebildet hatten. Da unter den nämlichen Umständen bald darauf auch das Christenthum die Einwirkung dieser alexandrinischen Philosophie empfing, so hat Philo's Lehre schon einige Aehnlichkeit mit der spätern Lehre der Gnostiker und Manichäer, die ich bereits erwähnt habe. Philo glaubte an eine Präexistenz der Seelen, wie die alten Inder und Perser. (Vergl. Gfrörers Philo I. S. 374.) Doch nahm er an, daß nur die schlechten und gemeinen Seelen ihrer frühern Sünden wegen in den Kerker des irdischen Leibes gebannt worden seyen, die reinen Seelen der Patriarchen und Propheten dagegen seyen freiwillig und nur aus edler Wißbegier ins irdische Leben eingegangen. (I. S. 391.) Er vergleicht die Menschheit mit einer Colonie abgefallener Geister, die sich auf einige Zeit auf unsern Planeten haben niederlassen müssen. Adam aber und Eva gehen bei ihm in Personificationen von bloßen Begriffen auf. Adam ist ihm die Seele vor dem Fall, das reine Geschöpf Gottes; Eva aber ist ihm das Fleisch, die Körperwelt, die Sinnlichkeit, durch welche die Seele zu Falle gebracht und in die irdische Leiblichkeit hinabgezogen wurde. (I. S. 91.)

Auch die muhamedanische Sage ist von der mosaischen ausgegangen, hat dieselbe aber mit einigen ältern orientalischen Vorstellungen vermengt, sehr phantastisch ausgebildet und manchen äußerst zarten und sinnreichen Zug einge-

webt. Die nahe Berührung mit den buddhiſtiſchen Mongolen erklärt die unter den Muhamedanern in Perſien verbreitete Vorſtellung von mehreren der Schöpfung Adams vorausgegangenen Weltperioden. Nach Herbelot regierten auf Erden ſchon vor Adam 40 oder gar 72 ſogenannte Solimanen oder königliche Weiſe und Geiſterfürſten (nach dem Modell des in der muhamedaniſchen Welt hochgefeierten ſpätern König Salomon) in ſieben auf einander folgenden Zeitaltern, aber nur dem berühmten (aus der altperſiſchen Mythologie entlehnten) Vogel Simurgh war es vergönnt, ſie alle zu überdauern und bis in unſer Zeitalter fortzuleben. Von ihm ſoll die Kunde jener ältern Epochen auf uns gebracht worden ſeyn. — Nach der bei allen übrigen Muhamedanern herrſchenden Vorſtellung empörten ſich die erſtgeſchaffenen Engel, die Dſchinen (Genien), unter der Anführung des Eblis (verdorben aus diabolus) gegen Gott, der, erzürnt darüber, ein neues höheres Weſen hervorzubringen ſich vornahm. Die Erde ſollte dazu den Stoff liefern, und Gott ſchickte einen Erzengel nach dem andern zu ihr hinab; aber ſie weigerte ſich, denn ſie ſah die Gebrechlichkeit des neuen Geſchöpfs voraus und fürchtete, Gott werde ſie einſt um ſeinetwillen verfluchen. Zuletzt wurde der Engel Azrael zu ihr abgeſandt, und dieſer nahm ihr den Stoff, aus dem Adam geformt werden ſollte, mit Gewalt. Deßhalb erhielt er nachher das Amt des Todesengels, der die Seelen eben ſo gewaltſam wieder vom körperlichen Stoffe trennt, wie er den erſten Körper gezwungen hatte, die Seele in ſich eingehen zu laſſen. Jenen Stoff aber ſammelte Azrael aus allen Arten von Erde, aus weißer, gelber, rother, ſchwarzer Erde und dieſe in Adam vereinigten Farben ſchieden ſich ſpäter wieder aus in den Racen der Menſchen. Gott formte den Adam, aber er wartete noch vierzig Jahre, bevor er

ihm eine Seele einhauchte. Da sah Eblis die leblose Thonfigur liegen, musterte sie voll Neugier, klopfte an ihr und ging sogar in alle ihre Theile ein, um sie ganz auszuforschen, und da er sie hohl und leer fand, meinte er, sie werde sich einst anfüllen wollen und dadurch der Habgier, mancherlei Begierde und jeder Versuchung aussetzen. Endlich blies Gott dem Thon seinen Odem ein, und Adam wurde belebt, von oben nach unten. Kaum aber fühlte der neue Mensch seinen Kopf und sein Herz, als er schon voreilig aufstehen wollte, ehe noch seine Füße belebt waren. Darum sank er wieder zusammen und schon seine erste Handlung war ein Fall. Als er nun aber vollendet war in seiner strahlenden Schönheit, Gottes Meisterstück, da mußten alle Dschinen vor ihm niederknien und ihm huldigen. Nur Eblis that es nicht und ward in die Hölle verstoßen. Dem Adam aber gab Gott das schöne Paradies zur Wohnung und die liebliche Eva zur Gefährtin und ließ ihn in einer Vision alle seine Nachkommen, die unzähligen Geschlechter der Menschen sehen. Da staunte Adam und betrübte sich zugleich, denn er war damals noch riesengroß und göttlich schön (weil er noch nicht gesündigt hatte), in seinen Enkeln aber sah er kleine Wesen, die meisten unschön, viele krank und krüppelhaft. Gott aber tröstete ihn und sprach: es müsse der Wesen vielerlei und von allen Arten geben, er liebe nicht, sich nur auf eine Art danken zu lassen. Die Freude des Paradieses wurde gestört durch Eblis, der sich listig als Schlange einschlich und den Pfau (die Hoffart) für seine Absicht gewann. Durch sie wurde Eva verführt, die verbotene Frucht zu brechen. Diese Frucht aber war kein Apfel, sondern Korn von einem Getreidebaum oder einer kolossalen Aehre. Kaum war die Sünde begangen, so fielen die kostbaren Kleider, die Gott

unſern erſten Eltern gemacht hatte, von ihnen und ſie ſahen ſich in ihrer Blöße. Als Gott den Frevel erfuhr, ſchleuderte er voll Unwillen alle dabei Betheiligten aus dem Paradieſe und ſie ſtürzten auf die Erde herab. Adam fiel auf der Inſel Ceylan nieder, auf den Berg, der noch jetzt Adams-Pic heißt und wo man noch die rieſenhafte Spur ſeines Fußes zeigt. Eva fiel bei Dſchidda am rothen Meere nieder, Eblis (die Schlange) bei Baſſora, der Pfau in Indien, der Getreidebaum ſtreute ſeine Körner überall hin auf die Erde aus. Adam und Eva behielten zwar ihre vorige Größe, verloren aber die rothe Hornhaut, die ſie bisher umkleidet hatte und von der nur ein kleiner Reſt in den Nägeln der Finger und Zehen ſitzen blieb. (Um die rothe Farbe wiederherzuſtellen, pflegen ſich die Muhamedanerinnen noch jetzt die Nägel mit Henna roth zu färben.) Der Pfau verlor zur Strafe die ſchöne Stimme, die er im Paradieſe gehabt. Das Getreide wurde ſo klein, wie es noch jetzt iſt. — Adam war untröſtlich, warf ſich auf ſein Angeſicht und weinte hundert Jahre lang. Aus ſeinen Thränen wuchſen die Palmen und die andern hohen Bäume, die Ceylan zieren.*) Endlich ſandte Gott barmherzig den Engel Gabriel zu ihm, der ihn tröſten und aufrichten mußte und ihn lehrte, das-

*) Percifal in ſeinem Werk über die Inſel Ceylan theilt eine merkwürdige Sage von dem heiligen Cypreſſenbaum mit, der auf dem Adamspic verehrt wird. Wer ein Blatt von dieſem Baum erhaſcht, ſoll dadurch wieder jung werden; aber es iſt nie eines gefallen. Der Baum ſoll nicht irdiſchen Urſprungs, ſondern durch die Luft auf den Berg herabgekommen ſeyn. Man wird hiebei verſucht, an die Cypreſſe der perſiſchen Sage zu denken, die im Paradieſe wuchs und aus der das erſte Menſchenpaar hervorging. Auch in Kaſchmir, wohin Viele das Paradies verlegt haben, verehrte man eine uralt heilige Cypreſſe, welche die Muhamedaner zerſtört haben.

ſelbe Getreide, das er im Paradieſe auf unerlaubte Weiſe gekoſtet, nun mühſam anzubauen. (Eine tiefſinnige Idee.) Aber die Sehnſucht nach ſo langer Zeit ſeine Eva wiederzufinden, trieb ihn aus Ceylan fort. Er watete, was bei ſeiner Rieſengröße möglich war, durch die große Furth, die noch jetzt die Adamsbrücke heißt, auf das Feſtland von Indien hinüber und irrte durch die Länder, bis er endlich auf dem Gebirge Arafat die einſam trauernde Eva wieder fand. Der Engel Gabriel ſorgte ferner für ſie und brachte ihnen ein Haus aus dem Himmel herab, darin ſie wohnen ſollten, die heilige Kaaba zu Mekka. Hier lebten ſie, bis Adam in hohen Jahren ſtarb. Seine Leiche wurde ſpäter von Noah mit in die Arche genommen und in Jeruſalem beigeſetzt. Hier fand einſt lange nachher Jeſus Chriſtus den Todtenſchädel Adams und redete ihn mit Worten an, die kein Sterblicher nachſpricht. Am jüngſten Tage aber wird Adam auferſtehen und in der Mitte ſtehen aller ſeiner Kinder, ihm zur Rechten die das Himmelreich erben, ihm zur Linken die Verdammten. (Ich habe dieſe reiche Sage aus den einzelnen Erzählungen im Koran und bei Herbelot und aus den Schriften des Herrn von Hammer, meines hochverehrten Freundes, muſiviſch zuſammengeſetzt.)

Von den jüdiſchen und muhamedaniſchen Vorſtellungen iſt Manches, aber nicht gerade das Tiefſinnigſte, in die chriſtliche Phantaſie eingedrungen. Daß der Sündenfall die phyſiſche Beſchaffenheit Adams und Eva's bedeutend verändert habe, wurde ſchon von den Juden und Muhamedanern angenommen und darüber nicht wenig gegrübelt. Vor allem bemerkt man, daß ihnen der Nabel gemangelt habe, da ſie nur geſchaffen, aber nicht geboren worden ſeyen. Auch Dante nennt Adam die einzige Frucht der Welt, die ohne Keim

und Blüthe gleich in voller Reife da gewesen sey. Daß unsere ersten Eltern vor dem Fall nichts von all dem Unreinen an sich gehabt, womit wir jetzt behaftet sind, und daß sie namentlich noch keiner Ausleerung bedurft hätten, bemerkt die talmudistische und mosleminische Sage. Sogar die Nieren, die Galle wurden ihnen, wie die Genitalien abgesprochen und sollen erst nach dem Fall entstanden seyn. Ueber alles dieß hat sich noch unser großer Arzt Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim sehr weitläufig ausgelassen: In der schmutzigsten Anatomie und Physiologie aber wühlten die alten Rabbiner, die unter andern auch die Zeiten der Weiber von dem Umgang der Eva mit der Schlange ableiten. — Nach Wahls Koran (11te Sure) bewahren die Muhamedaner heute noch das Hemd Adams als Reliquie.

In der Zeit, in welcher der deutsche Volkswitz sich in humoristischen Auslegungen der Bibel in geistlichen Komödien, Fastnachtspossen und gemalten Späßen gefiel, bot auch die Schöpfungssage mancherlei Stoff zu den naivsten Scherzen dar. So malte man Adam und Eva als Eltern des ganzen Menschengeschlechts mit kolossalen Genitalien. So travestirte noch im vorigen Jahrhundert der lustige Pfaff Sebastian Seiler die ganze Schöpfungsgeschichte in einer geistlichen Komödie, die voll Witz ist. Artig ist auch der Gedanke, den sogenannten Adamsapfel am Halse der Männer für ein Stück des verbotenen Apfels auszugeben, der dem Adam im Halse stecken geblieben sey. — Bei einer Procession zu Heidelberg am Palmsonntage 1784 trat Adam in doppelter Gestalt im Zuge auf, einmal als Adam vor dem Fall, schön und unschuldig mit einer Lilie; dann als Adam nach dem Fall, traurig mit einer Schaufel und mit einem Todtenkopf, der einen Apfel im Munde hielt. (Journal von und für Deutschland I. S. 431.)

Als Curiosa können auch manche rationalistische Erklärungen der Genesis betrachtet werden. So hat einer gemeint, die verbotene Frucht sey eine Aphrodisiaeum gewesen und habe die Eva zur sinnlichen Lust gereizt. Die strafende Stimme Gottes aber und der Engel mit dem Flammenschwerte sey nichts als ein starkes Gewitter gewesen, durch das Adam und Eva heftig erschreckt und in die Flucht getrieben worden seyen. Nicht besser sind die allegorischen Erklärungen, welche die ganze Geschichte Adams in die Psychologie und Ethik übersetzen und zu einer Parabel machen, die in einem erdichteten Beispiel eine gewisse Lehre klar machen wolle ꝛc.

Ein wenig sentimental ist eine Dichtung in Leons rabbinischen (größtentheils von ihm selbst erfundenen) Legenden. Als Gott die Menschen erschaffen wollte, riethen ihm alle Engel dazu, außer Emeth, der Engel der Wahrheit, denn dieser wußte, daß der Mensch lügen würde. Gott war über diesen Widerspruch erzürnt und verstieß den Engel, rief ihn aber nachher wieder zu sich und Emeth überreichte Gott zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit eine mit seinen Thränen befeuchtete Erdscholle, aus der nun Adam geformt wurde.

Als sinnreiche Dichtung verdient erwähnt zu werden, was der sicilianische Dichter Meli erzählt: Gott und der Teufel spielten Schach mit einander. Gott verlor seine Königin, die bei Seite geworfen wurde und auf die Erde herabfiel — die Eva. Aber Gott gewann wieder und machte sich nach der Spielregel eine neue Königin, indem er mit einem Bauer ins Schach rückte — die Madonna.

Zu den heitern Scherzen dieser Art gehört auch eine Sage der Muhamedaner: Eva gebar sehr viele Kinder, und schämte sich dieser großen Zahl, als sie einmal von Gott überrascht wurde, und versteckte einige davon. Nun rief Gott

die Kinder zu ſich und theilte alle Würden und Güter der Erde unter ſie aus. Die aber verſteckt waren, bekamen nichts, und von ihnen ſtammen die Bettler und die Fakirs ab.

Da ich den Faden, durch den die altorientaliſche, die jüdiſche, chriſtliche und muhamedaniſche Anſicht zuſammenhängen, nicht abſchneiden wollte, muß ich nun die Vorſtellungen nachholen, welche ſich andere Völker von der Schöpfung des erſten Menſchen gemacht haben.

Die griechiſche Sage entfernt ſich nicht ſehr weit von der Schönheit und Einfachheit der moſaiſchen. Als die alten Titanen, die rohen Urkräfte der Natur, nach der griechiſchen Sage von dem jungen Götterkönig Zeus überwältigt wurden, bildete der Titane Prometheus aus Erde den Menſchen, holte in einem Rohr Feuer vom Rade des Sonnenwagens und hauchte es dem Thongebilde als Lebenskraft ein. Zeus fürchtete, dieſes neue Weſen könne etwas von dem Ungehorſam der Titanen erben und ihm gefährlich werden, ſtrafte daher den Prometheus, indem er ihn an den Kaukaſus anſchmieden und ihm täglich das (immer wieder wachſende) Herz von einem Adler aushacken ließ. Ohne jedoch den Menſchen ſelbſt zu vernichten, begnügte er ſich, denſelben unſchädlich zu machen, indem er ihm — ein Weib gab. Der erſte Menſch war nämlich ein Mann, und um ihm ein verderbliches Spielzeug zu geben, durch das er hinlänglich beſchäftigt und mit Sorgen überhäuft werden möchte, ließ er durch den kunſtreichen Hephäſtos aus Erde und Waſſer einen zweiten Menſchen, die Pandora formen, gab ihr Leben, ließ ſie von allen Göttern und Göttinnen beſchenken, von der Venus reizend ſchmücken und führte ſie dem Manne zu. Als Mitgift aber gab er ihr eine Büchſe, die alle irdiſchen Uebel einſchloß und verbot ihr ſchalkhaft, ſie zu öffnen. Aber natürlich konnte

die weibliche Neugier das Gebot nicht halten. Sie öffnete die Büchse und nun kamen alle Plagen über den armen Mann und seine Nachkommen.

Nach einer andern eben so schönen Sage enthielt die Büchse keine Uebel, sondern vielmehr die kostbarsten Geschenke der sämmtlichen Götter, die plötzlich, als sie die Büchse gegen das Verbot öffnete, wieder verschwanden, und wodurch der Mensch aller himmlischen Güter verlustig ging.

Der bekannte Scherz in Plato's Symposion enthält vielleicht eine dunkle Erinnerung an die persische Sage oder ist auch nur ein Spiel des Witzes. Aristophanes erzählt nämlich hier: die ersten Menschenpaare seyen in Kugelform zusammengewachsen und so stark und übermüthig gewesen, daß sie sogar die Götter angegriffen hätten. Zeus aber theilte sie von einander in Männer und Weiber und diese bekamen nun mit sich selbst so genug zu thun, daß sie nicht mehr daran dachten die Götter zu bekämpfen. Nun seyen aber, fügt der unsaubere Poet hinzu, jene ersten zusammengekugelten Paare nicht immer ein Mann und eine Frau, sondern es seyen auch häufig je zwei Männer oder je zwei Frauen zusammengepaart gewesen. Getheilt, hätte jedes zu dem, mit dem es ursprünglich verbunden gewesen, eine unbezwingliche Sympathie gefühlt und daher komme die wechselseitige Liebe der Männer und Frauen, aber auch die griechische Liebe der Männer und die Tribaderie der Weiber unter einander.

Inzwischen scheint auch etwas von der ältesten indischen Vorstellungsweise zu den Griechen übergegangen zu seyn, wenigstens kommt in einem dem Orpheus zugeschriebenen Hymnus (bei Eusebius de praep. ev. III. 9.) eine pantheistische Lehre vor, in welcher Gott, fast ganz so wie der

indiſche Brama, als Augen Sonne und Mond, als Leib die Erde, als Knochen die Gebirge hat.

In der römiſchen Sage läßt ſich eine Spur der moſaiſchen, ſo wie der ägyptiſchen und phöniziſchen wiedererkennen, ſofern auch nach ihr die erſten Menſchen aus Erde und Waſſer (Schlamm) geformt wurden. Ovid ſagt (in den Metamorphoſen I. 76): der Vater der Dinge habe zuletzt, nach allen andern Creaturen, auch den Menſchen, als die vollkommenſte von allen, gebildet:

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Weſen
Fehlt' annoch, das beherrſchen die andern könnte mit Ohmacht.
Und es erhub ſich der Menſch; ob ihn aus göttlichem Samen
Schuf der Vater der Ding', als Quell der edleren Schöpfung,
Oder ob friſch die Erde, die jüngſt vom erhabenen Aether
Los ſich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels;
Aber Japetus Sohn mit fließender Welle ſie miſchend,
Bildete jen' in Geſtalt der allvorſorgenden Götter,
Und da in Staub vorwärts die andern Leben hinabſchaun,
Gab er dem Menſchen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehrt' er ihn, und empor zum Geſtirn erheben das Antlitz.

(Nach der Ueberſetzung von Voß.)

Bei den Römern findet man auch die Vorſtellung vom Paradieſe wieder, denn das ſaturniſche oder goldene Zeitalter der Unſchuld, das ſie in den Anfang der Geſchichte ſetzen, entſprach ſehr dem paradieſiſchen Zuſtande. Auch leiteten ſie den Namen des Menſchen von der Erde ab, aus der er entſtanden ſey, homo von humus.

Eine bloß dichteriſche Erfindung, aber eine ſehr reizende iſt (nach Hyginus, 220) noch folgende. Cura (die Sorge) ſaß ſinnend am Ufer, formte wie durch Zufall eine menſchliche Geſtalt und bat den Zeus, dieſes merkwürdige Product ihrer Kunſt zu beleben. Er that es. Nun aber entſtand ein Streit, wer dem Kinde den Namen geben ſolle. Da erhob ſich Tellus, die Erde, von ihr ſey der Menſch genommen,

von ihr müſſe er den Namen haben. Zeus gab dieß zu und entſchied, ſein ganzes Leben hindurch ſolle der Menſch ungetheilt ein Eigenthum der Sorge bleiben, nach ſeinem Tode aber ſolle ſein Leib der Erde anheimfallen, ſeine Seele aber, zu ihm, der ſie ihm eingehaucht, in den Himmel zurückkehren.

Eine gar eigene Vorſtellung von den erſten Menſchen machte ſich der alte ſicilianiſche Philoſoph Empedokles. Die Natur ſoll nämlich anfangs nur einzelne Glieder hervorgebracht und dieſe ſollen ſich erſt nach und nach an einander gefügt haben.

Zahlreich ſproßten die Köpfe empor, des Nackens entbehrend,
Arme auch ſchweiften umher, von den tragenden Schultern verlaſſen,
Einſam irrten die Augen, noch nicht in der Stirne befeſtigt.

Noch abenteuerlicher war die Anſicht des Philoſophen Anaximander, der die erſten Menſchen aus den Leibern großer Fiſche hervorgehen ließ. Leukippus, Demokrit, Epikur kehrten zu der altägyptiſchen und phöniziſchen Vorſtellungsweiſe zurück, indem ſie behaupteten, die Menſchen ſeyen aus der Wärme und Feuchtigkeit der Erde durch generatio aequivoca entſtanden. Dabei gefiel ſich ihre Phantaſie darin, vorauszuſetzen, daß die Erde anfänglich lauter unvollkommene Geſchöpfe, Ungeheuer, Mißgeburten hervorgebracht habe, bis ihr endlich durch Zufall ein ordentlicher Menſch gelungen ſey.

In der altnordiſchen Mythologie (der Edda) kehrt die indiſche Vorſtellung des auseinanderfallenden Brama in der Sage vom Rieſen Ymer wieder, aus deſſen zerfallenem Leibe die ganze Natur gebildet wurde; ferner die alte Vorſtellung vom Baum, über den die Schlange ragt, in der Sage von der Weltеſche Ygdraſill und endlich die perſiſche Vorſtellung von der Entſtehung des erſten Menſchenpaars aus einem Baum in der Sage von den erſten Menſchen Esca und Embla, die aus Holzblöcken entſtanden ſeyn ſollen, der Mann aus einer Eſche, das Weib aus einer Erle.

Entfernen wir uns nun vom alten Festlande und gehen über das Meer nach Amerika hinüber, so begegnen uns wieder neue Sagen, in denen aber doch einige Vorstellungsweisen der alten Welt, namentlich hinterasiatische vorherrschen, wodurch die Vermuthung, die ersten Ansiedler in Amerika seyen aus Japan und Nordasien gekommen, Bestätigung erhält. Besonders zwei Vorstellungen lassen sich deutlich wiedererkennen, die japanische nämlich, die nicht einen Urvater, sondern vielmehr eine Urmutter des Menschengeschlechts annimmt, und die tibetanische, welche die ersten Menschen zu Affen macht.

Auf den Andreasinseln herrscht der Glaube: die Göttin Ligobund habe über der Erde in den Lüften geschwebt, sey schwanger gewesen und habe sich, um zu gebären, auf die junge Erde herabgelassen und da zuerst Pflanzen, dann Thiere, endlich Menschen ausgeboren. — Zu Nutka glaubt man: Gott schuf zuerst ein Weib, die einsam unter den Thieren lebte, bis Gott selbst in der Gestalt eines schönen Jünglings sie tröstete. Sie gebar hierauf durch die Nase, indem sie niesen mußte, einen Tropfen, der lebendig und ein kleiner Knabe, dann ein Mann wurde und mit ihr das Menschengeschlecht erzeugte. (Roquefeuil Reise um die Welt.) — Unter den nördlichsten Indianern des amerikanischen Festlandes fand Hearne (S. Reise, herausg. von Forster. S. 281.) eine sehr merkwürdige Sage, in der viele orientalische Reminiscenzen in einander spielen. Der erste Mensch nämlich soll ein Weib gewesen seyn. Dieses Weib blieb lange einsam und nährte sich von Beeren, bis sich einmal ein Hund zu ihr fand, der ihr in ihre Höhle folgte, sich in einen schönen jungen Mann verwandelte und Kinder mit ihr zeugte, aber jedesmal bei Tage seine Hundegestalt wieder annahm. Da kam ein ungeheurer Riese, dessen Kopf bis in die Wolken reichte,

ebnete die rauhe Erde, zeichnete mit seinem Stock Seen und Flüsse hinein, zerriß den Hund und streute seine Därme in die Flüsse und Seen, woraus Fische wurden, sein Fleisch auf die Erde, woraus vierfüßige Thiere wurden, und Haut und Haar in die Lüfte, woraus Vögel wurden. Die Kinder des Hundes aber und ihre Mutter, das erste Weib, schonte er und gab ihnen die Herrschaft über die von ihm aus ihres Vaters Leib erschaffenen Thiere. Hier kehrt die Idee des zerfallenen Brahma und Riesen Ymer in sehr origineller Wendung wieder, während zugleich der Hund an den tibetanischen Uraffen erinnert und der Umstand, daß der erste Mensch ein Weib ist, auf Japan weist.

Eine Variante zu dieser Sage (ebenfalls aus Canada) ist folgende: Michapus, das höchste Wesen, schuf Thiere und setzte sie auf ein Floß ins Meer, denn damals gab es noch kein Festland. Michipisi, der Wassergott, wollte nicht erlauben, daß ein Festland geschaffen werde. Aber der Biber und die Fischotter holten ein wenig Erde herauf und machten nach und nach einen hohen Berg. Hier vermehrten sich die Thiere ausnehmend und tödteten sich untereinander. Da schuf Michapus aus den todten Thieren Männer, die auf die übrigen Thiere Jagd machten und sich durch eine Frau, die ihnen der Gott beigab, vermehrten. (Geschichte der Meinungen. Stendal 1784. II. S. 179.) — Hennepie erwähnt in seinen Reisen im mitternächtlichen Amerika, die Indianer glaubten, zuerst sey in der Welt ein Weib gewesen und zwar ein böses, aber ihr Sohn sey dagegen gut gewesen und habe alles Gute in der Welt hervorgebracht und erhalten. — Noch weiter südwärts bei den Irokesen herrscht der Glaube: Gott schuf zuerst sechs Männer und sie lebten allein, bis sie hörten, im Himmel sey auch eine Frau, Namens

Ata = Entsik. Einer, Namens Hogonaho, hatte die Kühnheit sich auf einem Vogel in den Himmel tragen zu lassen. Hier fand er die Frau an einem Baum, wo sie eben Wasser holte, und verführte sie. Der Herr des Himmels erzürnte sich aber so sehr über dieses Vergehen, daß er die Schuldige aus dem Himmel hinunterstürzte ins Meer. Hier wurde sie aber von einer Schildkröte aufgefangen, auf deren Rücken Fische die Erde bauten, und auf dieser jungen Erde gebar die Frau nunmehr den ersten Menschen, von dem alle andern abstammen. (Allg. Geschichte d. Länder und Völker von Amerika I. 45.) — Noch tiefer im Süden herrschte unter den alten Mexicanern, wie Clavigero berichtet, eine eben so phantastische Sage. Sie glaubten, ein früheres Geschlecht der Menschen sey spurlos untergegangen. Nun aber, heißt es, gebar die Göttin Omecihuatl ein Wesen, das auf die Erde fiel und aus dem 600 Krieger entstanden. Diese baten die Göttin um ein Weib und einer von ihnen bekam einen Knochen eines Weibes von der ausgestorbenen Race. Der Bote fiel aber unterwegs und zerbrach den Knochen, aus dem nachher ein Knabe und ein Mädchen entstanden, die das neue Menschengeschlecht gründeten. — Einer andern mexicanischen Sage zufolge zerfloß das erste Menschenpaar in Wasser, als es badete, und ein neues Paar hielt erst Stand, als Gott den Mischungsstoffen, woraus er es bildete, Metall beifügte.

Hier kehrt überall die Grundidee einer Urmutter wieder, welcher der Urvater untergeordnet ist, wie wir dieß schon in der Sage der Japaner fanden. Daneben findet sich aber auch die tibetanische Sage von den Affen wiederholt. Die Tlascalaner, ein Nachbarvolk der alten Mexicaner und denselben feindlich, hegten (nach Clavigero) die Meinung: nachdem ein früheres Geschlecht von Erdenbewohnern durch eine

Sündfluth vertilgt worden sey, hätte Gott zwar ein neues Geschlecht geschaffen, es seyen aber nur Affen gewesen und sie hätten sich erst nach und nach zu Menschen herangebildet. — In Peru glaubte man, wie Gomara meldet, zuerst sey Con, ein Mann aus Norden gekommen und habe Menschen gemacht, die aber Uebles thaten. Dann sey ein andrer Mann gekommen, Pachacamac, ein Sohn der Sonne, und habe jene bösen Menschen sämmtlich in Affen verwandelt, neben ihnen aber ein neues besseres Menschengeschlecht geschaffen. Damit stimmt auch eine weitere, den Irokesen (in der Allg. Historie der Reise XVII. S. 28.) zugeschriebene Meinung zusammen, nach welcher Gott nach der Sündfluth neue Menschen aus Thieren schuf, deren verschiedene Neigungen und Laster sofort in die Menschen übergingen.

Endlich findet sich in Nordamerika auch noch eine leise Spur von der verbotenen Frucht, die, wie wir oben sahen, in den Mythen Hinterasiens vorkommt, wie in der persischen und mosaischen Sage. Nach Franklin nämlich (zweite Reise) glauben einige Wilde im nördlichsten Theile des Festlandes von Amerika, Gott habe den ersten Menschen erlaubt von einer weißen, aber verboten von einer schwarzen Frucht zu essen, welches Gebot sie übertreten hätten.

Außer diesen Sagen aber, die wahrscheinlich aus Hinterasien stammen, hat sich hoch im Norden von Amerika eine eigenthümliche Sage ausgebildet, welche die Menschen aus dem Innern der Erde, aus einer tiefen Höhle hervorkommen läßt. Cranz berichtet in seiner Historie von Grönland, die alten Einwohner daselbst erzählen, der erste Mensch, Kallak genannt, sey aus der Erde heraufgestiegen und aus seinem Daumen sey das erste Weib hervorgegangen. Dieses Weib habe nach einiger Zeit gemeint, es wäre gut, wenn ein Theil

ihrer Nachkommenschaft wieder verschwände, damit die Folgenden Platz bekämen, und dadurch sey der Tod in die Welt gekommen. — Eine ganz ähnliche Sage hatten weiter südwärts die Delawaren an der Ostküste Nordamerika's. Sie sagen (nach Heckewelder, deutsche Ausgabe S. 429): die ersten Menschen wohnten im Innern der Erde und blieben dort so lange, bis einmal einer zufällig durch eine Höhle auf die Oberwelt emporstieg, daselbst auf einen Hirsch stieß, denselben erlegte, und in die Höhle zurücktrug. Gelockt durch das delicate Fleisch des Hirsches kamen nun alle aus dem Innern der Erde heraus und verbreiteten sich in den Wäldern von Nordamerika. Das Kaninchen aber und das Erdschwein ehren sie noch heute als ihre unterirdischen Verwandten und essen nicht von ihrem Fleische. — Noch weiter ausgebildet fand sich die Sage bei den Karaiben (nach Delaborde) und bei den alten Einwohnern der Insel St. Domingo (Hayti). Die ersten Menschen, glaubt man, waren in einer Höhle eingeschlossen, um vor der Sonne geschützt zu seyn. Eine Riese bewachte sie, wurde aber, als er sich selbst einmal an die Sonne wagte, in einen Berg verwandelt (gleich den Bergriesen der nordischen Sage). Nun wagten sich bei Nacht auch einige Menschen heraus, wurden aber bei Aufgang der Sonne in Bäume verwandelt. Abermals wagten sich einige heraus und einer wurde zu einem Vogel, eine Mutter mit ihren Kindern zu schreienden Fröschen. Endlich gelang es den noch übrigen sich allmählich an das Sonnenlicht zu gewöhnen. In dieser rohen Sage verbirgt sich eine Kosmogonie. Das Mineralreich wird zuerst geschaffen, dann das Pflanzenreich, dann das Thierreich, zuletzt tritt der Mensch als solcher hervor; aber er trägt in sich noch die Verwandtschaft mit den

Thieren und Pflanzen, die als nur verwandelte Menschen aufgefaßt werden. — Selbst noch in Peru fand diese Sage einen Anklang, denn (nach einem andern Bericht, als dem schon angegebenen) soll der erste Mensch daselbst, der Sonnensohn Manco Capac mit drei andern Männern, jeder mit einer Frau, aus einer Höhle gekommen seyn und die Erde in vier Theile getheilt haben.

Bei den Insulanern des stillen Oceans kehrt die Vorstellung von der verbotenen Frucht eben so wieder, wie im äußersten Norden Amerika's, ohne daß wir wissen, wie sie dahin gekommen ist.

Die Indianer auf den Freundschaftsinseln glauben, es seyen einst unsterbliche Götter von der seligen Insel Bolotuh auf einem Kahn ausgefahren und auf der Erde (den Freundschaftsinseln) gelandet, und sobald sie von irdischer Speise gegessen, seyen sie Menschen geworden. (Mariners Reise.) Ganz originell und unmittelbar im stillen Ocean selbst entstanden ist die Schöpfungssage von Otaheite. Der höchste Gott, heißt es dort, war die Sonne, wählte einen Felsen zum Weibe, schleppte ihn tief in den Ocean und zeugte mit ihm allerlei seltsame Kinder, Meeressand, Winde, Wasserhosen, süßes Wasser ꝛc. Der Sohn des Sandes aber, Ti, wurde der Stammvater der Menschen. (Englische Missionsreise nach dem stillen Ocean, übersetzt von Sprengel).

Auf den Marianeninseln gegenüber von China hat sich eine ganz indische Vorstellung erhalten. Nach Belarde II. 291. glaubt man dort, zu Anfang der Welt habe niemand als ein weiser Mann, Namens Puntan und seine Schwester existirt, und nachdem er lange gelebt, habe er sterbend seiner Schwester aufgetragen, aus seinem Leibe Erde und Himmel, aus seinen Augen Sonne und Mond, aus seinen Augenbrauen

den Regenbogen zu machen. — Auf den Karolinen hat sich dagegen die japanische Vorstellung vom Urweib erhalten. Ursprünglich soll nur ein Weib existirt haben, die Göttin Ligopup, Mutter des Aluelap, des Herrns der Herrlichkeit, der aller spätern Götter und Menschen Vater wurde. Kotzebue erste Reise. II. 129.

Unter den Negern in Afrika kehrt häufig eine Sage wieder, die höchst wahrscheinlich von neuerm Datum ist und ihren Ursprung dem Conflict mit den Muhamedanern und Christen verdankt. Die Sage nämlich, daß die drei Söhne Noahs, ein weißer, brauner und schwarzer, sich hätten in die Erbschaft ihres Vaters theilen sollen, daß aber der weiße zuerst erwacht und das Beste vorweggenommen hätte, daß hierauf der braune das Uebrige genommen und dem verschlafenen schwarzen nur etwas Tabak und Baumwolle gelassen hätte. (Nach St. Pierre's, Isert's, Demanet's und andern Reiseberichten.) Am eigenthümlichsten hat sich diese Sage ausgebildet bei den kriegerischen und selbstständigen Aschantees, bei denen sie Bowdich kennen lernte und folgendermaßen erzählt (Mission nach Aschantee, deutsch von Leidenfrost 1820, S. 356). Gott schuf drei weiße und drei schwarze Männer mit eben so viel Weibern und beschloß, damit sie sich nachher nicht zu beklagen hätten, sie selber Gutes oder Böses sich wählen zu lassen. Er legte einen Kürbis und ein versiegeltes Papier hin. Die Schwarzen wählten zuerst und zwar den Kürbis, in dem sie etwas Gold und einige andere Metalle fanden, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen nahmen das Papier, das jene ihnen übrig gelassen, und fanden darin die Kenntniß aller Dinge.*) — Lander fand in Haussa im west-

*) Es ist merkwürdig, daß sich bei einem wilden (jedoch nicht negerartigen, sondern mehr mongolischen) Urstamm in Ostindien, bei

lichen Afrika den Glauben: Gott habe zuerſt zwei Menſchen geſchaffen, einen weißen und einen ſchwarzen (Reiſe, deutſche Ausgabe II. 113). Auch wurde ihm vier Monde weit hinter Katunga die Gegend bezeichnet, wo die erſten Menſchen erſchaffen worden ſeyen. (I. S. 162.)

Ganz originell und ohne Zweifel älter iſt eine andere Schöpfungsſage in Guinea, wovon der Däne Römer Meldung thut (Nachrichten von Guinea, 1769, S. 43). Eine große ſchwarze Spinne, Nauni genannt, ſpann die erſten Menſchen aus ſich heraus und zwar ſo viele, daß ſie dadurch ganz erſchöpft wurde. Allein umſonſt wartete ſie auf den Dank der neuen Geſchöpfe, die vielmehr auseinander liefen und ſich nicht um ſie bekümmerten. Da ſpann die Spinne aus dem letzten Stoffe, den ſie noch in ſich fand, noch einen Menſchen, den ſie bei ſich behielt, in allen Liſten unterwies und zum Betrug der übrigen Menſchen abrichtete. Von dieſem, dem die Spinne auch ihren eigenen Namen beilegte, werden nun viele luſtige Streiche erzählt. Iſert nennt die Spinne Ananſie.

Auf der großen Inſel Madagaskar haben ſich muhamedaniſche und indiſche Vorſtellungen in der Sage vereinigt, daß aus dem erſten Menſchen, als er ſchlief, ſieben Weiber hervorgegangen ſeyen (eine ſiebenfache Eva), die Mütter der ſieben Kaſten. Und zwar die erſte aus dem Kopf, die zweite aus dem Halſe, die dritte aus der Schulter, die vierte aus

---

den Puharries eine ähnliche Sage findet. Die erſten Menſchen, ſagen ſie, waren ſieben Brüder, die vom Himmel kamen. Der älteſte, von dem ſie herſtammen, wurde krank und mußte von den Brocken leben; welche die andern übrig ließen, und in die rauhen Berge flüchten. Vergl. über ſie Schaw und Hebers oſtindiſche Reiſe.

der Seite, die fünfte aus der Hüfte, die sechste aus den Beinen und die siebente aus der Sohle.

Nach diesen alten Sagen sey es nun erlaubt, noch einige moderne Philosopheme anzuführen.

Wie sehr auch jene alten Völkerphantasien ausgeschweift sind, so liegt in denselben doch eine unendlich reichere Fülle von Ideen, als in alle dem, was die neuere sogenannte Weltweisheit hervorzubringen vermocht hat. Zwei Grundideen sind es vorzüglich, die jenen alten Sagen das Uebergewicht geben, einmal die Idee des Schöpfers, an den das Geschöpf vor allem und unaufhörlich sich erinnern sollte, sodann die Idee des Schicksals, das der Menschheit eingeboren ist. Hierin stimmen selbst die in anderer Beziehung am weitesten divergirenden Traditionen überein, die indopersische, die eine Sünde vor der Geburt, und die mosaisch-christliche, die eine Erbsünde des Geschlechts von Adam herleitet. Beide bringen das Schicksal der Menschheit überhaupt, wie das des Individuums, in genaueste Verbindung mit jener Schuld, die zu sühnen der ernsteste Beruf der Menschen bleibt und bleiben wird.

Die Philosophie fing damit an, die Wahrheit des Ueberlieferten zu bezweifeln, und versuchte dann, die Thatsache, die sich nicht bezweifeln ließ, nämlich daß doch die jetzt existirende Menschheit irgendwann und irgendwie einmal angefangen haben muß, auf eine sogenannte natürliche Weise zu erklären.

Voltaire erhob die Zweifel. In seinen questions sur l'encyclopédie III. art. Ignorance sprach er die Meinung aus: die biblische Vorstellung von einem Menschenpaare genüge nicht, denn die schwarzen Neger könnten unmöglich dieselben Stammeltern haben, wie die weiße Race. Unter den Engländern bekannte sich Home ganz zu derselben Ansicht. Rousseau aber faßte die Sache wieder von einer an-

dern Seite auf, indem er in der Geschichte der Menschheit ein Aufsteigen aus der Barbarei in die Cultur, aus der Thierheit in die Humanität wahrnahm und daraus den Schluß ziehen zu müssen glaubte, unsere ersten Eltern seyen Halbthiere gewesen, die auf allen Vieren herumgekrochen wären. Es ist doch einigermaßen auffallend, daß diese Ansichten, mit denen die neuere Philosophie den Krieg gegen das Christenthum eröffnete, gerade von dem Tiefsinnigsten und Großartigsten, was die alten Sagen darbieten, absahen, und sich mit der Hypothese doppelter (schwarzer und weißer) und bestialischer Adamiten gerade an die rohesten Vorstellungen, die wir nur unter den Negern und unter den Wilden Amerika's einheimisch finden, unmittelbar anschlossen.

Die Hypothese Rousseau's fand unter den Anhängern der sogenannten natürlichen Religion den meisten Beifall. Die Denkweise, welche die französische Revolution verbreitete und durchführte, umkleidete nur die Zukunft mit Glanz und warf dagegen auf die Vergangenheit die schwärzesten Schatten. Aufklärung war das große Wort des Jahrhunderts. Dem eingebildeten Tempel des Lichts zuwandelnd sah man nicht hinter sich in die alte Nacht. Nachher traten umgekehrt wieder Schwärmer des Obscurantismus jenen Schwärmern der Aufklärung entgegen und Friedrich Schlegel stellte sich auf die äußerste Rechte der Linie, deren äußerste Linke Rousseau eingenommen hatte. Er behauptete nämlich, die Menschen seyen ursprünglich unendlich viel höher begabt gewesen als jetzt und erst von Stufe zu Stufe herabgesunken. Ein ideales weisheitsvolles Urvolk wurde den eichelfressenden Vierfüßern entgegengestellt, eines so unwahr als das andere, beide gleich weit entfernt von der kindlichen Vorstellung und unergründlichen Ideentiefe der Bibel.

Die meiſten und einflußreichſten Philoſophien haben es ſich bequem genug gemacht, die Frage nach unſern erſten Eltern zu ignoriren. In der That, man muß ſich faſt ſchämen, wie wenig die Neuzeit, die jene älteren Vorſtellungsweiſen verachtet, eigentlich gethan hat, um ſie zu erſetzen. Was die neuen Denker vom Urſprung der Menſchen *gedacht* haben, iſt wirklich armſelig gegen das, was ſich die ältern Völker davon *vorgeſtellt* haben.

Unter den Naturforſchern der neuern Zeit haben ſich ebenfalls Zweifel erhoben, ob das ganze Menſchengeſchlecht von *einem* Paar abſtammen könne, namentlich ſeit Blumenbach mit großer Schärfe den gänzlich verſchiedenen Typus der Menſchenracen feſtgeſtellt hat. Bory de St. Vincent hat geglaubt, jede Race, die der Weißen, der Neger, der Mongolen, Malaien und Amerikaner habe ihren eigenen Adam gehabt, je einen in einem Welttheil. Man hat ſogar die tolle Meinung äußern hören, in Eva's Ovarium ſey eine Seite weiß, die andere ſchwarz geweſen. Selbſt ein Naturforſcher von ausgezeichnetem Range, Link in Berlin, hat ſich in ſeinem Werk über die Urwelt (Berlin 1821) für die Anſicht erklärt, Adam und Eva ſeyen ein Negerpaar und das Paradies ſey in Afrika geweſen (was auch ſchon Schultheiß in ſeiner Schrift vom Paradieſe, Zürich 1816 behauptet hatte). Link ſagt, von den Negern hätten ſich durch die Kaffern die weißen Stämme, und durch die Hottentotten die Mongolen, Malaien und Amerikaner abgezweigt, wie auch bei den Thieren aus einer wilden Urrace, die immer ſchwarz ſey, die zahmen und edlern Racen, die mehr zu hellen Farben neigen, nach und nach hervorgetreten. Dieſe Anſicht hat noch unlängſt auch der Engländer Pritchard eifrig vertheidigt.

Auch auf die buddhiſtiſche Vorſtellung von mehreren auf-

einander folgenden präadamitischen Zeitaltern kam man zurück, sofern die versteinerten Ueberreste einer vorweltlichen Pflanzen- und Thierwelt auch voradamitische Menschen vermuthen ließen. Indeß hat man keine fossilen Menschenüberreste finden können und jene Vermuthung wieder fallen lassen.

Oken, unser großer Naturphilosoph, kehrte zu der altägyptischen, phönizischen und epikurischen Ansicht zurück, indem er die Meinung aufstellte, der erste Mensch sey durch generatio aequivoca im Meer entstanden.

„Als sich der Granit mit dem Meerwasser niederschlug, wurde ohne Zweifel so viel Wärme entwickelt, daß das Wasser kochte und dampfte. Beim Niederschlagen des Gneises war die Hitze schon gemildert — die Metalle entstanden. Beim Niederfallen des Thonschiefers schied sich schon halbgefrischtes Metall aus, Kohle. Pflanzen konnten sich bilden; es mußten solche seyn, welche dem heißen Klima entsprechen. Endlich fiel der Kalk. Die Temperatur war gesunken und Thiere wurden aus dem Schleim da, wo Kohle mit Wasser und Luft in Berührung kam, an den Gestaden des Urmeers. Einmal muß eine Zeit gewesen seyn, wo die Wassertemperatur der gleich war, welche im Mutterleibe statt findet. Da entstanden Menschen.“ Isis 1829 S. 1123. Dieß erinnert an die alte Vorstellung, welche sich die Phönizier von dem Urschlamm Mot gemacht.

Wie löblich und nützlich aber auch das Bestreben ist, den Zusammenhang des Menschen mit der Natur, des höchsten Organismus mit der gesammten ihn umgebenden organischen und unorganischen Welt zu ergründen, so vermag doch die Naturwissenschaft nicht die ganze Frage des Menschen zu lösen. Denn des Menschen Inneres weist auf einen höhern Ursprung hin, der außerhalb der Natur zu suchen ist im ewigen Geiste.

II.

Cros.

Vieles, was diese Sammlung enthält, ist tiefern Sinnes, vieles, vielleicht das meiste freilich nur Spielerei. Aber es ist ein eigener Reiz in den Spielen des Eros. Sollte es nicht der Mühe werth seyn, zur Uebersicht zu bringen, was so viele Künstler und Dichter von der frühesten Blüthe altgriechischer Bildung an bis auf unsere Tage liebevoll ausgeführt oder wenigstens geistreich angedeutet haben? Ich mag mich deßfalls gern auf einen Kenner vom feinsten und edelsten Geschmack, auf unsern Winckelmann berufen, dessen reiche Vorarbeit ich dankbar benutzt habe, der mir aber noch gar viel zu ergänzen übrig gelassen hat.

Wie nach altgriechischer Theogonie Eros der erste unter den Göttern gewesen, so ist er auch der letzte geblieben, denn seine Macht wird überall noch anerkannt, sein Bild von den Künstlern erneut, sein Lob von unzähligen Dichtern immer wieder gesungen.

Hesiod und der Pseudo-Orpheus nennen den Eros oder den Gott der Liebe den zuerst in der Welt erschienenen, als noch nichts war als das gestaltlose uranfängliche Chaos. Orpheus sagt in seiner Argonautenfahrt (Vers 12. ff.):

Erſt, wie der Urzeit Chaos im ſchrecklichen Zwange das All hielt,
Dann, wie Chronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt' und in Doppelgeſtalt den hell umſchauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorſchimmerte; dieſen benennt auch
Phanes das jüngere Menſchengeſchlecht, dem am erſten erſchien er.

(Nach der Voß'ſchen Ueberſetzung). In demſelben Sinne nennt eine orphiſche Hymne den Eros auch Protogonos, den Erſtgebornen. Ich theile ſie hier mit nach der Ueberſetzung Herders:

Erſtgeborenes, du, das aus dem Ei der Nacht ſich
Hoch in den Aether ſchwang, und droben auf goldenen Flügeln
Regend erfreut: o du, das Götter und Menſchen erweckte:
Licht! o du mächtiges, zartes, du vielbeſungnes, und dennoch
Unausſprechlich; geheim und allenthalben im Glanze
Strahlend. Du nahmeſt die Nacht von unſerm geſchloſſenen Auge,
Als du hohen und heiligen Strahl fern über die Welt hin
Wälzteſt und mit der Stille des Lichtſtrahls mächtig ertönteſt.
Weltenkönig! du weithinſchauender Erdenumleuchter,
Vielrathſchlagender, vielausſäender, glänzender Weltſproß.
Sprieße den Völkern Glück, und ſie Strahlen und ſende
Licht auf alle geſchloſſenen Augenlieder, und ſende
Leben hinab, du Zweigeſtaltiger, Licht und Liebe.

Wieder eine andere Hymne des Orpheus an den Eros (überſ. von Herder) ſagt:

Gott der Liebe, du großer, reiner, lieblicher, ſüßer
Gott, mit dem Bogen und Pfeil und Flügeln feurigen Laufes,
Schnellen Anfalls, der mit Göttern und Menſchen ſein Spiel hat,
Du ſtreitbarer, doppelgeſtaltiger, der du den Schlüſſel
Trägſt zu allem, zum himmliſchen Aether, dem Meere, der Erde,
Und was ſterblichen Menſchen die allgebärende Göttin
Leben und Geiſt gibt, was der weite Tartarus inn' hat,
Und das ſalzige Meer – von allem biſt du der König –
Komm', ich rufe dich, Seliger, komm' zu deinen Geweihten
Reines Sinnes, und treibe von uns unſittige Luſt ab.

In der orphischen Hymne an die Rhea wird sogar diese Göttin (die Erde) Tochter des Protogonos genannt.

Eros war also ursprünglich das Licht und folglich auch das Leben der ganzen Welt, und es war gewiß ein tiefsinniger, man möchte beinahe sagen, christlicher Gedanke des Alterthums, die Liebe zum Prineip der Welt zu machen.

Sofern die Urliebe oder das Urlicht das nächtliche Chaos belebte, und das Leben in den mannichfachsten Erscheinungen wechselnd sich gestalten sollte, heißt Eros Protogonos in der Hymne an die Rhea auch πολυμόρφος, und insofern scheint er auch einerlei Bedeutung zu haben mit dem räthselhaften Proteus, dem großen Verwandler und Zauberer der Alten, dessen Wesen nichts anders als eben die Vielgestaltigkeit der Natur ausdrücken sollte.

In der orphischen Hymne an Proteus wird dieser der Schlüsselbewahrer des Meeres genannt, wie in der Hymne an den Eros dieser der Schlüsselbewahrer von Meer, Erde und Himmel zugleich heißt. Beide mythische Wesen verrathen also einen ursprünglichen Zusammenhang.

Die Vorstellung, daß Eros geflügelt, gleich einem Vogel, aus dem Weltei, welches Chronos (die Zeit) mit der Nacht (dem öden Raum) gezeugt habe, hervorgekommen sey, erinnert an die fast bei allen ältern Völkern, vornehmlich aber in Indien vorkommende Vergleichung der Erde und des Himmels mit den zwei Hälften eines zerbrochenen Eies. Auch in der indischen Mythologie kommt der schaffende Gott Brahma aus einem Ei hervor, und häufig auch als Sonne, als das Lichtprincip. In den Vögeln des Aristophanes V. 695. hat die alte Mythe vom Eros, der aus dem Ei schlüpft, begreiflicherweise schon eine scherzhafte Wendung genommen.

Die Idee der ewigen uranfänglichen, das ganze Weltall durchdringenden Liebe wurde nach und nach von den sinnlichen Griechen eingeschränkt. Der Liebesgott, seiner hohen Würde als Erstgeborner unter den Göttern mehr und mehr entkleidet, sank zum Genius der Geschlechtsliebe herab. Aber was ihm die Griechen an seiner Würde nahmen, das ersetzten sie ihm reichlich durch Reiz und Anmuth.

Auf diesen neuen Eros paßte natürlich die alte Theogonie nicht mehr. Die Willkür der Dichter gab ihm daher bald diesen, bald jenen neuen Ursprung, und die Idee des Protogonos ward vergessen. Man war dabei weder über den Vater, noch über die Mutter, die man ihm geben sollte, einig. Die Vorstellung, daß er ein Kind der Aphrodite oder Venus, der Liebesgöttin sey, lag am nächsten, und wurde auch die beliebteste. Zum Vater gab man ihm ebenso vorzugsweise den Mars. Indem man ihn zu einem Sohn des Kriegsgottes machte, wollte man andeuten, daß Liebe ein Kind des Kampfes sey. Doch war es nach Cicero de natura deorum nicht Eros, sondern Anteros, den Ares mit Aphroditen zeugte. Eros wollte nicht wachsen, da rieth Themis seiner Mutter, ihm einen Gespielen zu geben und dieß war Anteros, des Eros jüngerer Bruder, von Ares erzeugt. Beide zankten beständig miteinander und nun erst wuchs der kleine Eros. Diese zarte Mythe sagt, daß die Liebe in dem Maaße wächst, in dem man ihr ihren Gegenstand streitig macht. — Sehr gut ist auch eine spätere Dichtung, die den Eros aus der Umarmung des Poros und der Penia oder des Ueberflusses und des Mangels entstehen läßt. Sie findet sich in einer Erzählung der Diotima bei Platon. Aphrodite feierte ihr Geburtsfest in Gegenwart aller Götter. Da schlief nach der Mahlzeit Poros berauscht im Garten ein;

Penia sah ihn, nahte sich ihm scheu und zitternd und schlief bei ihm. Davon gebar sie nachher den Eros, der die Naturen beider Eltern in sich vereinigt und bald arm, scheu und zitternd umherschleicht, auf der bloßen Erde schläft und jede Mühe duldet, bald übermüthig und in Ueberfluß schwimmend alles um sich her verachtet. — Weniger Sinn haben die Angaben der alten Mythographen, die den Eros zu einem Sohn des Zeus, oder des Vulkan, oder des Hermes und der Artemis, oder des Zephyr und der Iris machen.

Unter den neuen Dichtern, welche die Geburt des Eros besungen haben, ist Pastorini bemerkenswerth. Er schildert, wie die Venus, als sie mit dem Eros schwanger war, von den drei Parzen heimgesucht und arg bedrohet wurde. Du wirst eine giftige Schlange gebären, sagte Klotho. Du wirst ein scheußliches Ungeheuer gebären, sagte Lachesis. Du wirst einen Feuerbrand gebären, sagte Athropos. Venus bekümmerte sich sehr über diese Reden, aber wie lieblich war sie, getröstet, als sie den schönen Knaben gebar. Und dennoch hatten die Parzen wahr prophezeit.

Eros wird als ein ideales Kind dargestellt, als ein kleiner lieblicher Knabe, unbekleidet, geflügelt, mit Pfeil, Bogen und Köcher oder mit einer Fackel. Die antike Plastik hat allen ihren Liebreiz in seiner Darstellung erschöpft, immer aber das Motiv dazu aus der Poesie entlehnt. Das Kind wurde erst ideal durch seine Bedeutung als Liebesgott. Die kindliche Gestalt eignete sich aber für diesen Gott, weil in der Liebe selbst so viel Kindliches ist, weil ihr Leben ein zweites Paradies ist, das uns wieder zu Kindern macht. Die Kindlichkeit des Eros steht in einem wunderbaren Contraste mit der Macht, Stärke und Schwunghaftigkeit des allüberwindenden Gottes, aber eben das ist poetisch. Eros, der

den Löwen bändigt, ist poetischer als Herkules, der dasselbe thut. Auch die Mitleidswürdigkeit des leidenden Eros wird erhöht durch seine Kindlichkeit, und selbst seine Grausamkeit erscheint weniger verletzend, wenn man sieht, daß es nur die eines Kindes ist. Alle Tugenden der Liebe und sogar ihre Fehler erscheinen liebenswürdiger im Gewande der Kindlichkeit.

Indeß wurde Eros doch ursprünglich und auch noch später zuweilen als ein reifender Jüngling dargestellt, in welchem Fall immer seine kindliche Schalkhaftigkeit verschwindet, und dafür ein mehr männlicher Ernst, etwas sittlich Edles und Sentimentales eintritt. So in alten Tempelbildern und auf Vasen, wo Eros mehr Jüngling und Genius, als Knabe ist. In den Ueberresten der alten Kunst oder wenigstens in den Nachrichten, die uns davon erhalten sind, lassen sich die Eroten auf der ganzen Stufenleiter des Alters von der zarten Kindheit bis zum aufgewachsenen Jüngling verfolgen. Praxiteles wählte für seine Darstellungen des Eros eine mittlere Reife, schwebend zwischen dem infans und adolescens, den puer in seiner reinsten Erscheinung.

Der Knabe Eros muß sich eben so von andern göttlichen Knaben, z. B. von einem jungen Zeus, Hermes, Bachus ꝛc. unterscheiden, wie seine Mutter von den Göttinnen Here, Pallas, Demeter ꝛc. Die Liebenswürdigkeit muß ihn auszeichnen. Siegreich und seiner Macht sich bewußt, wie Zeus, muß er doch anders, minder herrisch seyn. Schlau wie Hermes, muß er doch anders, naiver seyn. Weich, bequem, schlaftrunken wie Bachus, muß er doch um so viel mehr Selbstbewußtseyn haben, als dieser, und weniger als Hermes.

Ich weiß nicht ob Künstler schon den Gedanken ausgeführt haben, den Eros unter andern kindlichen Göttern und Horen darzustellen. Es würde freilich unschicklich seyn,

ältere und höher gestellte Götter als Kinder mit ihm spielen zu lassen. Aber in einigen Fällen ist es zulässig, z. B. wenn Bacchus, den die Alten so oft als Kind auffaßten, dem Eros gesellt wird. Oder Herakles als Kind. Der Künstler hat bei solchen Gruppirungen Gelegenheit, in den kindlichen Köpfen und Gestalten die reichste Charakteristik zu entwickeln und die anziehendsten Contraste darzustellen.

Eros ist unbekleidet, weil die Liebe das Natürlichste auf der Welt ist, weil sie den Menschen ganz so, wie er ist, sich hingeben läßt, weil aus demselben Grunde auch seine Mutter Aphrodite fast immer hüllenlos erscheint. Uebrigens unbeschadet der Verhüllungen und Masken und Listen, die der Liebe nach Umständen eigen sind, denn nicht immer ist wahr, was ein spanischer Dichter (bei Mutzl S. 128) sagt:

Amor ist nackt, er haßt der Kunst Bemühen.

Zuweilen wird die Nacktheit des Eros sogar als ein Motiv seiner Arglist gebraucht. Er stellt sich kindlich, unschuldig und wehrlos; er scheint um Hülfe zu flehen und bringt Verderben. Er kommt im Regen, naß, vor Kälte zitternd, und schleicht sich ein, um seine schadenfrohe Lust zu üben. Der nächtliche Besuch des Eros bei Anakreon (nach Ramler):

Nachts, als schon der Bär am Himmel
An Bootes Hord sich drehte,
Und, entlastet von der Arbeit,
Alle Welt des Schlafes pflegte,
Kam und pochte neulich Amor
An die Thüre meines Hauses.
Wer lärmt an der Thüre? rief ich,
Und verjagt mir meine Träume? –
Thu mir auf, war Amors Antwort:
Fürchte nichts! ich bin ein Knabe,
Welcher ganz von Regen triefet,
Und im Finstern sich verirrt hat. –

Dieß bewegte mich zum Mitleid.
Schnell ergriff ich meine Lampe,
That ihm auf, fand einen Knaben,
Welcher Pfeil und Bogen führte
Und am Rücken Taubenflügel.
Hurtig setz' ich ihn zum Feuer,
Wärme seine kalten Finger
Zwischen meinen beiden Händen,
Und aus seinen gelben Locken
Drück ich ihm das Regenwasser.
Als ihn nun der Frost verlassen,
Spricht er: laß uns doch versuchen,
Ob die Sehne meines Bogens
Nicht vom Regen schlaff geworden.
Schon war sie gespannt die Sehne,
Und gleich einem Wespenstachel
Saß der Pfeil mir in dem Herzen.
Hüpfend rief er aus, und lachte:
Lieber Wirth, sey mit mir fröhlich!
Sieh' mein Bogen ist nicht schadhaft;
Aber du wirst Herzweh fühlen.

Ein artiges Gedicht auf die Nacktheit des Eros haben wir auch von Ovid (amor. I. 10. 15):

Nackt wird Venus gemalt, nackend die Götter der Liebe;
Und ein Knab' und nackt ist Amor, im Alter der Unschuld,
Ohne Gewänder, damit jeder ihn schleunigst erkennt.
Sagt, wie könnte der Knabe sich feiler Bestechung ergeben?
Fehlen ihm ja die Taschen, um Kostbarkeiten zu bergen.

Eros ist geflügelt, denn Liebe findet überall den Weg, schwingt sich über jedes Hinderniß hinaus und hat immer Eile. Dieß ist am schönsten ausgedrückt in dem altenglischen Liede, das unser Herder übersetzt hat:

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen;
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen;

Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feuerwurm nicht liegt;
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht;
Wo Mücken nicht fliegen,
Und ſchlüpfen hinweg,
Kommt Liebe! Sie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor ſey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind!
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Tagſtrahl hinweg.
Durch Schlöſſer und Riegel
Find't Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt!
Wenn Drache und Tiger
Gefällig ſich neigt!
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub ſich hinweg;
Aber Liebe wird ſiegen
Und finden ſich Weg!

Nach einer antiken Dichtung (beim Athenäus) ſollen einſt die Götter dem Eros die Flügel genommen haben, damit er auf der Erde bleibe und nicht in den Olymp zurückfliege, weil er die Götter ſelbſt zu ſehr beunruhigt. Sie gaben aber ſeine Flügel der Nike oder Victoria, weil ihnen der Sieg inwohnt. Aus demſelben Grunde, um ſich vor den Mißhandlungen des Eros zu ſchützen oder ihn dafür zu beſtrafen, haben ihn Künſtler und

Dichter oft beim Flügel genommen, ihm die Flügel gebunden, beſchnitten, ausgerupft, verbrannt, und dergleichen mehr.

So heißt es ſchon in einem Gedicht der griechiſchen Anthologie (bei Herder):

Mutter der Liebe, du haſt dem Sohne die Flügel geraubet,
Und nun weint er, und fleht um ein phantaſtiſches Glück.
Gib, o gib es ihm wieder. Erzwungen-beſtändige Liebe
Quält die Geliebte mehr, als ſie den Liebenden quält.
Laß ihn flattern, den Eiteln, um manche glänzende Flamme;
Sehnend kehret er doch ſeiner Getreuen zurück.

Die Flügel ſollten aber nicht allein die Vogelnatur des kleinen Gottes bezeichnen. Heſiod ließ ihn aus einem Ei hervorgehen. Und oft geben ihm die Dichter ein Neſt. Anakreon verglich ſein eigenes Herz mit einem ganzen Neſt voll Eroten. Unter den Poſſen der neapolitaniſchen Volkstheater kommt unter andern das Familienleben des Amor vor. Derſelbe holt alle ſeine Jungen aus dem Neſt und lehrt ſie tanzen. Es ſind ihrer eine Menge vom kleinſten bis zum größten. (Mayer Neapel II. 8. 73.)

Artig heißt es in einer Grabſchrift auf den italieniſchen Dichter Marini in Hoffmannswaldau's und andern deutſchen Gedichten (VI. 92.): Cupido gab dir aus ſeinem eigenen Flügel eine Feder, um dich zum Dichter der Liebe zu weihen. Etwas willkürlicher iſt der phantaſtiſche Gedanke in denſelben Sammlungen (I. 284), Amors Flügel voll Jungfernaugen zu ſetzen. Auf einer Gemme bei Taſſie (catalogue Nr. 6599.) kommt ein Eros mit vier Flügeln vor.

Eros führt Bogen und Pfeil. Er hat Flügel, um euch zu verfolgen, wenn ihr fliegt, und Pfeile, um euch zu beſiegen, wenn ihr euch wehrt. Eros, dichteten die Alten, hat goldene Pfeile, welche Liebe bewirken, und bleierne, welche die Liebe verſcheuchen. Ovid läßt (Metamorph. I. 468. ff.)

den Apoll über Eros spotten: Was soll dir, muthwilliger Knabe, eine so tapfere Waffe, Pfeil und Bogen und Köcher, die zu tragen nur unsern Schultern geziemt?

Drauf der Cypria Sohn: und trifft dein Bogen, o Phöbus,
Alles; der meinige dich! So weit dir alles, was lebet,
Nachsteht, eben so weit verschwindet dein Ruhm vor dem unsern!
Amor sprach's; und die Luft mit geschwungenen Fittigen schlagend,
Kam er in Eil', und stand auf dem schattigen Haupt des Parnassus.
Und er enthob zween Pfeile dem schmerzbeladenen Köcher,
Beide verschiedener Kraft: der scheucht, und jener erregt Gluth.
Der sie erregt, ist golden, und blinkt mit spitziger Schärfe;
Der sie verscheucht, ist stumpf, und enthält Blei unter dem Rohre.
Diesen entsandte der Gott der peneischen Nymphe; doch jenen
Schnellet' er durch die Gebein' in das innerste Mark dem Apollo.
Stracks ist einer verliebt; und den Liebenden meidet die andre.

(Nach Voß.) Oft taucht auch Eros seine Pfeile in Honig oder Feuer, um durch Liebe glücklich, in Galle und Gift, um durch Liebe unglücklich zu machen. Er taucht sie in den Trank der Unsterblichkeit, um der Liebe eine ewige Dauer und einen ewigen Ruhm zu geben. Er taucht sie in Nectar, um Liebenden die Süßigkeit des Himmels kosten zu lassen.

Daß Eros Pfeile hat, wird in der griechischen Anthologie also erklärt:

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und auf euch stürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht seine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Also mit Flammen und Schwert
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das stürmende Meer, brüllt
Wilde; den Vater kennt keiner der Sterblichen ja.
Also Vulcanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, sie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Von den vielartigen Pfeilen des Eros sang Weiße:

Ich sah den Amor heut im Traume,
O Chloe! schlummern sah ich ihn,
Dort unter jenem Ahornbaume,
Der oft sein Schirmdach uns geliehn.

Sein Köcher lag halb ausgefallen:
Die Pfeile, ſah ich, glichen ſich,
Doch am Gefieder war von allen
Nicht einer der dem andern glich.

Der Knab erwachte, ſah mich ſtehen,
Und ſprach: Nicht wahr? du wunderſt dich,
Mein Federwerk ſo bunt zu ſehen?
Nun iſt es unverbeſſerlich.

Mit dieſem ſchwarzbekielten Pfeile
Schieß ich den finſtern Menſchenfeind:
Die Federn ſind von einer Eule!
Denn die war nie dem Lichte Freund.

Für ſolche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wolluſt glühn,
Iſt dieſer Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenſchwanz,
Und wider einen eitlen Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treue Liebe nur beglückt:
Und aus der Bruſt der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgeſchmückt.

Von allen die ich dir gewieſen,
Wird der nur von mir werthgeſchätzt.
Ach, rief ich, Amor, ach, durch dieſen
Haſt du für Chloen mich verletzt.

Eros als Schleifer, emſig beſchäftigt, ſeine Pfeile zu ſpitzen; in der Schmiede des Vulkan. Eros prüft mit dem Finger die Spitze ſeines Pfeils (berühmtes Bild von Mengs). Er ſchnitzt ſich Pfeile und befiedert ſie. Er verſteckt den Pfeil hinter ſeinem Rücken. Er holt einen Pfeil aus ſeinem Köcher und blickt dabei hinter ſich mit einer ſchönen Wendung des Halſes.

Er droht mit dem Pfeil, zielt ſchalkhaft, zielt ernſtlich und mit großem Feuer, reitet auf einem Bock und zielt zugleich mit wilder Gebärde; fliegt in der Luft und zielt von oben herab. Amor als Sieger auf dem Schlachtfeld der Liebe. Ringsumher liegen Könige und Königinnen, Helden und Damen, Leute jedes Standes, alle mit einem Pfeil durchbohrt.

Von den Pfeilen des Eros ſang Anakreon (nach Ramlers Ueberſetzung):

Cytherens Ehmann ſchmiedet
In der Feuereſſe Lemnens
Pfeile für die Liebesgötter
Von dem allerfeinſten Stahle;
Und der Pfeile Spitzen tauchet
Venus in den ſüßen Honig,

Den ihr Sohn mit Galle miſchet.
Einſt kömmt Mars aus einem Treffen,
Schwenket eine ſchwere Lanze,
Und verſpottet Amors Pfeile.
„Dieſer hier iſt ſchwer,“ ſpricht Amor:
„Nimm ihn nur, du wirſt's erfahren.“
Mavors nimmt ihn in die Hände:
Aber Cytherea lächelt,
Und der Kriegesgott erſeufzet:
Der iſt ſchwer! — Da! nimm ihn wieder.
„Nein! behalt' ihn nur,“ ſpricht Amor.

Daß aber des Eros Pfeil nicht ſchmerze, daß man glücklich ſey, ihn im Herzen zu tragen, davon ſang Herder:

Nicht mit dem Bleigeſchoß, mit dem goldnen Pfeile der Freundſchaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innerſten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todesgeſchoß ſelbſt mit dem Herzen zerbricht.

Zuweilen wird Eros, wenn er zu muthwillig Schaden ſtiftet, durch ſeine Mutter oder durch die Grazien der

Waffen beraubt oder mit seinem eigenen Bogen geschlagen. Weinend hält er den zerbrochenen Bogen in der Hand.

Eros führt auch die Fackel. Als erstgeborner Gott leuchtet er mit seiner Fackel ins dunkle Chaos. Er bedeutet das belebende Princip; seine Fackel ist das Urfeuer. Wie er (nach Pausanias IX. 27. 2.) zugleich der älteste und der jüngste unter den Göttern ist, so erinnert auch die Fackel in seiner Hand an die der aufsteigenden und sinkenden Jahres- und Tagesgottheiten, an die hochflammende und an die gesenkte und verlöschende Fackel auf den Darstellungen des Mithra-Opfers (in Bezug auf das Jahr) und an die erhobene und gesenkte Fackel der Aurora oder des Hesperos (in Bezug auf den Tag). An des Eros ältester Fackel scheinen alle andern Götterfackeln ursprünglich entzündet zu seyn und sein Feuer ist es, das in allen flammt, das allgemeine Lebensfeuer. Doch verstand man zuletzt darunter nur im engern Sinne das Feuer der Liebe in Bezug auf die Geschlechter. Insofern nun ist die Fackel des Eros auf geschnittenen Steinen, Basreliefs ꝛc. der Alten ein sehr oft vorkommendes Motiv. Hymen, der Gott der Ehe, zündet seine Fackel an Amors Fackel an. Amor senkt seine Fackel oder löscht sie aus (das Ende der Liebe). Er bläst die halberloschene Fackel von neuem an. Er hält grausam einen Schmetterling (die Seele) oder ein Herz in die Flamme seiner Fackel. Er verbrennt Spolien der von ihm Besiegten. Er steckt ein Haus in Brand. Er zündet seine Fackel an den Augen eines schönen Mädchens an (nach Tibull). Er verbrennt die Welt (nach Thorwaldsen). Am schönsten ist die Fackel des Eros in dem bekannten Epigramm aufgefaßt:

Konntest mit deiner Flamme du nicht zwei Herzen entzünden,
Liebe, so nimm sie auch mir, oder verbrenne mich ganz.

Aeußerſt ſinnreich iſt der Gedanke der griechiſchen Anthologie, daß eine warme Quelle ihre Wärme von der Fackel des Eros erhalten habe:

Unter dem Ahorn hier lag einſt in lieblichem Schlummer
Amor; die Fackel lag neben die Quelle geſenkt.
Siehe, da ſprachen die Nymphen: „was ſollen wir thun mit der Fackel?
Löſchen wollen wir ſie! kühlen der Sterblichen Herz!“
Und ſie tauchten ſie nieder; da miſchten ſich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr ſtrömt ſelber nun wallende Gluth.

Derſelbe Gedanke wiederholt ſich noch in einem andern Gedichte derſelben Anthologie:

Amor und Cypris badeten hier in der lieblichen Quelle:
Amor ſcherzte darin, tauchte die Fackel hinein,
Siehe da miſchten ſich Funken der Liebe zur glänzenden Welle
Und von der Göttin floß ſüßer ambroſiſcher Duft.
Immer noch blinkt und duftet die Quelle von roſiger Liebe:
Amor und Paphia, ſie haben noch immer in ihr.

Eros erſcheint als Blinder. Die Liebe iſt blind, ein uraltes Sprüchwort. Darum wird Amor mit verbundenen Augen dargeſtellt. Er ſpielt zuweilen mit Nymphen Blindekuh. Eine Nymphe hält ihm die Augen zu. Oder er ſelbſt iſt ſehend und führt einen Blinden.

Einer artigen talmudiſtiſchen Fabel zufolge fingen einſt zwei fromme Juden den Amor, um die Welt von ihm zu erlöſen. Von Stund' an legten aber die Hühner keine Eier mehr, und um einem Kranken zu helfen, der nur durch den Genuß von Eiern geheilt werden konnte, beſchloſſen die Juden, den Amor nicht zu tödten, ſondern wieder frei zu laſſen, ſtachen ihm aber zuvor die Augen aus (Hiſtoriſches Roſengebüſch 1710. S. 741).

Sehr gut iſt folgende Dichtung von Langbein:

Die Klugheit hatte, da ſie noch
Ein junges Mädchen war,

Oft mit dem Liebesgott Verkehr;
Sie scherzten hin, sie scherzten her,
Wie ein verlobtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundschaftsband.
Auf solche Weise trug sich's zu,
Daß einst das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen fest!"
Gebot der kleine Mann:
„Und sieh, nun mußt du auf den Zeh'n
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich fassen kann."

Gesagt, geschehen! Mit Macht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeschwind,
Und schwebte, wie ein Frühlingswind,
Dahin im leisen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Rasch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis diesen Tag das Spiel,
Als fing es heut erst an.
Des Liebesgottes Aug umzieht
Noch Finsternis, und ewig flieht
Die Klugheit seine Bahn.

Nicht übel ist auch ein Epigramm von Conz auf die Blindheit des Eros:

Amor, ihr Blinden, sey blind? Wo trifft auch ein Schütze, wie er trifft?
Kennt er durch Himmel und Erd' und durch die Hölle nicht selbst
Weg' und Stege, die heimlichsten, überall? — Aber bezwingbar
Keiner Red' ist sein Ohr; taub ist ja Amor; nicht blind!

Es ist merkwürdig, daß die Griechen und Römer nie daran gedacht haben, den Eros auch weiblich zu denken. Wurde auch Eros Protogonos doppelgeschlechtlich gedacht, als das Urwesen, das aus dem Chaos hervorging, so findet dieser mystische Begriff keine Anwendung mehr auf den eigentlichen Liebesgott im spätern Sinne. Psyche als Gefährtin des Eros ist nicht er selbst, und eben so ist Venus, seine Mutter, von ihm verschieden. Von einer innigen Verbindung eines männlichen und weiblichen Eros, wie bei den Indern (wovon wir später handeln werden), findet sich im alten Hellas keine Spur. Erst in der christlich romantischen Zeit faßten die provenzallschen Troubadours den amore als weibliches Wesen auf und machten ihn zu einer seltsamen Amazone, statt des Pfeiles mit einer Lanze ausgerüstet. (Diez Poesie der Troubadours S. 139.)

Die Alten haben in einigen Fällen den Eros in Mißgestalten verzerrt, in symbolischer Beziehung oder aus reinem Humor. So kommt er vor, den himmlischen Schützen im Thierkreise darstellend, oben als Eros, unten in einen Scorpionschwanz endigend und statt der Flügel mit Krebsscheeren versehen. Man mag sich darunter die Sommer- und Herbstzeit glücklicher Liebe denken. Auf einem bekannten antiken Wandgemälde sehen wir ihn auch als einen kleinen Kentauren, den großen Kentauren in einem Entführungskampfe beistehend.

Eros hieß bei den Römern Amor, die Liebe, oder in etwas minder edelm Sinne Cupido, die Begierde. Auch die Griechen gaben dem Eros zuweilen den Pothos (Begierde) zum Gefährten, doch ohne sie so häufig zu verwechseln, wie die rohern Römer. Dagegen gesellten ihm die Griechen auch den Himeros (die Sehnsucht) zu. Noch

unentbehrlicher aber ist ihm, wie oben schon gesagt wurde, Anteros. Dieser muß unterschieden werden von Dyseros, dessen Servius zu Virgils Aeneide IV. 520 gedenkt, und der die Versagung der Liebe bedeutet. Anteros ist nicht dasselbe, nicht das Gegentheil der Liebe, sondern die eifersüchtige, nebenbuhlerische Liebe. Uebrigens wird er wie Eros dargestellt und zwei mit einander kämpfende Eroten bezeichnen bei den Alten immer den Eros und Anteros. Das lebhafteste Bild dieses Kampfes zeigen sie uns in einer antiken Darstellung, indem sie um eine Taube mit einander ringen und einer den andern wüthend in den Arm beißt. Ein andermal kämpfen sie um eine Palme, die hier überhaupt das Sinnbild des Sieges ist (öfter auf Gemmen und bei Pausanias VI. 23. 4). Außer den gewöhnlichen Kämpfen, Wettspielen, Wettrennen ꝛc. der Eroten auf Gemmen kommen auch andere kleine Gruppirungen vor, in denen das Verhältniß des Eros zum Anteros geistreich ausgedrückt scheint. Einer geht traurig davon, der andere lacht. Einer studirt emsig, der andere schläft. Einer zieht dem andern einen Dorn aus dem Fuß. Einer legt den Finger auf den Mund und gebietet dem andern Stille. Einer schreckt den andern mit einer Maske. Beide schleppen an einem schweren Füllhorn ꝛc. Der Ursprung des Anteros ist am schönsten erzählt von Porphyrius: Eros blieb so klein, wie er geboren war, und konnte nicht wachsen, bis seine Mutter sich bei der Themis Raths erholte, die ihr rieth, ihm einen Gespielen zu geben. Dieser Gespiele wurde nun Anteros, den Venus mit dem Mars, dem Kriegsgott, zeugte. (Vergleiche Cicero de natura deorum III. 23). Von diesem beständig gereizt und geneckt, nahm Eros täglich zu an Wachsthum und Größe. Der Sinn ist klar: Liebe wächst durch Eifersucht. — Daß Anteros auch die Gegenliebe bedeute, obwohl diese Be-

deutung immer eine untergeordnete bleibt, geht aus Pauſanias I. 30. 1. hervor, denn es heißt hier: zu Athen ſey ein Anteros als Rächer der Liebe verehrt worden, nachdem ſich Timagoras aus Liebe zu Meles von einem Felſen, und bald darauf Meles ſelbſt aus Reue von demſelben Felſen herabgeſtürzt habe. In ähnlicher Weiſe iſt auch eine von Herder mitgetheilte Mythe gedichtet:

Als einſt die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt er, ein einziges Söhnchen,
Mit Roſen ſein lockiges Haar.

Er ſchuf nur Qualen den Herzen;
Die zarte, ſüßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttin,
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und ſchufen ihm Flügel zum Spott.

Bis einſt Urania ſelber
Ein ſchöneres Mittel erſann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er ſieht im Meere ſein Bildniß,
Und wird von Liebe beſeelt;
Und fühlt nun ſelber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle ſo nah,
Und ſieh! ſein ſchönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer biſt du?“ ſpricht er verwirret,
„Du ſelbſt, dein Bruder bin ich!

Laß uns versuchen im Kampfe;
Vielleicht besiegest du mich."

Und seitdem ringen die beiden
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo einer Herzen verwundet,
Ist nie der andere weit.

Wo Liebe, schaffende Liebe
Hinschaut mit zauberndem Blick,
Kommt ihr vom Bilde des Anschauns
Die Gegenliebe zurück.

Hier ist Anteros ausschließlich die Gegenliebe, und der Sinn ist sehr schön. Aber insgemein war Anteros bei den Alten die nebenbuhlerische und nicht die Gegenliebe. Dieß geht schon aus den vielen antiken Bildern hervor, in welchen Wettkämpfe, Wettrennen ꝛc. mehrerer Eroten dargestellt werden.

Uebrigens bedeuten die Eroten, wenn sie in der Mehrzahl vorkommen, mit einander spielen, einander helfen ꝛc., die ganze Mannichfaltigkeit der Reize und Scherze, welche die Begleiter der Liebe sind. Hierbei hat die Phantasie den freiesten Spielraum. Bei der Toilette trägt jeder Eros irgend eine Kleinigkeit herbei, bei Plünderungen und Entwaffnungen nimmt jeder irgend etwas hinweg. Viele vereinigen sich zur Bezwingung eines Feindes, z. B. eines Satyrs und dergl. Durch besondere Attribute oder Beschäftigungen der Eroten wird oft der Stand des Liebhabers bezeichnet oder die Stätte der Liebe, oder irgend ein besonderer Umstand. So können die in einer Schusterwerkstätte beschäftigten, auf einem Wandbild zu Pompeji vorkommenden Eroten (gleich einem andern in Marmor gehauenen, der auf einem Fuße reitet) die Schönheit eines Fußes bedeuten, für den Eros selbst die Schuhe macht. Oder sie können bedeuten, daß hier ein

glücklicher Schuster wohnte. Man hat diesen und ähnlichen Eroten ihre Beziehung auf die Liebe ganz abstreiten und sie nur zu Genien des Handwerks machen wollen, aber schon Zoega hat sich mit gutem Grund und richtigem Gefühl gegen diese Einschränkung erklärt. (Baes. II. 184.)

Zu den gewöhnlichen Gefährten des Eros gehört auch Jokos, der Scherz, und gehören die sogenannten bacchischen Genien oder bacchischen Eroten, die, Kinder wie er, oder er eigentlich selbst, nur mit Weinreben bekränzt die Verbindung der Liebe mit dem Wein ausdrücken. Davon mehr nachher, wenn wir überhaupt von der Beziehung des Eros zum bacchischen Kreise sprechen werden.

Auch mit Hymen, dem Gott der Ehe, kommt Eros häufig in Verbindung, aber meistens nur wie eine Wache, die von der andern abgelöst wird.

Eros und Aphrodite, Amor und Venus, das Kind und die Mutter der Liebe, bilden die natürlichste Gruppe und gehören zu den häufigsten und reizendsten Bildern des Alterthums. Der einfachste Sinn dieser Gruppe ist: ohne Schönheit keine Liebe, man liebt nur das Schöne, Schönheit ist die Mutter aller Liebe. Sofern aber durch diese Gruppe fast immer auf symbolische Weise irgend ein zärtliches Verhältniß unter Sterblichen ausgedrückt wird, muß man sich den Eros meist als den Stellvertreter des liebenden Theiles denken. Wenn er z. B. seine Mutter um etwas bittet, oder wenn sie ihm zürnt und ihn straft, so bedeutet sie die Liebe, als Gottheit gedacht, er aber bedeutet nur den Liebhaber. Und auch, wenn sie ihm schmeichelt, ihn pflegt ꝛc., muß darunter das Glück, das dem Liebhaber zu Theil wird, verstanden werden. Doch sind von diesen symbolischen Beziehungen die rein mythischen zu unterscheiden. Wenn Eros

ſeiner Mutter trotzt und ſie ihre liebe Noth mit ihm hat, ſo repräſentirt er ſelbſt die Gottheit der Liebe, die ſich über alles hinwegſetzt und hinwegſetzen darf, und ſeine Mutter iſt dann nur ſein Supplement, beide ſind die innerhalb derſelben Gottheit einander entgegengeſetzten Eigenſchaften des wilden Feuers und der zarten Milde. Er iſt mehr die ſinnliche Begierde, ſie mehr die himmliſche Liebe.

Auf einer Gemme bei Lippert liegt Eros noch als Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter. Auf einem Bilde von Franceschini ſchläft er auf der Mutter Schooß. Weit öfter ſieht man ihn die Mutter liebkoſen, mit ihr ſpielen und ſcherzen, oder beſchäftigt bei ihrer Toilette. Er hält ihr den Spiegel vor, bringt ihr den Gürtel der Anmuth ꝛc. Zuweilen neckt ſie ihn und hält Pfeil und Bogen in die Höhe, nach denen er vergeblich die kleinen Arme ausſtreckt. Einmal bindet ſie ihm die Augen zu (ſchönes Bild von Titian) oder die Flügel zuſammen (Bild von Lebrun). Einmal ſtraft ſie ihn. Die Neuern haben dieſe Scherze zuweilen bis zur Abgeſchmacktheit getrieben, z. B. auf einem Bilde wird Amor von ſeiner Mutter gekämmt. Eher noch laſſen ſich die derben Schläge, die Rubens ſeinem Amor auf den hochgerötheten Hintern geben läßt, komiſch rechtfertigen.

Das altmodiſche Gedicht Hoffmannswaldau's, das von dieſer Strafe des Amor handelt, iſt ziemlich artig.

Und ob die Mutter zwar
Vielmaal das loſe Kind zu ſtraffen willens war,
So wußt es dennoch ſtets ihr artlich zu entkommen;
Nur einmal, als der dieb den gürtel ihr genommen,
Ließ ſie ihn eine Frucht aus Lirus garten ſchaun,
Und fordert ihn zu ihr. Erſt wollt er wohl nicht traun,
Dennoch gelüſtet ihn den güldnen Ball zu kriegen,
Fieng alſo freundlich an die Achſeln einzuſchmiegen,

Schwang ſich zu ihrer Schooß ins blanke ſternenhaus,
Und breitete wie weit die regen Flügel aus,
Die durch und durch beſtreut mit jungfern-augen waren,
Gleich als ein Pfauenſchwantz. Mit ſeinen güldnen Haaren
Verwickelt er ſich ihr und ihren marmelarm,
Sein Leib war finger-nackt, und doch nichts minder warm,
Von ſonn und Hitze braun. Viel hertzen voller Wunden
Hatt er ihm in ein tuch von ſcharlach eingebunden,
Die ſein blutrünſtig pfeil, der an der ſeite hieng,
So greülich zugericht. Allein, alsbald empfieng
Die ſchlaue mutter ihn mit einer roſen ruthen,
Daß beyder backen ihm fieng häuffig an zu bluten.

Feiner fühlte Correggio, der die Venus nur malte, wie ſie dem Eros Bogen und Pfeil wegnimmt und zum Scherze vorenthält. Dasſelbe Motiv kommt oft auf Gemmen vor.

Eines der lieblichſten poetiſchen Motive des claſſiſchen Alterthums iſt der von der Biene geſtochene Eros. Anakreon ſang davon (nach Ramlers Ueberſetzung):

Cupido fand ein Bienlein
In einer Roſe ſchlafen,
Und ward von ihm geſtochen.
Kaum fühlt er ſich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, ſo flog er weinend
Hin zu der ſchönen Cypris:
„O weh! o weh! ich ſterbe.
Ich bin gebiſſen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte:
Der Landmann nennt ſie Biene.“
Da ſprach ſie: Macht der Stachel
Der Biene ſolche Schmerzen:
Wie meinſt du, daß es ſchmerze,
Wann du, mein Sohn, verwundeſt.

Dieß wurde nachgeahmt von Theokrit (Ueberſetzung von Voß):

Einſt ward Eros, der Dieb, von der zornigen Biene geſtochen,
Als er Honig dem Korb' entwendete. Vorn an den Händen
Hatte ſie all ihm die Finger durchbohrt; und er ſchlug ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden, und ſtampfete. Jetzo der Kypris
Zeigt er das ſchwellende Weh, und jammerte, daß ſo ein kleines
Thierchen die Biene nur ſey, und wie mächtige Wunden ſie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Biſt du nicht ähnlich den Bienlein?
Schaue wie klein du biſt, und wie mächtige Wunden du macheſt!

Auch der ſpaniſche Dichter Eſtevan Manuel de Villegas hat den Eros mit den Bienen, aber wieder in anderer Weiſe verbunden (Hoffmanns Blüthen ſpaniſcher Poeſie):

An einem Roſenſtocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeiſter
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl verſehen,
Die ſchärfſte Spitze führet
Der Stachel des Inſectes.
Die Biene mit Geſumme
In Kreiſen ſich erhebet,
Und er, der Loſe, kichert
Und trüllt ſich tauſend Verſchen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet,
Und ſie bleibt todt zur Stelle.

Auch unſer deutſcher Dichter Moſcheroſch hat im 17ten Jahrhundert dieſen berühmten Bienenſtich beſungen, aber in der rohen Weiſe jener Zeit. Eros bekommt da noch obendrein Schläge. Giorgione hat den über den Bienenſtich klagenden Eros gemalt. — Moderner erſcheint die Vorſtellung des kranken Eros, den ſeine Mutter beſucht und tröſtet.

Conz bringt den Eros mit den Bienen in folgende Verbindung:

Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Aepfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
Diese hingen am Baum, vom säuselnden Laube geborgen;
Lächelnd lag er vom Schlummer umstrickt, auf Blättern von Rosen;
Röthliche Bienlein umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
Krochen hinein und heraus und sogen den Honig der Liebe.

Hat sich die Mutter auch zuweilen über den muthwilligen Knaben zu beschweren, und muß sie ihn auch oft (als mater saeva cupidinum) hart strafen, so liebt sie ihn doch mehr als sich selbst. Dieß ist am glücklichsten ausgedrückt in dem schönen Gedicht von Moschos „der entlaufene Eros" (übersetzt von Jacobs):

Nach dem entflohenen Sohne, dem Eros, rufte Kythere:
Wenn auf dem Kreuzweg einer den irrenden Eros erblickt hat,
Mir entlief er; Belohnung empfängt, wer Nachricht ertheilet.
Kypriens Kuß wird Lohn ihm dafür; doch bringst du ihn selber,
Nicht ein Kuß nur allein, nein, Größeres ist dir bestimmt dann.
Merkbar ist er genug, und vor zwanzigen allen zu kennen.
Nicht weiß schimmert die Haut, nein, loderndem Feuer vergleichbar.
Stechend und flammend das Aug'; das Gemüth schlimm; lieblich die Rede.
Anderes denkt er und spricht viel Anderes; Honig die Stimme;
Aber der Sinn, wenn zürnend, ein grausamer; schlimmen Betrugs voll;
Niemals wahr; stets sinnend auf List und verderbliches Spielwerk.
Schön wohl ist er gelockt, voll Frechheit aber das Antlitz.
Klein nur sind ihm die Händchen und zart, doch schleudert er fernhin,
Bis zu dem Acheron schleudert er hin, und des Aides König.
Nackt zwar hält er den Leib, doch rundum hüllt er den Sinn ein.
Gleich wie ein Vogel beschwingt, heimsuchet er diesen und jenen,

Männer und Frauen nach Luſt, und niſtet ſich tief in der Bruſt ein.
Klein nur iſt ſein Bogen, und klein auf dem Bogen der Pfeil ihm;
Klein nur iſt ſein Pfeil, doch dringet er bis zu dem Aether.
Unter dem Arm hängt golden ein Köcherchen; aber die bittern
Pfeile bewahrt er darin, die mich ſelbſt öfters verwunden.
Arg iſt alles an ihm; am ſchrecklichſten aber die kleine
Fackel des Knaben, mit der er den Helios ſelber entflammt hat.
Findeſt du dieſen, ſo greif und feſſ'le ihn ſonder Erbarmen.
Siehſt du ihn weinen, ſo hüte dich wohl vor des Falſchen Berückung.
Lacht er, ſo ſchlepp' ihn weiter, und bietet er liebliche Küſſe,
Weiſ' ihn zurück; ſchlimm iſt ſein Kuß, und giftig die Lippen,
Sagt er vielleicht: „Nimm dieß; ich ſchenke dir meine Bewaffnung!"
Nicht ſie berührt! Schlimm täuſcht das Geſchenk; denn in Flammen getaucht iſt's.

Dieſe ſchöne Dichtung vom verlornen Amor hat Taſſo und auch noch ein anderer italieniſcher Dichter, Fierenzuola, frei nachgeahmt.

Aeußerſt lieblich ſind die Bilder der ſiegreichen, glücklichen, fröhlichen Liebe, in denen Eros und Aphrodite ungetrübt ihrer Macht ſich freuen. Schon bei ſeiner Geburt, ſagt Nonnus, durchbrach Eros ungeduldig ſeiner Mutter Schooß, ſchwang ſich mit ſeinen kleinen Flügeln auf, und flog — in die Arme der glücklichen Mutter. Auf einer Vaſe bei Millingen tragen Eroten triumphirend die Göttin der Liebe empor. Auf antiken Steinen ſchmückt Aphrodite ihren geliebten Knaben mit dem Helm, reicht ihm den Apfel, das Symbol des Liebesglückes ꝛc. Auf einer Gemme bei Gorius ſetzt Venus den Fuß auf die Hand des Eros. Das will ſagen: wie mächtig auch die Schönheit an ſich iſt, ſo wird ſie doch noch mächtiger durch die Liebe.

Auch als Wächter erscheint Amor bei seiner Mutter. Sie schlummert, ein Satyr belauscht sie, aber Eros deckt sie schamhaft zu (Antikes Relief des Grafen von Pembroke). Bei den Liebkosungen, die seine Mutter andern gewährt, zuzusehen, würde sich nicht schicken. Daher schläft Amor auf dem Schilde des Mars, als dieser die Venus umarmt.

Eros bei der Toilette. Die Liebe verschönt alles und ist das natürlichste Motiv des Putzes. Eros wird daher wie bei seiner eigenen Mutter, so überhaupt bei den Damen als Genius der Toilette dargestellt, bringt den Putz herbei und hilft ihn anlegen. Tizian malte ihn, wie er der Venus einen Spiegel vorhält. Er kommt aber bei Malern und Dichtern fast mit allen Theilen des Damenanzuges in Berührung. Amor holt das Diadem, krönt damit die Schöne; oder statt des Diadems in modernen Bildern das Häubchen. Gar artig ist der Gedanke, daß Amor in einem leichten Morgenhäubchen sich schaukelt. Ferner hat er viel mit Spiegeln zu thun, und mit Schmucksachen. Er prüft die Aechtheit eines Schmuckes. Er selbst fügt einen Schmuck zusammen. Er schüttet einer Nymphe Perlen in den Schooß. Er bringt den Gürtel der Grazien oder er löst leise den Gürtel auf. Er verschanzt sich hinter einem modernen Schnürleibchen. Er lauscht hinter einem Schürzchen. Er schläft in den Falten einer Schleppe. Er bindet einer Schönen die Schuhe, auf einem andern Bilde sogar die Schlittschuhe. Berühmt ist das antike Bild eines verhältnißmäßig kolossalen Fußes, auf dem ein kleiner Eros reitet.

Der italienische Dichter Murtola verglich den Eros sehr sinnreich mit den Augen einer Schönen (übersetzt in den auserlesenen Gedichten Hoffmannswaldau's und anderer Deutschen V. 242):

In Daphnens ſchönen Augen
Wird Amor uns gar artig vorgeſtellt.
Das reine Licht, ſo hier durch enge cirkel fällt,
Kan ihm zu ſeiner Fackel taugen.

Die ſternen hat er ihm zum bogen auserwehlt,
Die Pfeile ſchnizet er aus ihren ſcharffen bliken;
Und daß es endlich auch an keinen Flügeln fehlt,
So müſſen ſich dazu die augen-lieder ſchiken.

In einem andern kleinen Gedicht vergleicht derſelbe Sänger den Amor auch mit einer Roſe, deren Blätter ſeine Flügel, deren Dornen ſeine Pfeile, deren Gluth ſeine Fackel ꝛc.

Der italieniſche Dichter Zappi läßt eine Unzahl kleiner Eroten wie einen Bienenſchwarm über ſeine Schöne herfallen. Sie hängen ſich in ihr Haar, zwei ſteigen mit ihren lodernden Fackeln in ihre Augen, zwei verſtecken ſich hinter ihre Augenbrauen und ſchießen von denſelben, wie von ihren Bogen, die Pfeile ab ꝛc. Der kleinſte verkriecht ſich in ihren Buſen.

Ueber den Urſprung des Grübchens im Kinn hat Hagedorn eine ſehr artige Mythe gedichtet. Amor wählt unter den jungen Frauenzimmern diejenigen aus, die ihm ſelbſt am reizendſten und anmuthigſten erſcheinen und bezeichnet ſie — durch das Grübchen im Kinn.

Indem er drauf, die er ſich ausgewählt,
Den Würden nach, vertheilet, ſtellt und zählt,
Bezeichnet er, die ihm recht artig ſcheinen,
Der Nymphen Kern, die Luſt und Witz vereinen,
Und ihren Ruhm bewährt ein Liebespfand,
Ein neuer Reiz, ein Werk von ſeiner Hand:
Denn jedem Kinn, das ſeine Wahl beglücket,
Wird von ihm ſelbſt das Grübchen eingedrücket,
Das, wie man weiß, nur ſolche Schönen ziert,
Durch die noch jetzt der ſchlaue Gott regiert,

Durch die sein Recht sich ewig kräftig zeiget,
Den Neid beschämt, und täglich höher steiget;
An welchen man der Anmuth höchsten Werth,
Und Amorn selbst in ihren Grübchen ehrt.
Die jederzeit durch dieses Vorzugszeichen
Die schönsten sind, und dir, o Phyllis, gleichen.

Andere Liebesdienste. Eros vertritt bei Liebenden die Stelle des Liebesboten, des Zuträgers, des Kupplers, des Helfers, Dieners und Wächters. Er leitet den blinden Liebhaber, er ermuntert den Zaghaften, er zieht ihn mit Gewalt herbei, er dient den verliebten Göttern als Wagenlenker. Er überredet, überlistet, bittet und schreckt die sprödden Nymphen. Er hilft dienstfertig den Helden entwaffnen, die Schönen entkleiden. Die spätern Maler brachten bei solchen Gelegenheiten gern etwas zu viele Eroten an, was alle Illusion stört. Besonders geschäftig sehen wir sie in dem berühmten Frescobild „Alexander und Roxane" von Sodoma in der Farnesiana zu Rom. Indem Roxane verschämt dasitzend ihren königlichen Bräutigam erwartet und keusch die Knie zusammenschließt, bemüht sich ein gar kleiner Eros aus Leibeskräften, sie ihr von einander zu schieben. Und überall leisten andere Eroten andere Dienste oder erfüllen lauschend den Hintergrund.

Der Muthwille des Eros darf aber nicht zu weit gehen, denn er ist nicht der Gott der rohen thierischen, sondern der zarten psychischen Liebe. Daher ziemt ihm die Schamhaftigkeit. Er legt den Finger auf den Mund zum Zeichen seiner Verschwiegenheit; er zieht den Vorhang zu; er löscht das Licht aus. Goethe zeichnet ihn einmal, wie er sich die Augen mit beiden Händen zuhält, um nicht zu sehen, was die Liebenden thun. Ein wenig kokett.

Noch andere kleine Dienſte Amors. Er iſt ſehr eilfertig zu helfen, kommt hurtig mit einer Lampe, mit Schlüſſeln, mit einer Leiter. Er zündet eine Kerze an der andern an. Er hütet einen kochenden Topf (ſinnig; dagegen iſt das Bild eines Amor, der den Ofen heizt, gemein). Amor in der Küche. Amor als Arzt, gibt eine Arznei ein. Amor als Oculiſt, macht einen Blinden ſehend. Amor als Tanzmeiſter mit der Geige, lehrt einem Tölpel die Anmuth. Amor lehrt ein Kind leſen. Amor wiegt ein Kind. Amor unter einer Menge unſchuldiger kleiner Mädchen.

Wie Eroten dem ſchüchternen Liebhaber beiſtehen, malt ein artiges Gedicht von J. G. Jacobi:

Ihm entfliehen will die Sprödе,
Ihn verachten ſoll ihr Blick;
Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
Hält die Schäferin zurück.

Fliehen kann ſie nicht; es haben
Ihren Bogen, aufgeſpannt,
Rings um ſie die Götterknaben
In der rächeriſchen Hand.

Küſſen muß ſie nun den Hirten,
Und ein wolluſtvolles Ach!
Unter ſanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele nach.

Eros und die Charitinnen, Amor und die Grazien. Die Grazien ſind die Gefährtinnen und Dienerinnen der Venus und bedeuten die ſittliche Anmuth, die Scham, die der Sinnlichkeit einen noch höhern Reiz verleiht, indem ſie dieſelbe mäßigt. Der ſchalkhafte Amor alſo ſteht zu ihnen in einer ſehr nahen Beziehung, und Dichtkunſt und bildende Künſte haben gewetteifert, die liebliche Gruppe der drei Grazien mit dem Amor zu verbinden. Am einfachſten und edel-

sten Thorwaldsen, auf dessen schönem Basrelief die Grazien den Amor mit Blumenguirlanden fesseln. Andere Bilder sind: Amor in der Schule der Grazien, Amor schlafend von den Grazien scheu und doch liebreich betrachtet; Amor in den Armen der Grazien, die er zu entzücken und zu gewinnen sucht; Amor, der den Grazien, die ihn festhalten, sich entwindet; einmal setzt Amor einer Grazie den Helm auf (ein sehr schöner Gedanke). Amor auf Blumenguirlanden von den Grazien geschaukelt. In der sogenannten Schäferpoesie sind diese und ähnliche Motive und unzählige andere minder glückliche bis zum Unerträglichen abgenutzt worden.

Am anmuthigsten ist Amor unter den Grazien von Wieland geschildert worden. Die Grazien finden den schlummernden Amor:

Wie schön es ist! wie roth sein kleiner Mund!
Die gelben Locken wie kraus! Sein weißer Arm wie rund!
O! seht! es lächelt im Schlaf! Und Grübchen in beiden Wangen,
Indem es lächelt — Aglaja, wir müssen es fangen!
Eh' es erwacht und uns entfliegt! — Es fangen
Du kleine Närrin! und was
Damit machen? — Welche Frag' ist das!
Kurzweil, liebe Schwester, soll's uns machen,
Mit uns spielen, scherzen, singen, lachen,
Schwestern, meint ihr nicht?
Seht, o seht ihm nur recht ins Gesicht!
Unschuld lacht aus jedem Zug und Freude.
O! gewiß, es thut uns nichts zu Leide;
Oder meinet ihr nicht?

Aber, o Diana! — rief die kleinste der Schwestern, was seh ich? Einen Bogen, und einen Köcher voll kleiner goldener Pfeile, unter den Blumen verstreut. Mir schauert!

O! Schwestern, wenn es Amor wäre!
Wie würd' es uns ergehn!

Nein! Schwesterchen, nein! Zum Amor ist's zu schön!
Wo hast du ein Gesichtchen gesehn
Wie dieß? Es machte Mädchen Ehre!
Der kleine Drache sollt' es seyn,
Von dem die Mutter spricht, er nähre
Von Mädchenherzen sich? Nein, Pasithea, nein!
Es schreckte, wenn es Amor wäre,
Und dieß ist lauter Reiz; es kann nicht Amor seyn.

Aber, wenn es Amor wäre! wiederholte Pasithea; das sicherste ist, wir fliehen. — Schwestern, erwiederte jene, mir fällt was ein;

Wie wenn wir ihn mit Blumen bänden?
Ihn um und um an Arm und Bein
Mit Fesseln von Epheu und Rosen umwänden?
Dann möcht es immer Amor seyn!
Er möchte zappeln, wüthen, dräun,
Wir hätten ihn in unsern Händen!
Wir würden seine Pfeile zerbrechen,
Und ließen ihn nicht frei, er müßt' uns erst versprechen,
Fromm wie ein Lamm zu seyn.

Der Einfall gefiel den Schwestern. Sie nahmen ihre Kränze ab, flochten noch frische dazu, und umwickelten ihm Arme und Flügel und Füße so gut damit, daß alle Stärke dieses kleinen Bezwingers der Götter und der Menschen nicht vermögend war, sich loszureißen, als er erwachte. — Sie hatten sich hinter einer Rosenhecke verborgen, um sein Erwachen zu belauschen. Aber sie ließen ihn nicht lang im Wunder, wer ihm den losen Streich gespielt habe. Ihr Lachen verrieth sie. Amor erblickte sie hinter der Hecke, und sein Herz hüpfte vor Freude; denn so liebliche Mädchen hat er nie gesehen, seit er Amor war. Er rief ihnen in dem Tone, den er annimmt, wenn er verführen will, zu:

Schöne Nymphen, o helft mir armen Knaben!
Laufet nicht davon!

Ich bin Amor, Cytherens Sohn,
Der sich hier in einem Hain verlief.
Faunen müssen mich so gebunden haben,
Da ich unbesorgt in meiner Unschuld schlief.

Höret ihr, was er sagte? flüsterte Aglaja ihren Schwestern zu; er verräth sich selbst. — Aber er bittet so schön, sagte die sanfte Pasithea; wir wollen doch zu ihm hingehen; er ist so fest gebunden, daß er uns nichts thun kann. — So bist du Amor? fragt' ihn Thalia lächelnd. — Ja, schöne Nymphe, ich bin Amor, der Gott der Liebe, der Gott der süßesten Freuden; und nie fühlt ich so vollkommen, daß ich es bin, als seitdem ich euch sehe. — Wenn er Amor ist, sagten sie leise zu einander, so müssen zween Amorn seyn. Dieser hier sieht dem gar nicht ähnlich, vor welchem uns die Mutter zu warnen pflegt. Er sieht so freundlich, so unschuldig aus! Ich dächte, wir bänden ihn los? — „Aber wenn er uns davon flöge?" — Amor hörte diese letzten Worte. Nein liebenswürdige Nymphen! Kennet die Gewalt besser, die ihr über mich habt! Der bloße Gedanke, euch zu verlassen, würde mir unerträglich seyn. Ich habe keinen andern Wunsch, als ewig bei euch zu bleiben.

„Also willst du mit uns kommen, Amor, und bei uns wohnen, und unser Gespiele seyn?" — Ja wohl, ich will, sprach Amor:

Von euch zu scheiden begehren?
Ich müßte nicht Liebesgott seyn!
Euch ließ ich im wilden Hain
Bei Faunen und Hirten allein,
Nach Paphos wiederzukehren?
Nein, holde Schwestern, nein!
Ihr seyd zu reizend, Cytheren
Nicht einzig anzugehören!
Ich führ euch bei ihr ein,

Um ihren Hof zu vermehren,
Und ihre Gespielen zu seyn.

Eine Menge Attribute kommen dem Eros und seiner Mutter gemeinschaftlich zu, sofern sie die Liebe, deren Macht und Eigenschaften bedeuten sollen.

Eros mit dem Apfel. Der Apfel bedeutet die höchste Liebesgunst. Eros schüttelt Aepfel, pflückt einen Apfel, reicht ihn einer Nymphe, entzieht ihr einen Liebhaber. Venus will ihm den Apfel nicht geben. Er trägt eine Last Aepfel. Er schüttet sie lachend auf den Boden aus. Eroten werfen sich mit Aepfeln, streiten sich um einen Apfel ꝛc. Dieses Sinnbild war den Alten geläufiger; das folgende, die Rose, kommt erst häufiger bei den Neuern vor.

Eros und die Rose. Die Rose ist die Blume der Schönheit und der Liebe. Eros schläft in einer Rose, wird in einer Rose geboren, fliegt aus ihr empor, lauscht hinter Rosen, hascht nach einer Rose, trägt eine Last von Rosen, windet einen Rosenkranz, schenkt eine Rose, will sie nicht hergeben, streitet um eine Rose. Er versucht eine junge Knospe aufzublasen. Er hält traurig eine geknickte Rose in der Hand. Auch mit dem Lotos erscheint Eros geschmückt auf Gemmen (Tassie N. 6602), oder aus dem Lotos steigend (Lippert Suppl. N. 458). Auch überhaupt mit Blumen bekränzt, oder mit der seiner Mutter heiligen Myrthe. Eben so kommt er in Verbindung vor mit dem Mohn. Auf einer antiken Gemme hascht er nach Mohnköpfen, die seine Mutter in die Höhe hält. Der Mohn war ein Sinnbild der Nacht. Der Sinn ist also hier: o Liebe, gönne mir das Glück der Nacht!

Eros und die Biene. Das schöne anakreontische Bild ist schon erwähnt. Auf einem antiken Stein kommt Eros vor, wie er einen Bienenkorb umstürzt. Die Bienen über-

haupt ſollen, nach der reizenden Dichtung Logau's, aus den Küſſen entſtanden ſeyn, die Venus dem Adonis gab. Indem ſie nach ſeinem Tode an dieſe Küſſe dachte, machte ſie, von Entzücken und Schmerz bewegt, alle zu Bienen, die daher noch jetzt durch ihre Süßigkeit an Aphroditens Liebesglück, und durch ihren Stachel an Adonis Tod erinnern.

Eros und die Taube. Die Taube war der Vogel der Venus, das Sinnbild treuer Zärtlichkeit. Mithin kommt ſie öfters mit Amor in Verbindung. Er liebkost Tauben, wird von zwei Tauben gezogen, füttert ſie, klagt über eine todte Taube, iſt aber auch wohl grauſam genug, ſelbſt einmal eine zu rupfen. Nicht beſonders geiſtreich iſt die moderne Idee, den Amor auf einer Leiter in einen Taubenſchlag ſteigen zu laſſen. Aber überaus lieblich iſt die antike Mythe, die uns die Mythographi Vaticani I. 175. und II. 33. überliefert haben. Einſt wettete Eros mit ſeiner Mutter, wer von beiden in derſelben Zeitfriſt die meiſten Blumen pflücken werde. Eros, durch ſeine Flügel begünſtigt, flatterte ſo ſchnell von Blume zu Blume, daß er bereits im Vortheil war, als die Nymphe Periſtera der Venus zu Hülfe kam und ihr Blumen pflücken half. Eros aber, darüber erzürnt, verwandelte die Nymphe in eine Taube, und Venus entſchädigte ſie dafür dadurch, daß ſie dieſelbe zu ihrem Lieblingsvogel machte.

Eros und das Meer. Die Alten brachten den Eros beſonders häufig in Verbindung mit dem Element, aus dem ſeine Mutter hervorgegangen war. In dieſer Beziehung repräſentirt wieder insbeſondere die Muſchel das mütterliche und überhaupt das weibliche Element. *) Darum kommt Eros

*) Fulgentius myth. II. 4. bemerkt: die concha marina ſey der Venus heilig, quod toto corpore simul aperto in coitu misceatur.

sehr oft mit der Muschel vor. Er fährt auf einer Muschel von Delphinen oder Schwänen oder Fischen oder Meerkrebsen gezogen. Er schläft auf einer Muschel. Er steigt aus einer sich öffnenden Muschel hervor. Er hascht nach einer Muschel, die Venus hoch in der Hand hält. Er trägt eine Muschel, auf dem Kopf. Er reiht Muscheln an einem Faden auf (Thorwaldsen).

Sein zweites Attribut in diesem Sinn ist der Fisch. Eines der bekanntesten pompejanischen Bilder. Amor, welcher angelt oder den gefangenen Fisch seiner Mutter reicht. Amor webt ein Fischnetz (Thormaldsen). Sehr häufig kommt Amor mit Delphinen in Verbindung, reitet oder fährt mit denselben über das Meer, oder sitzt auf einem Delphin zur Seite seiner Mutter. Ein griechisches Epigramm malt den Eros in einer Hand Blumen, in der andern einen Delphin als Herrn der Erde und des Meeres. Einmal ist er dargestellt, wie die Delphine scheu werden, mit ihm durchgehen und ihn ins Wasser fallen lassen.

So kommt er auf einem pompejanischen Bilde vor, in dem viele Eroten ein Wettrennen auf Delphinen anstellen. Auf einigen Gemmen ist dem auf dem Delphin reitenden Eros noch das Wort εὔπλοι beigefügt, d. h. glückliche Fahrt (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 54). Aus dem Erscheinen der Delphine auf dem Meer schloß man auf das bevorstehende Wetter. Dieser Fisch wurde daher als Sinnbild gebraucht, wenn man den Wunsch einer glücklichen Reise oder überhaupt eines glücklichen Verlaufes ausdrücken wollte. Und so kann man jene Gemmen als Amulete von Liebenden ansehen, die glücklich vereint zu werden wünschten, wie man ja noch jetzt sprüchwörtlich sagt: glücklich im Hafen der Liebe ankommen. Faßt man den Delphin als Sinnbild des Meeres auf und

bringt ihn mit dem Ursprung der Venus aus dem Meere in Verbindung, so ist seine Beziehung auf den Eros schon lockerer. Aber man kann den auf dem Delphin reitenden Eros auch noch anders deuten. Der Delphin ist nämlich auch ein Sinnbild der Unsterblichkeit oder der Hoffnung auf jenseits. Er führt nicht nur die Schiffer glücklich über das Meer in den Hafen, sondern er führt auch die Seelen über den Todtenfluß zu den seligen Inseln. Deßhalb kommt er so oft in Verbindung mit dem Schmetterling oder der Psyche vor, welche die Seele bedeutet. Demnach würde Eros auf dem Delphin so viel heißen als die Liebe, die das Leben überdauert, die Treue der Liebenden, die selbst der Tod nicht trennt, die Hoffnung, in den Hafen der Liebe, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt zu gelangen.

In einigen Fällen bedeutet der Delphin auch die Wirkung des Gesanges und ist dem Apollo heilig, weil die Alten glaubten, er liebe die Musik. Deßhalb führt Eros zuweilen die Lyra im Arm, während er auf dem Delphin reitet. Darunter kann nun die zärtliche Ueberredung, die siegreiche Wirkung der Poesie auf die Herzen verstanden werden, oder die Musik hat hier die höhere Bedeutung der Harmonie, durch welche Herzen in Einklang gebracht werden.

Ferner reitet Amor auch auf Hippokampen und andern See-Ungethümen im Gefolge Neptuns. — Auf antiken Steinen kommt Amor vor als Schwimmer in den Wellen, oder segelnd auf einem Schiffe, auf einem bemasteten Delphin, auf einer bemasteten Muschel; auch Schiffbruch leidend oder schlafend auf einem Ruder. Hier scheint das Meer die Unruhe der Liebe, die Gefahr, die Unbeständigkeit des Glücks ꝛc. zu bedeuten. Auf einer sehr zierlichen Gemme (Tassie N. 6841) sieht man den Eros auf seinem Köcher als Kahn schiffen, wobei

ihm ein Pfeil, woran ein Segel geknüpft ist, als Mast dient. Auch sieht man den Eros, seltsam genug, auf einem Kruge durch das Meer schiffend. Soll es ein Weinkrug seyn und das Meer die unendliche Lust? Oder ein Aschenkrug und das Meer der Weg zu den seligen Inseln? bringt die Liebe die Asche des Geliebten nach Elysium?

Auch auf dem Schwane reitet Eros oder fährt mit Schwänen, oder füttert, oder liebkost einen Schwan. Unter dem Schwan kann bald der der Leda, bald der des Apoll verstanden werden, das Sinnbild der Geburten oder des Gesanges. Der ältere Philostratus (I. 9). beschreibt sehr ausführlich ein Gemälde, das die Liebesgötter in Verbindung mit den Wasservögeln und insbesondere den Schwänen darstellt (nach der Lindau'schen Uebersetzung):

„Du siehst wohl die Enten, wie sie auf der Wasserfläche hingleiten, indem sie gleichsam Wasserbahnen vor sich hintreiben. Und nun das Gänsevolk — auch diese sind nach der Natur gemalt, auf dem Wasser und als Schwimmer. Dort die langbeinigen — mit überlangen Schnäbeln bemerkst du wohl — Zugvögel, herrliche: der eine mit diesem, der andere mit anderm Gefieder, auch in mannichfacher Stellung. Denn der eine ruht auf einem Steine auf einem Fuße; der andere lüftet sein Gefieder; noch ein anderer putzt es; der da hat so eben etwas auf dem Wasser gefangen; noch ein anderer hat sich zur Erde geneigt, um Fraß zu suchen. Daß aber Liebesgötter auf den Schwänen reiten, ist nichts Besonderes; denn die Götter sind keck, und treiben sehr gern ihr Spiel mit den Vögeln. Doch darum wollen wir weder dieß Reiten unbeachtet lassen, noch auch das Wasser, worauf es geschieht. Denn dieß Wasser ist das Schönste an dem Sumpfe, weil es unmittelbar aus der Quelle kommt. — Es vereinigt sich zu einem köstlichen Schwimmbecken: mitten darin schwanken Amaranten hin und her, liebliche Blüthenähren, welche mit ihren Blättchen das Wasser besäen. Um sie herum lenken Liebesgötter an goldenen Zäumen die heiligen Vögel: der eine läßt den Zügel

ganz schiefen, der andere zieht ihn zurück; der da kehrt um, der letzte fährt schon um das Ziel. Und horch einmal — glaubst du nicht zu hören, wie sie den Schwänen antreibend zurufen, und einander drohen und hohnnecken? Das liegt ja in ihren Mienen, der da sucht den Nachbar hinunter zu stoßen; der hat es schon gethan; der hat sich gern vom Vogel hinunter werfen lassen, um sich in der Wettbahn zu baden. Rings aber an den Ufern stehen die Kampfrichter von den Schwänen und singen, wie ich glaube, einen Marsch, als recht passend für die Wettfahrer. Als Zeichen des Gesanges siehst du den geflügelten Knaben da; das ist der West, welcher den Schwänen den Gesang einhaucht. Sein Bild ist zart und lieblich, zur Andeutung des Hauches. Auch die Flügel sind den Schwänen von dem Winde gelüftet."

Der Schwan kommt immer in edler Bedeutung vor und Eros ist ihm hold. Dagegen hat die Gans eine unedle und böse Bedeutung und Eros ist ihr feindselig. Man sieht ihn auf geschnittenen Steinen, wie er von einer Gans angegriffen wird, wie er eine Gans seiner Mutter zutreibt, wie er eine fliegende Gans beim Fuße zurückhält, wie er eine Gans erwürgt, wie er sie als Beute triumphirend auf der Schulter trägt. Die Gans war bei den Alten dem Priap geweiht und dieß erklärt wohl zunächst ihre Verbindung mit dem Eros, so wie ihren Gegensatz gegen denselben, da Eros zwar mit der Sinnlichkeit spielt, aber doch den rohesten Ausdruck derselben haßt und bekämpft. Indeß war die Gans im Alterthum auch der Persephone geweiht und dieß führt zu tiefen Beziehungen. Persephone ist die Fruchtbarkeit im finstern Innern der Erde, die Bewahrerin der Saaten im Winter, also immer auch eine der Liebesgöttin verwandte Gottheit, aber der Begriff der Nacht und des Todes herrscht bei ihr vor. Und so herrscht auch in der Gans, die den Winter verkündet, die böse Bedeutung vor. Beim Heran-

nahen des Winters ziehen die wilden Gänse fort, und werden die zahmen gemästet und geschlachtet. Dieß sind Vorboten des Winters. Eros haßt also die Gans in demselben Sinne wie er auch den Eber, das Sinnbild des Winters und den Mörder des Adonis haßt, des Lieblings seiner Mutter, der zugleich die schöne Jahreszeit bedeutet. Schwan und Gans bilden einen merkwürdigen Gegensatz. Beide sind Wasservögel, beide repräsentiren das mütterliche Element aller Wesen; aber der Schwan ist dem Apollo, dem geistig Schönen, zugewendet, die Gans dem gemeinen Priapos. Der Schwan ist ein Sinnbild der Geburt im edlern Sinne, d. h. der in den Körper tretenden Seele; die Gans ist dagegen ein Sinnbild des Todes oder wenigstens des Verschwindens der Seele im Körper, des winterlich erstarrenden Lebens. Indeß haben die Künstler, welche den Eros in Verbindung mit der Gans darstellten, wohl schwerlich an jene mystischen Beziehungen, wenigstens nicht vorzugsweise gedacht und die Gans mehr ironisch und in dem profanen Sinn aufgefaßt, wie sie uns noch heute erscheint, als ein Sinnbild der Dummheit oder dummen Bosheit. Man wird hier wohl auf die capitolinische Juno hingewiesen, welcher die durch Rettung des Capitols so berühmt gewordenen Gänse geheiligt waren. Denkt man sich nun die Gans als den Vogel der auf die zahlreichen Liebschaften ihres Gemahls beständig eifersüchtigen Göttin, und erwägt man, wie behülflich Eros dem Zeus jederzeit bei seinen zärtlichen Abenteuern war, so erhält der mit einer Gans kämpfende Eros dadurch wohl die natürlichste Erklärung. Da inzwischen diese Gruppe bei den Alten so oft vorkommt, so gab es vielleicht eine kleine anekdotenartige Mythe, auf welche sich die Darstellung insbesondere bezog und die uns verloren gegangen ist.

Eros und der Hase. Der Hase war das Sinnbild der Fruchtbarkeit und zugleich der Furcht. Sinnig finden wir ihn daher bei den Alten mit Amor gruppirt. Amor liebkost und küßt einen Hasen, oder verscheucht einen furchtsamen Hasen. Ueberaus artig ist ein Bild des Philostratus „die Jagd der Eroten.“ (Hier nach Lindau's Ueberſetzung):

„Auch einen Hasen soll uns nicht entwischen; wir wollen ihn mit den Liebesgöttern hetzen. Dieses Thier pflegt sich unter den Apfelbäumen hinzuhocken, und die frisch abgefallenen Aepfel zu schmausen, sie angefressen aber liegen zu lassen. Diesen hier jagen sie hin und her, und scheuchen ihn, der eine mit Händeklatschen, der andere mit lautem Schrei, der dritte durch das Schütteln seines Wamses. Und die einen fliegen über dem Hasen hin mit lautem Schreien; die andern setzen ihm zu Fuße nach. Der da wollte sich von oben darauf hinwerfen; aber das Thier nahm eine andere Richtung. Der da wollte dem Hasen nach dem Laufe greifen; aber er ist seinen Händen wieder entschlüpft. Da lachen sie und sind hingefallen — der eine auf die Seite, der andere auf die Nase, wieder andere rücklings, alle, wie wenn einem etwas entwischt ist. Keiner aber schießt nach ihm, sondern sie suchen ihn lebendig zu haschen, für Venus das liebste Opfer. Du weißt ja wohl, was man vom Hasen sagt, wie viel von Venus in seinem Wesen liegt. Vom Weibchen nämlich heißt es, daß es gleichzeitig seine Jungen säuge, und wiederum setze, und noch einmal trächtig werde; und so geht ihm keine Zeit ohne Gebären hin.“

Eros und der Hahn. Der Hahn war ihm geweiht, theils wegen seiner männlichen Kraft, theils wegen seiner Wachsamkeit. Deßhalb sieht man auf antiken Bildern den Eros auf einem Hahn reiten oder mit zwei Hähnen fahren, zwei Hähne gegen einander hetzen, einen Hahn als Sieger bekränzen. Ob dabei schon an ironische Beziehungen, Eifersucht und Hahnreischaft zu denken ist, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Eros liebkost einen Hahn. Bittet er ihn, nicht zu früh zu krähen?

In seiner Beziehung zur Nacht kommt Amor auch mit der Eule und mit der Maus vor. Auf einer Gemme im Florentiner Museum sieht man ihn auf einer Maus reiten; auf einer andern bei Tassie (catal. N. 7219.) hält er eine Maus beim Schwanze. Die Maus ist hier immer Sinnbild der Nacht.

Noch mehr Attribute, die sich mehr aus dem Kreise der Aphrodite entfernen und dem des Bacchus und anderer Götter angehören, wollen wir nachher erwähnen. Wir schließen an die Gruppe des Eros und der Aphrodite unmittelbar eine zweite eben so bedeutsame, ja für die Geschichte der Poesie und Kunst noch wichtigere an.

Eros und Psyche. Die lieblichste Dichtung des Alterthums. Psyche wird immer als ein junges Mädchen gedacht mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und sie bedeutet die menschliche Seele. Das Verhältniß der Seele zur Liebe ist nun in dem der Psyche zum Eros aufgefaßt, auf die zarteste und zugleich tiefsinnigste Weise in einem Mährchen, das uns Apulejus in seinem Werke vom goldenen Esel mitgetheilt hat. Diese antike Mythe, die fast mehr einem arabischen Feenmährchen gleicht, lautet ins Kurze gezogen, folgendermaßen: Ein König und eine Königin hatten drei schöne Töchter, von denen jedoch die jüngste weitaus die schönste war. Der Ruf ihres Liebreizes erfüllte die ganze Welt. Alles kam, die holde Psyche zu bewundern; man fiel vor ihr nieder und betete sie als die Venus an, während die Tempel der Göttin selbst leer blieben. Darüber gerieth Venus in den heftigsten Zorn, rief ihren kleinen Sohn Amor herbei und beschwor ihn, sie zu rächen. Psyche sollte nun dadurch bestraft werden, daß sich trotz ihrer Schönheit Niemand um ihren Besitz bewürbe, während sie selbst sich in

das häßlichſte Ungeheuer, das die Erde trüge, verlieben ſollte. Alſobald meldeten ſich achtbare Freier und heiratheten die Schweſtern der Pſyche, ſie ſelbſt aber blieb ſitzen. Ihr bekümmerter Vater wendete ſich an das Orakel des Apollo und erhielt von dieſem den Befehl, die Pſyche bräutlich zu ſchmücken und an einem hohen Felſenabhang auszuſetzen, um den Freier zu erwarten, der aber nicht menſchlichen Geſchlechtes, ſondern das ärgſte Uebel der Welt ſeyn werde, das ſogar den Göttern trotze, und vor dem die Hölle ſelbſt ſich entſetze. Der jammernde Vater gehorchte und Pſyche wurde zur Hochzeit geſchmücket, aber nicht anders als wie zur Leichenfeier; ihre ahnungsvollen Verwandten nahmen wehklagend von ihr Abſchied und löſchten die Hochzeitsfackeln mit ihren Thränen. Da ſaß nun Pſyche allein auf dem Felſen und weinte ebenfalls bitterlich; aber ein ſüßer und warmer Wind umwehte ſie, der Weſtwind (Zephyr) hob ſie mit ihrem Gewande ſanft von allen Seiten zugleich auf, trug ſie leicht durch die Luft und ſetzte ſie in einem anmuthigen Thale ins Gras nieder. Nachdem ſie ſich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, ſah ſie vor ſich einen herrlichen Palaſt auf goldenen Säulen ſtehen, mit ſilbernen Wänden und Gebälk von Cedernholz und Elfenbein, überall reich geſchmückt mit Juwelen. Entzückt betrat die junge Pſyche dieſe ſchimmernden Hallen. Da vernahm ſie unſichtbare Stimmen: dieſes Schloß iſt dein, bleibe hier, erhole dich von deinem Kummer, ruhe dort im Schlafgemach aus und verlange von uns, was du willſt, denn wir ſind, wenn auch unſichtbar, bereit, dir zu dienen. Stumm folgte die Jungfrau der freundlichen Einladung, bediente ſich eines für ſie bereiteten Bades, ſetzte ſich zur Mahlzeit hin, horchte dem Geſang und Saitenſpiel der unſichtbaren Dienerinnen und ging endlich vergnügt zu

Bette. Als sie eben entschlummern wollte, hörte sie neben sich ein leises Geräusch. Es war der Bräutigam, den sie nach dem Befehl des Orakels auf dem Felsen hatte erwarten sollen. Sie konnte ihn in der finstern Nacht nicht sehen, aber er war jung, mild, zärtlich und sie erfreute sich an seiner Liebe. Am frühen Morgen, ehe das Licht des Tages ins Gemach schien, war er schon wieder verschwunden. Aber die Stimmen der Dienerinnen trösteten sie. In der nächsten Nacht kam er wieder; seine dringendste Bitte war, daß sie nie wünschen und versuchen sollte, ihn zu sehen, denn dann würde sie eben so unglücklich werden, als sie jetzt glücklich mit ihm sey. Sie versprach es. Da erlaubte er ihr, zu ihren Eltern und Schwestern zurückkehren, um sie über ihren Verlust zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß sie ganz glücklich verheirathet sey; ja er duldete sogar, daß sie selbst von ihren Schwestern besucht wurde und denselben ihren schönen Palast und ihre Schätze zeigen durfte. Beim Anblick all dieser Herrlichkeit aber entbrannten die beiden Schwestern in Neid und suchten Psychens Glück zu trüben. Arglistig überredeten sie sie, ihr unsichtbarer Gatte sei ein giftiger und scheußlicher Drache, das häßlichste Ungeheuer der Erde, was sie bald inne werden würde, wenn sie ihn erst einmal sähe. Ja sie brachten es so weit, daß sie sich entschloß, ihn bei Nacht im Schlaf mit einer Lampe zu beleuchten, und, wenn sie seine Drachengestalt sähe, mit einem Dolche zu durchbohren. In der nächsten Nacht führte sie, uneingedenk ihres Versprechens, den zärtlichen Gatten niemals sehen zu wollen, den thörichten Vorsatz aus, schlich sich mit Lampe und Dolch leise zu dem Schlummernden und erkannte, daß es kein häßlicher Drache, sondern der schönste aller Götter, der Gott der Liebe selbst war. Aufs höchste erschreckt, sank sie in die

Knie und verbarg die unnütze Waffe. Aber sie vermochte nicht zu entfliehen. Der Anblick seiner Schönheit zog sie unwiderstehlich an. Sie mußte immer von neuem die Lampe nach ihm richten, um seine goldene Locken, seine rosigen Wangen, seine schneeweißen Flügel und seinen schönen Körper, hingegossen in reizendem Schlummer, zu bewundern. Auch sah sie jetzt zum erstenmal seinen Bogen und den Köcher voll Pfeile, die am Fuße des Bettes lehnten und keinen Zweifel übrig ließen, wer der schlummernde Gott sey. Sie nahm einen der spitzen Pfeile aus dem Köcher und ritzte sich darin, weil sie zu sehr zitterte. Da durchströmte süßes Feuer ihre Adern. Sie vergaß alles und neigte sich über den Schlummernden, ihn leise zu küssen; aber ein heißer Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte.

Erschrocken sprang er auf, sah voll Unwillen, daß sie ihm die Treue gebrochen, und flog auf und von dannen. Vergebens breitete sie die Arme aus, griff nach ihm in die leere Luft und verfolgte ihn. Endlich sank sie trostlos zu Boden. Da redete sie Amor vom Gipfel einer Cypresse, auf der er sich niedergelassen, zürnend an: „Elende, um deinetwillen übertrat ich das Gebot meiner Mutter, die dich dem häßlichsten Sterblichen vermählen wollte, und gab mich selbst an seiner Stelle dir hin. Meine Freiheit hab' ich dir geopfert, ich, der alle beherrschte, wurde von dir beherrscht. Thor, der ich war! Wohl hattest du recht, mich für ein dummes Thier zu halten, den du so betrügen konntest. Doch du hast dein eigenes Glück zerstört, so habe nun meinen Fluch!" So zürnend verschwand er vor ihren Augen.

Psyche schwamm in Thränen, rang die Hände und raufte ihre schönen Haare aus. Sie wollte nicht länger leben und

stürzte sich in den nächsten Fluß; aber die großmüthige Welle trug sie zärtlich ans andere Ufer. Da saß Pan, der Hirtengott, unter einer Ziegenheerde, und redete sie vertraulich an: liebe Tochter, ich bin ein alter und erfahrner Mann, dessen guten Rath du nicht verschmähen darfst. Laß ab von deinem Kummer, deinem nutzlosen Weinen, und den Versuchen, dich ums Leben zu bringen. Widme dich vielmehr der Reue und demüthigem Gebet zu dem großen Gotte, dem du vermählt bist. Dadurch wirst du ihn gewiß endlich erweichen und dir wieder versöhnen. Psyche sah ihn an, antwortete nichts, bezeugte aber anbetend dem alten Gott ihre Dankbarkeit und nahm seine Worte zu Herzen.

Darauf gelangte sie in eine Stadt, die einer ihrer Schwäger als König beherrschte. Ihre Schwester empfing sie mit erheuchelter Freundlichkeit, stieß sie aber sogleich von sich, als sie vernahm, welches Unglück ihr begegnet sey. Die Neidische hoffte, Amor würde sie selbst jetzt anstatt ihrer bethörten Schwester zur Frau nehmen wollen, begab sich auf den Felsen und bat den Zephyr, sie in Amors Pallast zu bringen. Aber Zephyr kam nicht, und als sie hinabzufliegen wähnte, stürzte sie und brach den Hals. Unterdeß war Psyche zu ihrer zweiten Schwester gekommen, die sich ganz auf dieselbe Weise betrug, dieselbe unsinnige Hoffnung hegte, sich auf den Felsen begab, und sich, gleich der ersten, zu Tode fiel.

Psyche irrte nun weiter durch die Welt, in der Hoffnung, ihren Amor wiederzufinden. Dieser aber lag unterdeß im Bette seiner Mutter an der Brandwunde krank und sehr traurig. Venus aber wußte nichts davon, denn sie vergnügte sich damals, im Meere zu baden. Da brachte ihr ein über dem Meere schwebender Schwan die Nachricht, wie es ihrem Sohn ergangen sey, und daß die ganze Welt ins Stocken zu

gerathen anfange, daß nirgends mehr eine Hochzeit gefeiert werde ꝛc., weil Amor krank läge, und sie, einsam im Meere badend, ebenfalls um die Menschen sich nicht mehr bekümmere. Schon habe man allgemein der Liebe entsagt und beschäftige sich nur noch mit Essen und Trinken. Venus hörte alle diese Dinge nicht ohne Bestürzung an, und als sie vollends hören mußte, daß es Psyche sey, um derentwillen Amor leide, flammte ihr alter Zorn gegen dieses Mädchen von neuem auf. Schnell dem Meere enteilend, schwebte sie hin zum Krankenlager des Sohnes, warf ihm seinen Ungehorsam, seinen Undank für ihre mütterliche Liebe vor, schalt ihn tüchtig aus, drohte ihn gänzlich von sich zu stoßen und schied von ihm in der heftigsten Aufregung. Der Erzürnten begegneten Juno und Ceres und suchten sie zu beruhigen, aber vergebens; Venus wollte nicht eher ruhen, bis sie sich aufs grausamste an der unseligen Psyche gerächt haben würde.

Mittlerweile war Psyche auf einen Berg gestiegen, auf dem ein Tempel der Ceres stand. Er war leer, aber es lagen darin eine Menge angefangener Aehrenkränze, für ein Fest der Göttin bestimmt, die aber von den Arbeitern in Unordnung waren liegen gelassen worden. Psyche konnte diese Verwirrung im Heiligthum nicht ansehen und war fleißig bemüht, alles schicklich zusammenzulegen. Indem kam die Ceres selbst, erkannte Psychen und rief ihr voll Mitleid, sich eilig zu verbergen, denn die zürnende Venus suche sie überall. Vergebens bat Psyche, sich unter den Aehren verstecken zu dürfen; Ceres sagte, es sey ihr nicht schicklich, etwas zu thun, was der Venus, ihrer theuren Verwandten, mißfalle. Nachdem nun Psyche in großer Sorge hatte aus dem ährenreichen Tempel weichen müssen, gelangte sie in einen dichten und finstern Wald und fand mitten darin einen Tem-

wel der Juno. Hier betete sie inbrünstig zur Königinn des Himmels und diese erschien ihr, erklärte ihr aber ebenfalls, daß sie nichts thun möge, was der Venus mißfalle, und wies sie aus dem Tempel hinaus. Doch gab sie ihr den Rath, sie solle, da sie doch dem Zorn der mächtigen Liebesgöttin nicht werde entrinnen können, sich lieber gleich ein Herz fassen und sich derselben freiwillig überliefern. Auch werde sie ihren Gatten, den sie so sehnlich suche, nirgends anderswo als bei seiner Mutter finden. Diesen Rath befolgte Psyche und suchte die Wohnung ihrer ergrimmten Schwiegermutter mit frommer Hingebung in ihr Schicksal. Venus selbst hatte unterdeß im ganzen Olymp Lärm gemacht, sich bitter über die Unehre beklagt, die ihr durch ein sterbliches Mädchen widerfahre, den Merkur in Anspruch genommen und überall im Himmel wie auf Erden die flüchtige Psyche ausschreiben und einen Preis für ihre Verfolgung aussetzen lassen. Da erschien die Schuldige vor den Pforten ihres Tempels freiwillig. Gewohnheit, eine Dienerin der Venus, erblickte sie, schalt sie heftig aus, ergriff sie bei den Haaren und schleppte sie, die sich nicht sträubte, zur Göttin. Venus empfing sie in einer außerordentlichen Bewegung, betrachtete die Nebenbuhlerin ihrer Schönheit mit sehr gemischten Empfindungen, lachte laut auf, ergrimmte dann von neuem und sprach: ist es endlich Zeit, deine Schwiegermutter zu begrüßen? oder kommst du nicht einmal zu mir, sondern willst nur deinen kranken Mann besuchen? Geduld, ich werde dich behandeln, wie es eine solche Schwiegertochter verdient! Darauf befahl sie ihren Dienerinnen, der Sorge und der Traurigkeit, sie ausgesucht zu quälen.

Psyche war schwanger, aber ohne Mitleid wurde sie gegeißelt und auf alle Art gepeinigt, und dann blutig und ent-

stellt wieder vor die Venus gebracht, die sie in diesem kläglichen Zustande noch aushöhnte und bitter verspottete, ja sie bei den Haaren faßte und ihr alle Gewande herunterriß. Dann ersann sie eine neue langwierige Marter für die arme Psyche. Sie ließ alle Arten von Getreidekörnern, Hirse, Linsen ꝛc. durch einander mischen und befahl ihr, aus dem Haufen jede besondere Art wieder auszulesen und zu sondern. Allein gelassen bei dieser Arbeit wollte Psyche verzweifeln; aber da kam eine kleine Ameise, sah, wie betrübt die arme Psyche war, erbarmte sich ihrer und rief alle ihre Gefährten herbei. Da kamen die Ameisen, ein ganzes hülfreiches Heer herbei, machten sich an den Haufen und trugen alle Körner jegliches nach seiner Art, auf ein besonderes Häuflein und noch ehe es Abend wurde, waren sie fertig und entfernten sich. Venus kam von einer Hochzeit, die sie feiern helfen, mit Rosen bekränzt und nach Wein duftend, im üppigsten Glanz ihrer Schönheit zurück, weidete sich am Anblick ihrer unglücklichen Gefangenen, wunderte sich ärgerlich über die vollendete Arbeit und sperrte sie ein, wie sie andererseits auch den Amor eingesperrt hielt, damit die Liebenden nicht zusammenkommen möchten. Ja sie rupfte dem armen Amor sogar seine schönen Flügel aus, damit er ihr nicht entflöge.

Am andern Tage befahl Venus der Psyche, ihr Wolle von goldenen Schafen zu bringen, die in der Ferne an einem Bache, nahe bei einem Walde weideten. Diese Thiere waren aber sehr wilder und grausamer Art, sie hatten steinerne Stirnen und scharfgeschliffene Hörner und versetzten giftige Bisse. Gleichwohl ging Psyche dorthin, nicht um die Wolle zu holen, sondern um sich in den Bach zu stürzen und ihr Leben zu endigen. Als sie am Bach angekommen war, wurde sie plötzlich von einer Stimme angeredet, die aus dem Schilf

des Baches tönte: „Du arme Psyche, behalte dein Leben, verunreinige mein heiliges Wasser nicht durch deinen Leichnam; hole vielmehr, wie dir geboten ist, die Wolle von den Schafen. Wenn die heiße Mittagszeit vorüber ist, pflegt sich ihre Wuth zu stillen und dann kannst du ohne Gefahr die Wolle einsammeln, die in den Hecken umher hängen geblieben ist.“ Psyche befolgte dankbar diesen guten Rath und brachte eine ganze Menge des weichen Goldes in ihrem Schooße heim. Venus ärgerte sich von neuem sehr, daß ihr Anschlag mißlungen war.

Darauf befahl Venus dem armen Mädchen, ihr einen Krug voll Wasser aus einem schwarzen Quell zu bringen, der sich auf der Spitze eines hohen Berges befand. Aber Psyche verirrte sich auf dem Wege, kam an schroffe Abgründe, wo sie nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte und auf allen Seiten von langhalsigen und großmäuligen Drachen umgeben war, welche den Fluß bewachten, der aus der Quelle oben herabfloß. Da in ihrer höchsten Noth erschien ihr der Adler des Jupiter und schwebte hülfreich zu ihr nieder, denn er war von jeher ein Freund des Amor wegen der guten Dienste, welche dieser dem Jupiter immer geleistet hatte und besonders weil Amor den Ganymed nach dem Olymp entführt hatte, den gutmüthigen Mundschenken des Göttervaters, der auch dem Adler fleißig die Nektarschale reichte. Dieser Adler nun sagte der Psyche, es sey ihr unmöglich an die Quelle zu gelangen, denn das sey die Quelle des Styx, des schrecklichen Höllenflusses, bei dem die Götter schwören. Er aber wolle ihren Krug nehmen und ihn füllen. Also that er und brachte ihr den vollen Krug, mit dem sie vergnügt zu ihrer strengen Schwiegermutter zurückkehrte.

Nun trachtete Venus, die ihr Verhaßte endlich sicher zu verderben und befahl ihr, in die Unterwelt selbst hinabzusteigen und die Göttin Proserpina um ihre Schminkbüchse zu bitten, denn am Krankenlager ihres Sohnes habe Venus ihre Schönheit eingebüßt und bäte nun ihre unterirdische Freundin, ihr ein wenig von der ihrigen zu leihen. Psyche verzweifelte, je diesen Auftrag ausführen zu können, und wollte sich von einem Thurm herabstürzen, aber der Thurm selbst fing an zu reden, sprach ihr Trost zu und belehrte sie, wohin sie gehen müsse, um den Eingang in die Unterwelt zu finden. Auch rieth er ihr, zwei Obolen in den Mund zu nehmen, um dem Charon das Fährgeld zu bezahlen, und in jede Hand eine Schüssel voll Brei, um beim Ein- und Ausgang den Höllenhund Cerberus zu beschwichtigen, auf alles andere aber nicht zu achten, denn Venus werde sie auf mannichfache Art versuchen lassen, um sie dahin zu bringen, daß sie die Geldstücke aus dem Munde, oder die Schüssel aus der Hand fallen lasse oder weggebe. Psyche befolgte diesen Rath und ging. Zuerst begegnete ihr ein lahmer Eselstreiber und bat sie, einige Stücke Holz, die vom Esel herabgefallen, ihm aufladen zu helfen; aber sie ließ sich nicht irre machen, und ging vorüber. Dann kam sie an den Styx und Charon forderte seinen Lohn, mußte ihr aber den Obol selbst aus dem Munde nehmen, da sie die Schüsseln nicht weglegen wollte und keine Hand frei hatte. Ein großer Todter tauchte aus dem Flusse auf, streckte ihr seine verfaulten Hände entgegen und bat sie flehentlich, ihn ins Schiff zu ziehen. Aber sie unterdrückte ihr Mitleid, denn auch das war nur ein Gaukelspiel, sie zu verlachen. Und so gelang es ihr, allen Gefahren zu entrinnen und von der Göttin der Unterwelt die kostbare Büchse zu erhalten, in welcher die göttliche

Schönheit enthalten war. Auf dem Rückweg aber besann sich Psyche, wie thöricht sie handle, daß sie ihrer grausamen Feindin eine so herrliche Gabe brächte, da sie sich derselben vielleicht selbst bedienen könne. Gedacht, gethan. Sie öffnete die Büchse, sah hinein, fand sie völlig leer und hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als sie plötzlich von einem tiefen und todtenähnlichen Schlafe befallen wurde, der in der Büchse verborgen gewesen war.

Amor war inzwischen von seiner Brandwunde geheilt, und die Sehnsucht, Psychen wiederzusehen, ließ ihn nicht ruhen. Zum Glück waren ihm seine Federn wieder nachgewachsen und es gelang ihm, seiner grausamen Mutter durch ein kleines Fenster zu entschlüpfen. Rasch durch die Luft eilend fand er Psychen in tiefer Ohnmacht, zog aber den Schlaf, der sie eingenommen hatte, wieder aus ihrem Leibe heraus und verschloß ihn wieder in die Büchse, ging dann einen Pfeil aus seinem Köcher und weckte damit Psychen, ohne sie zu verwunden. Siehst du, sprach er mit einem sanften Vorwurf, so hast du dich nochmals von deinem Vorwitz nahezu fassen! Aber mach' geschwind und bringe meiner Mutter die Büchse, für alles andere will ich sorgen. Sprach's und entflog. Das bestürzte Mädchen gehorchte. Amor aber eilte zum Thron des Jupiter und bat diesen, seine Mutter zu besänftigen und ihm zum Besitz seiner geliebten Psyche zu verhelfen. Jupiter nahm anfangs eine strenge Miene an und sagte ihm, er habe es nicht um ihn verdient, denn seine Schalkheit habe oft genug der Götter Eintracht gestört, die den Olympischen gezieme. Um dieser Schelmereien willen sey er, der Göttervater selbst, oft genug ein Thor geworden, in sogar in thierische Gestalt verwandelt, und den Liebe nachgezogen. Indeß, er wolle Gnade für Recht ergehen lassen.

Sprach's und befahl dem Mercur alle Götter zusammenzurufen.

In der vollen Götterversammlung nun hielt Jupiter Gericht über Amor und verurtheilte ihn, den leichtsinnigen Verführer, zum Ehestande als zu seiner gerechten Strafe und zu der Art von Buße, die am besten geeignet sey, ihn von seinen ausschweifenden Neigungen für immer zu heilen. Der Venus aber sollte dabei kein Eintrag geschehen, sie sollte an ihrer Schwiegertochter keine Schande erleben, denn er wolle die Psyche sofort zum Range der Götter erheben. Auf seinen Befehl eilte Mercur zur Erde hinab und brachte die staunende Psyche herauf in die glänzende Götterversammlung. Zeus selbst empfing sie und reichte ihr den Trank der Unsterblichkeit. Dann wurde ihre Vermählung mit Amor gefeiert und das glückliche Paar saß oben an bei der Göttertafel und neben ihnen Jupiter und Juno, dann alle andern. Aber bot Wein umher, Vulcan die Speisen, die Grazien gossen Wohlgerüche aus, die Musen sangen zum Saitenspiel des Apollo, und als die Hochzeitstänze begannen, führte Venus selbst den Reigen und der alte Pan blies dazu auf seiner Flöte.

Also wurde Psyche des Amors Gattin und genaß bald darauf einer Tochter, die man Voluptas nannte.

Dieß ist die alte Dichtung des Apuleius, die von neuern Dichtern unendlich oft nachgeahmt und zum Theil (nicht selten in einem zu modern sentimentalen Sinn) weiter ausgeführt worden ist.

Der Sinn dieser unübersehlich schönen Mythe ist einfach: durch Liebe wird die menschliche Seele zwar gepeinigt und gemartert, aber auch geläutert und würdig der Unsterblichkeit.

Die Kunst der Alten hat diese Mythe weiter ausgeführt und Amor und Psyche in einer Menge von Situationen dargestellt: Psyche allein sehnsüchtig, geduldig, hoffend, — Psyche in Thränen, — Psyche schlummernd, Amor vor ihr scheu und lauschend, mit dem Finger auf dem Munde, — Psyche schlummernd, von Amor leise mit der Pfeilspitze geweckt, — der versteinerte Kuß, die berühmte Marmorstatue im Capitole, Amor und Psyche, die sich aufs herzlichste küssen, vielleicht das Lieblichste, was uns von alter Kunst erhalten blieben ist. Auch der Brautzug des Eros und der Psyche (Nr. LXX. der schönen Gemmenbilder von Stosch und auch anderwärts oft abgebildet) ist eine der reizendsten Darstellungen des Alterthums. Verschämt und zitternd geht das Pärchen unter dem Schleier, vom fackeltragenden Hymen geführt, und über ihre Köpfchen wird ein Korb voll Aepfel emporgehoben. Daß Eros hier nicht im Jünglingsalter, sondern wie auch Psyche als Kind erscheint, ist eine poetische Licenz, welche das Naive der Darstellung noch erhöht.

Vom Kuß des Eros und der Psyche singt Herder:

Ein Seufzer, der von Mund zu Munde fliegt,
Wenn Seele sich an Seele innig schmiegt;
Der Herzen Uebergang, da leis' und still
Das süße Wort zum Wort nicht werden will;
Das süße Wort zum Wort nicht werden kann:
Verloren schauen sich die Seelen an,
Und schöpfen in der Gottheit reinstem Quell
Gedanken, Wünsche, Blicke zart und hell;
Der Hauch, der dann das Leben süß verlängt,
Der Athem, den der Busen aus sich drängt,
Der Augenblick, der Ewigkeit Genuß,
Der Wesen reinste Wollust ist — ein Kuß.

Vom ewigen Bunde zwischen Eros und Psyche dichtete Herder auch noch ein anderes schönes Lied:

Ueber den Grüften ſah ich oft verſchlungene Hände;
Amor und Pſyche knüpft ſchweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft? und birgt die Aſche der Todten,
Wenn ſie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer, ſies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elyſium ſich.“
Drücke ſterbend die Hand mit deiner Geliebten zuſammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Zuweilen erſcheinen zwei Pſychen als liebendes Paar und Amor ſelbſt als die ſie verbindende Liebe. So ziehen zwei Pſychen oder Schmetterlinge einen Wagen, auf dem Amor ſitzt, die Lyra im Arm. Ein Gedicht der griechiſchen Anthologie gibt dazu die Erklärung:

Liebe, dich trägt ein Wagen, von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierſt ſie ſanft, ſpielend die Leyer dazu.
Gütiger Gott, laß nie, laß nie die Feſſel ſie fühlen,
Unter melodiſchem Klang fliegen ſie willig und froh.
(Ueberſetzt von Herder.)

Auch findet man zwei Eroten, die eine Pſyche ziehen, was mancherlei Sinn zuläßt.

Pſyche wird zuweilen auch in den bacchiſchen Kreis hineingezogen. So finden wir zwei Pſychen, die den trunkenen Bacchus im Wagen ziehen, gelenkt von Amor. Oder mehrere Pſychen vor Satyrn fliehend, ein ſehr reizendes Bild. Es verdient bemerkt zu werden, daß Pſyche durchaus keine frivole Anſpielung, keinen unreinen Nebengedanken verträgt. Wo ſie den Satyr kommen ſieht, flieht ſie. Wo dem Eros ein Bock oder ein ähnliches Attribut gemeiner Sinnlichkeit zugeſellt wird, iſt Pſyche niemals dabei.

Oft hilft Amor der Pſyche oder leidet mit ihr. Beide ziehen den Pflug oder arbeiten mit der Hacke. Es iſt kaum zu begreifen, wie Winckelmann (Donaueſchinger Ausgabe IX.

S. 106.) glauben konnte, die Psyche mit der Hacke sey ein Sinnbild des Ackerbaues. Sie kann auf die Arbeit und Mühe bedeuten, die uns die Liebe macht, oder der wir uns aus Liebe unterziehen. Zwei Psychen vor dem Wagen oder Pflug des Eros bedeuten wieder das nämliche, zwei durch Liebe verbundene Seelen. — Bei diesen Sinnbildern findet sich nicht selten der Hund als Symbol der Treue. Auch reitet in diesem Sinn Eros zuweilen auf einem Hunde. Auf einem Basrelief von Thorwaldsen liebkost Eros einen Hund.

Besonders häufig kommen bei den Alten Bilder vor, auf denen Psyche von Eros (aus Muthwillen oder Eifersucht) geplagt wird. Er bindet sie, er trifft sie mit seinem Pfeil. Er spannt sie vor seinen Wagen, vor seinen Pflug u. Er reißt sie bei den Haaren. Sie kniet vor ihm. Sie ist gefesselt und wird von vier Eroten umflattert. In der Lippertschen Sammlung kommt ein geschnittener Stein vor (I. Nr. 783.), auf dem zwei Eroten eine Psyche zerreißen, und ein drittes auf einem Delphin entflieht. Soll es Strafe der treulosen Liebe oder Rettung der Liebe in ein besseres Land bedeuten?

Häufig, namentlich auf geschnittenen Steinen wird Psyche bloß als Schmetterling aufgefaßt (wie man gewisse Motten noch jetzt bei uns Geistchen und in England Seelchen nennt). Eros hält einen Schmetterling über seine brennende Fackel — hält einen am Faden und läßt ihn flattern — trifft ihn mit dem Pfeil — spießt ihn auf — reißt ihm die Flügel aus — wird von zweien gezogen — pflügt mit zweien ꝛc. Eines der lieblichsten Bilder dieser Art ist der Schmetterling, der auf den zusammengebundenen Händen oder den Fesseln des gefangenen Amor kriecht, Psyche voll Mitleid für den, der sie so plagt. — Sehr schön sagt der spanische Dichter

Gaspar Gil Polo von den Leiden der Psyche durch den Amor: wie grausam, daß du die am meisten quälst, die dir am treuesten sind, und dir alles, selbst ihr Leben hingeben!

Zuweilen wird auch umgekehrt Eros von der Psyche geplagt. Damit ist aber immer nur die Herrschaft einer kraftvollen und treuen Seele über den unbeständigen und flatterhaften Eros gemeint. So heißt es in der griechischen Anthologie:

Sage, wer hat dich, Eros, an diese Säule gefesselt?
Psyche, sie fesselte mich an die Beständigkeit selbst.

Sehr häufig kommt Psyche in Begleitung des Eros oder auch allein in Verbindung mit dem Delphin vor. Was der Delphin bedeutet, haben wir oben schon erörtert.

Von der Psyche, die mit Delphinen schifft, heißt es in der griechischen Anthologie:

„Wohin ruderst du, Psyche, von zwei Delphinen geführet?"
Ueber des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
Glücklich wurden auf ihm mir Musen-liebende Führer,
Und zur sicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

Hier deutet der Delphin wieder ausdrücklich auf die Harmonie, auf ein durch Liebe nicht nur beglücktes, sondern auch veredeltes Leben hin. Statt der Psyche selbst kommt zuweilen auch nur ihr Symbol, ein Schmetterling vor, der über den Delphinen schwebt. Man darf dabei nicht bloß an eine glückliche Fahrt durchs Leben, man muß wohl auch an die Hinüberfahrt zu den seligen Inseln denken.

Hat schon der Delphin bei den Alten immer eine ernste sittliche Bedeutung, so noch vielmehr Psyche, deßhalb darf ihre Verbindung nicht auf etwas Gemeines bezogen werden.

Wenn Winckelmann bei dem Schmetterling an den fächelnden Zephyr denkt, der die Schifffahrt begünstigt, so scheint mir diese Erklärung nicht genügend, da die Alten, um einen so gewöhnlichen Gedanken auszudrücken, nicht die Symbole des Edelsten gewählt haben würden.

Zunächst bedeutet der Delphin der liebenden Seele, daß sie glücklich ihr Ziel erreichen werde. Ein Delphin war es, auf dessen Rücken Poseidon einst blitzschnell das Meer durcheilte, um zu seiner geliebten Amymone zu gelangen. Nach Athenäus ist der Delphin, wie die Venus selbst, und mit ihr zugleich aus dem Blute des Uranus, als er ins Meer fiel, entstanden. Insofern ist er gewissermaßen das Hausthier der Venus und wird ihr auch von den Künstlern häufig beigesellt. Aber es ist kein Attribut in dem Sinn, wie Bock, oder Hase, oder Taube, sondern in einem vollkommen reinen Sinn, nicht dem niedern bacchischen Kreise angehörig, sondern dem höhern apolliniſchen. Der Delphin mahnt die Venus an ihren himmlischen Ursprung. Also scheint es auch, Psyche folge dem Delphin nur in eine reinere Region.

Dieß halte ich für um so wahrscheinlicher, als der Schmetterling auf dem Delphin muthmaßlich im genauesten Zusammenhange steht mit dem Schmetterlinge auf der Fackel. Beide kommen zu oft vor, als daß sie nicht eine dem Alterthum sehr geläufige Idee bezeichnen sollten und beider Sinnbilder scheinen sich einander zu ergänzen. Psyche verbrennt an der Fackel des Eros, d. h. durch Liebe wird die Seele geläutert und gereinigt, wenn auch der Leib sterben muß; aber eben dadurch wird die Seele unsterblicher Freuden im Elysium fähig, zu denen sie nach den Begriffen der Alten nur über das Wasser hinüberschweben konnte.

Die schöne Mythe von Amor und Psyche hat auch Raphael in einem Cyclus von reizenden Bildern verewigt. Seine Auffassung ist voll Unschuld und Adel. Nicht dasselbe kann man von vielen neuern Darstellungen rühmen. Man stößt dabei oft auf eine falsche Empfindsamkeit und Geziertheit, in Bildern, wie in Gedichten. Es mag genug seyn, hier an Mathisson zu erinnern. Auf ächt französische Weise geistvoll raffinirt ist dagegen das berühmte Bild von Gerard in Paris, auf welchem Eros der Psyche „das Geheimniß der Natur" enthüllt und sie ihm staunend, entzückt und wie in eine neue Welt blickend zuhört. Die Idee wäre natürlich und nicht unedel, wenn man nicht durch die Richtung, welche Poesie und Kunst in Frankreich genommen haben, unwillkürlich gezwungen wäre, von teutscher Naivetät und classischer Reinheit zu abstrahiren.

Das Attribut der Lyra, das bei den Alten so häufig mit der Psyche zugleich vorkommt (der Schmetterling auf der Lyra, Eros den Schmetterlingswagen lenkend mit der Lyra, Eros zur Heimath der Psyche oder den seligen Inseln auf einem Delphin schiffend mit der Lyra ꝛc.), leitet uns in die höchste und edelste Sphäre, wohin die Liebe führen soll. In der Hand des Eros nämlich spielt die Lyra auf die Venus Urania, auf die himmlische Liebe, auf die Harmonie der Sphären an. Die Saiten der Lyra werden zu Planeten und Planetengöttern, durch deren Einklang die Welt besteht, und deren Einklang die Liebe ist.

Aber diese Lyra in des Eros Hand bedeutet auch die Bildung gegenüber der Barbarei, die durch Wissen und Kunst veredelte Liebe im Gegensatz gegen die thierische Liebe. Auf einem antiken, zu Resina ausgegrabenen Wandbilde, das im Museum zu Neapel aufbewahrt wird, erscheint dieser Gegen-

ſatz deutlich ausgedrückt. Eros ſitzt auf einem Wagen von Greifen gezogen und ſpielt die Lyra, vor ihm her trägt ein anderer Eros einen Teller voll Feigen. Der Wagen und das Zweigeſpann bedeutet die Ehe; die Greife drücken die bezähmte Kraft oder die Beſtändigkeit (das Feſthalten) aus, die Feigen weiſen auf die rein ſinnliche Liebe hin; die Lyra aber in des Eros Hand beherrſcht mit ihren himmliſchen Tönen den ganzen Zug. Dieß iſt alſo ein ſehr gutes Sinnbild für eine glückliche Ehe und für die Civiliſation, die eine Folge der ehelichen Harmonie iſt.

In andern Fällen hat die Lyra vielleicht mehr ausſchließlich Beziehung auf die Poeſie und zwar auf die erotiſche im edlern Sinne. Im unedlern ſaumiſchen Sinne erſetzt ſie bekanntlich die Flöte. Geſang gewinnt die Herzen und ſtimmt ſie für die Liebe. So zeigen uns alte Gemmen und ſymboliſche Darſtellungen den Eros, wie er die Lyra ſpielen lernt, oder wie er ſie einer Nymphe ſpielen lehrt; ein andermal ſehen wir ihn ruhig auf der Lyra ſchlafen. Auch zornig über den mißlungenen Erfolg, zerreißt er eine Lyra. Oder mehrere Eroten zanken ſich um dieſelbe.

In demſelben Sinne wird Eros mit dem Dichtergott Apollo zuſammengeſtellt. Flehentlich bittet der kleine Eros mit gefalteten Händen den Apoll um die Lyra. Apoll zürnt ihm und züchtigt ihn mit ſeinem eigenen Bogen. Das heißt: weil du ſinnlich, muthwillig und treulos biſt, ziemt dir die Gabe des edlern Geſanges nicht.

Amor in der Schule der keuſchen Muſen. Amor weckt die ſchlafende Muſe. Die Muſe weckt den ſchlafenden Amor. Wie ſchon die Züchtigung des Eros durch Apollo andeutet, ſind die ernſten Muſen dem flatterhaften Eros oft ſtreng und unerbittlich. Bei Lucian geſteht Eros ſelbſt ein, er ſey

mächtiger als alle Götter und bezwinge alle, nur die Musen allein widerstehen ihm. Doch überall, wo Eros dem Flattersinn und sawischen Neigungen entsagt, sind ihm die Musen innig befreundet.

Von der Gewalt der Musen über den Eros singt Kallimachus (nach Jacobs):

Treffliches Mittel fürwahr, um der Sehnsucht Schmerzen zu lindern,
Hat, von der Liebe bethört, einst Polyphemos entdeckt.
Eros gehorcht um schnellsten sich ab in der Musen Gemeinschaft;
Und in den Kenntnissen liegt eine curirende Kunst.
Dieß ist, denk' ich das einzige Gut, das Hunger gewähret;
Kränkelnde Liebesbegier reißt mit der Wurzel er aus.
Solches Mittel besitz' ich fürwahr in dem reichlichsten Maaße;
Und ich beschneide dir leicht, Knabe, die Schwingen damit.
Nicht so viel jetzt fürcht ich dich mehr! Mir steht ja zur Heilung
Schmerzlicher Wunden zu Haus jegliches Mittel bereit.

Aber noch sinniger Anakreon (nach Ramler):

Die Musen banden Amorn
Mit ihren Blumenkränzen,
Und gaben ihn die Schönheit
Zur Wächterinn. Cythere
Bringt Lösegeld, und suchet
Ihn wieder frei zu machen.
Sie mach' ihn frei! er geht nicht;
Der gute Dienst gefällt ihm.

Das Verhältniß des Eros zu den Musen ist schön gedacht in einem Liede des Bion (übersetzt von Herder):

Nein! es fürchten ihn nicht die Musen den grausamen Amor,
Vielmehr lieben sie ihn und gehn ihm nach, wo er hingeht,
Aber flieht den, der ihnen mit liebentfremdeter Seele
Pflegt, sie stehen und weigern es, ihn Gesänge zu lehren.
Aber hat die Amor das Herz getroffen und sticht in

Dann dein liebliches Lied, auf einmal eilen sie zu dir
Alle. Wie mir geschieht; der Wahrheit bin ich ein Zeuge.
Preis' ich irgend jemand, der Menschen und seligen Götter
Einen; die Zunge stockt, sie singet nicht, wie sie sonst sang:
Bis ich wieder den Amor und meinen Lycidas singe,
Freudig fließet sodann der Gesang die Lippen hinunter.

Wie aber auch Eros alle Künste der Musen vergessen macht, lehrt Bion (nach Voß):

Neulich im Morgenschlummer erschien mir die mächtige Kypris,
Führend an niedlicher Hand den noch unmündigen Eros.
Welcher zur Erd' hinnickte; da redete also die Göttin:
Nimm ihn, redlicher Hirt, und lehr' ihn mir singen, den Eros.
Jene sprach's, und entwich. Doch was ich von Hirtengesang weiß,
Lehrt' ich Thörichter nun, als ob er's wünschte, dem Eros:
Wie die Schalmei Athenäa erfand, wie die krumme Schalmei Pan.
Wie die Guitarr' Apollon, und Hermes die wölbende Laute:
All das lehret' ich ihn. Er achtete nicht der Belehrung;
Selber vielmehr, mit Gesang voll Zärtlichkeit, lehrete jener
Mir, was Götter und Menschen entzückt, und die Werke der Mutter.
Jetzo vergaß ich alles, so viel ich dem Eros gelehret;
Was mir Eros gelehret von Zärtlichkeit, alles behielt ich.

Wie mit den Musen, so kommt Eros auch mit dem Pegasus, dem Dichterroß, in Verbindung. Er schirrt den Pegasus ein, schmeichelt ihm, füttert ihn, schlägt ihn, reitet auf ihm, spannt ihn ins Joch ꝛc. Zuweilen reitet er auch einen lahmen Pegasus oder stürzt von ihm herab.

Dahin gehört auch die Vorstellung des Amor, wie er eine Nachtigall füttert.

Die Beziehungen des Eros zur Venus und Psyche und durch diese auch zu Apollo scheinen mir die wichtigsten zu seyn,

weßhalb ich sie hier vorangestellt habe. Im Verhältniß zu den andern Göttern, Heroen und allegorischen Personen der heidnischen Weltanschauung müssen wir ihn zuerst als den mächtigsten betrachten.

Eros als Weltherrscher. Die Alten dachten wohl nicht mehr an den Eros Protogonos, den ersten unter allen Göttern, wenn sie dem Eros die Herrschaft über die Götter zuschreiben. Dann hätte sich sein Uebergewicht als primus inter pares von selbst verstanden und wäre nicht auffallend gewesen. Sie dachten sich ihn vielmehr als den kleinen, spätgebornen Sohn der Venus, dessen Unbedeutenheit und kindisches Wesen nur um so poetischer mit seiner Allgewalt contrastirt.

Der Chor in der Antigone des Sophokles singt: „O Eros, Allsieger im Kampf, kein ewiger Gott kann dir entrinnen und kein Sterblicher!" Alles was lebt, von den Göttern herab bis zu den Thieren, war der Macht der Liebe unterworfen. Je schwächer und hülfsbedürftiger nun der kindliche Eros und je mächtiger und allgewaltiger die Götter erscheinen, die er bezwingt, desto reizender ist ihr Gegensatz.

So faßten die alten Dichter und Künstler den Eros vorzugsweise gern als Sieger über den allmächtigen Zeus, den höchsten der Götter auf. Eros mit dem Blitze des Zeus in der Hand war eines der beliebtesten Symbole des classischen Alterthums. So ließ ihn Alkibiades auf seinem Schilde abbilden (Athenäus XII. 534.) und so stand er in der Curia der Octavia in Rom. Eines der kühnsten Motive ist auf einer antiken Gemme der kleine Eros, der den Blitz des Zeus lachend übers Knie bricht. Minder gut ist der Gedanke, ihn den Blitz heimlich stehlen oder ihn auf dem Blitz, wie auf einem Steckenpferde reiten zu lassen. Den höchsten Muthwillen des

Eros bezeichnet ein Gedicht des Moschos, worin er dem Zeus droht:

Fackel und Pfeil ablegend, ergriff den Stecken des Treibers
Eros der Schalk, und ein Sack hing ihm die Schultern herab.
Als in das Joch er gespannt den duldenden Nacken der Stiere,
Streuet er Weizensaat über der Oxen Gefild.
Auf zum Zeus nun blickt er, und redete: fülle die Furchen!
Oder ich hole dich gleich, Stier der Europa, zum Pflug.

Natürlicherweise kommt Eros auch häufig mit dem Adler des Zeus in Verbindung, indem er ihn liebkost oder auf ihm reitet. Wie er triumphirend auf dem Adler sitzt, malte ihn Domenichino.

Wie den Göttervater, so besiegt Eros auch alle Götter insgesammt. So sieht man auf geschnittenen Steinen, wie die Eroten den Olymp plündern, sich mit den geraubten Attributen aller Götter schmücken, oder eine Siegestrophäe davon aufrichten. Bekanntlich hat auch Raphael diese Siege des Eros über die Götter durch seinen Pinsel verherrlicht. Nicht minder faßte die Dichtkunst dieses Motiv auf. So sagt ein Gedicht der griechischen Anthologie (nach Herder):

Siehe die Liebesgötter! Verwegne, hüpfende Knaben,
Rüsten mit Waffen sie sich, zieren mit Beute sich aus.
Und es ist Götterbeute. Der schwingt den bächischen Thyrsus;
Dieser hat Mavors Schild und den gefiederten Helm;
Der trägt Jupiters Blitz und der den Köcher Apollos;
Dieser Alcides Schmuck, jener den hohen Trident.
Zittert, Menschen, der Liebe; sie hat den Himmel bezwungen:
Allen Unsterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Denselben Gedanken wurde noch kürzer ausgedrückt durch den Zweikampf des Eros mit dem Gott Pan. Der hoch-

flüßige Pan wurde nämlich nicht bloß als untergeordneter Hirtengott, sondern auch als das All gedacht, wie sein Name aussagt. Ließ man nun den Eros über den Pan obsiegen, so hieß das so viel als: Amor vincit omnia. (Vergl. Mythog. Vatic. II. 48.) Der von Eros besiegte Pan soll zur Strafe verurtheilt worden seyn, sich in die vor ihm stehende und in Schilf verwandelte Syrinx zu verlieben. Es lag nahe, diesen Zweikampf des Eros mit Pan im Sinne der Kosmogonie aufzufassen. Schon Bruno von Neulam nennt in seiner sapientia rerum: Pan sey das Chaos und Eros die Harmonie, ohne welche das Chaos immer in seiner alten Verwirrung hätte bleiben müssen. Die Idee ist vielleicht altindisch. Ich werde am Schluß dieser Abhandlung, wenn ich von dem indischen Eros Kamadeva reden werde, darauf zurückkommen. Dort kämpft Kamadeva mit dem zerstörenden Weltprincip Schiwa (Sjiwa, Iswara), wie hier Eros mit Pan. — Uebrigens kommt Eros auch einmal auf dem Boden liegend vor, besiegt von Pan (Albricus de imag. 9.)

Unter den Göttern, die von Eros besiegt werden, ziehen uns immer die stärksten am meisten an, weil die Schwäche des Siegers mit der Macht des Besiegten, wie oben schon bemerkt wurde, am schönsten contrastirt. Ganz besonders eigenthümlich ist der Gegensatz zwischen dem finstern Höllengott Pluto und dem lichten lachenden Eros, aber so viel mir bekannt, haben die Künstler und Dichter dieses schöne Motiv noch nicht gehörig benutzt. Eros erscheint nur sehr häufig als Wagenlenker des Pluto, wie er denn auch alle anderen Götter, wenn sie eine Equipage besitzen, eifrig zu kutschiren pflegt, den Poseidon im Muschelwagen, den Phöbus im Sonnenwagen, die Aurora, den Bacchus, die Venus, die Selene ꝛc. — Oefter ist der Kriegsgott Mars mit dem

Eros verbunden worden. Eros scherzt mit Mars, entwaffnet ihn, schläft auf seinem Schilde, schmückt sich mit seinem Helm ꝛc., wird aber auch einmal von ihm festgehalten und mit seinem eigenen Bogen geschlagen. — Auch Hercules contrastirt wegen seiner Stärke sehr gut mit dem kleinen Eros. Beide kommen sehr oft auf Gemmen vor. Eros hat den Hercules niedergebeugt und setzt ihm den Fuß in den Nacken, bindet ihm die Hände auf den Rücken, entreißt ihm die Keule, die Löwenhaut ꝛc. Groten schleppen sich mit der schweren Keule des Herakles. Eros in der Löwenhaut, schlafend auf der Löwenhaut. Auch auf der Schulter des Herakles sitzt Eros triumphirend. Seinen Sieg über den Hercules besingt Philippos sehr artig in der griechischen Anthologie (nach Jacobs):

Dieß nur wünschte die Gattin des Zeus, nach der Thaten Vollendung
Nackt und waffenberaubt Herakles' Schultern zu sehn.
Wo dann hast du die Hülle des Leun, und des klirrenden Köchers
Pfeil', und der Keule Gewicht, welche den Löwen erschlug?
Eros plünderte dich. Er, welcher zum Schwane den Zeus schuf,
Mochte die Waffen dir wohl, Sohn der Alkmene, entziehn.

Von der Macht des Eros sang auch der spanische Dichter Gaspar Gil Polo (nach Hoffmanns Büchlein spanischer Poesie):

Durch dich die Dummen selber Geist erhalten,
Durch dich läßt Muth sogar der Feigling sehen.
Die Götter aus den Höhen,
Annehmend Thiergestalt aus Lieb' alleine,
Die Könige, die eine
Gebärd' und ein paar Augen überwunden;
Als Zeugen sie bekunden
Die hohe Macht, die Wunderkraft, gegeben
Dir, dem Gebieter über alles Leben.

Aber Eros mißbraucht seine Macht, er ist der grausamste aller Tyrannen:

Welch ein Gesetz hat dir die Macht verliehen,
In Fesseln einen freien Geist zu schlagen,
Der Seele Frieden grausam zu verletzen?
Pflegst du nicht, Schnöder! doppelt den zu plagen,
Der eifrig strebt, dein hartes Joch zu fliehen?
O Grausamkeit, der keine gleich zu schätzen!
O Frevel voll Entsetzen!
Genügt die Macht dir nicht, die du erhalten,
Daß du so streng willst schalten,
Wie sich kein Herr, nur ein Tyrann gehabe?
O blinder, eitler Knabe!
Warum bist du so streng, so grausam eben
Ihm, der sein Herz dir hingibt und sein Leben?

Ein Gedicht des Palladas in der griechischen Anthologie (hier nach Jacobs) drückt die Allmacht des kleinen Gottes im schönsten Contrast aus:

Waffenentblößt schaut milde der Gott und lächelt so freundlich,
Weil ihm der flammende Pfeil, weil ihm der Bogen gebricht.
Doch nicht trägt in den Händen umsonst er Blumen und Delphin;
Hält er mit dieser das Land, hält er mit dieser das Meer.

Dieselben Gedanken hat auch Haug frei, aber schön wieder gegeben:

Amorinen,
Lächelnd schwebt ihr auf Delphinen
Mit der Aehre
Schönem Kranz
Und der goldnen Aepfel Glanz,
Uns zu lehren,
Amorinen,
Daß euch Meer und Erde dienen

Als Sieger über alle Götter galt Eros nicht nur vor den Dichtern, sondern auch im Volksglauben. Die Thespier feierten ihm große Feste. Die Lakedämonier opferten ihm vor ihren Schlachten, als dem stärksten Gott.

Zuweilen wird Eros mit dem königlichen Diadem vorgestellt, einmal mit einem ehernen Scepter (Ovid. ex Ponto III. 3. 14). Noch öfter als Sieger mit dem Lorbeer. Oder auch als der Siegverleihende. Er bekränzt einen Helden mit Lorbeeren. Er pflanzt einen Lorbeer. Einmal verbrennt er auch einen Lorbeerkranz an seiner Fackel, um anzudeuten, daß Liebe stärker ist, als Ehrgeiz und Ruhmsucht.

Moderner sind die Sinnbilder, die den Amor mit der Weltkugel in Verbindung bringen. Er trägt die Weltkugel. Er sitzt lächelnd auf der Weltkugel ꝛc. Er zündet die Welt an (Rhenwaldfen). Ein Gedanke von Rubens wäre sinnig, wenn er nicht so gar übel angewendet wäre. Er malte die Erdkugel, woran Tauben gespannt sind, die Eros lenkt. Aber das alles nur zu Ehren der Maria von Medicis. — Amor wird auf einer Wage gewogen und wiegt die schwerste Last auf. — Etwas roh ist die ovidische Vorstellung des Liebesgottes, der gleich einem römischen Imperator triumphirt, mit einem Gefolge von gefesselten Jünglingen und Mädchen.

Unter den modernen Auffassungen zeichnet sich ein Triumph des Amor aus, den Runge gemalt hat, und der mit unaussprechlichem Leichtsinn und Liebreiz in das lange Mährchen von Novalis hineinlächelnde Eros.

Auch die Contraste und Steigerungen in den Kraftäußerungen des Eros sind von Künstlern und Dichtern häufig mit Glück aufgefaßt worden. So sehen wir auf antiken Gemmen, wie der kleine Eros eifrig Waffen verfertigt, Pfeile schnitzt, an einem Helme schmiedet; wie er sich mühsam mit der schweren

Keule des Herakles schleppt; wie er als kleiner nackter Knabe in einem für ihn viel zu großen Helm und Schild gravitätisch einhermarschirt. Dichter schildern, wie er erst ganz unschuldig aussieht, dann sich kleine Neckereien erlaubt, immer muthwilliger wird und zuletzt den Herakles und alle Götter überwindet. Selbst wenn er schlummert, ist Eros zu fürchten nach der griechischen Anthologie:

Schläfst du, Amor? o du, der sterblichen Menschen den Schlummer
Raubet und ihnen so oft Nächte voll Sorgen gewährt;
Schläfst du? — Nein ich rühre nicht an die brennende Fackel,
Rühre den Bogen nicht an und den gefiederten Pfeil.
Wag es ein anderer; ich scheu auch den schlummernden Amor,
Wenn er im Traum auch nur meiner unfreundlich gedenkt.

Besser als dieses Gedicht des Statyllios Flaccus ist ein anderes von Alphaos:

Schnell denn will ich den Brand aus den Händen dir reißen, o Eros,
Und dich des Köchers befrein, der um die Schultern dir hängt;
Wenn, o Feuergeborner, du schläfst und die sterblichen Menschen,
Da mit dem Bogen du ruhst, kurzer Erholung sich freun.
Doch auch so noch fürcht' ich, Verschlagener, daß du wohl etwas
Gegen mich birgst, und im Schlaf träumend mir Herbes ersinnst.

Goethe hat diese alten Dichtungen nicht glücklich nachgeahmt, indem er sagt: „Wecke den Amor nicht, denn jetzt beunruhigt er dich nicht. Benutze den Augenblick, da du von ihm frei bist, wie eine Mutter, wenn ihr Kind schläft und sie nicht mehr durch sein Schreien stört.“ Dieses aus der Kinderstube entlehnte Gleichniß scheint unpassend.

Eros beweist seine Allmacht besonders dadurch, daß er kein anderes Ansehen achtet, alle Würden und Stände einnu-

der gleich macht. Er ist der größte Tyrann und zugleich der größte Revolutionär. Liebe zieht die Fürsten vom Thron, ja den Vater der Götter selbst von seinem Olymp herab. Liebe macht den Zeus zum Ochsen, und Liebe erhebt wieder die geringste Nymphe zur Göttin und macht den Sklavensohn zum König. Und in derselben Weise spielt Eros auch mit Geist und Gemüth. Er macht den Stolzen demüthig und den Bescheidenen kühn, den Klugen dumm und den Dummen klug.

Daraus erklärt sich die symbolische Beziehung vieler Thiere zum Eros. Auch sie sind der Macht des Eros unterworfen, auch sie lieben. Die Götter selbst verschmähten es nicht, zuweilen in Thiere verwandelt der Liebe zu genießen. Endlich sind die Thiere Sinnbilder der unmenschlichen Leidenschaften. Also muß Eros in mannichfacher symbolischer Beziehung zu ihnen stehen.

Eine sinnige Mythe sagt: Venus habe den Amor, als er kaum geboren war, tödten wollen, weil er so viel Unheil unter den Menschen anrichten sollte. Da sey er in die Wälder entflohen und habe an den Brüsten der wilden Thiere gesogen, um nicht zu verhungern; mit dieser Milch aber seyen alle Eigenschaften der wilden Thiere in ihn übergegangen. Ein Bild zeigt uns wieder in anderm Sinn, wie Amor den Thieren die Liebe lehrt.

Wenn Eros die starken und gewaltigen Thiere bezwingt oder mit ihnen spielt, so drückt dieß immer die unwiderstehliche Gewalt aus, welche die Liebe über starke und wilde Herzen ausübt.

Eros und der Löwe. Liebe besiegt die Stärke. Am edelsten ausgedrückt in dem berühmten (bei den Alten oft wiederkehrenden) Bilde des Eros, der auf einem gezähmten

Löwen reitet und zugleich die Lyra führt, als Sinnbild der allbesiegenden Harmonie. Auf antiken Gemmen, Wandbildern und Basreliefs kommt Amor vielfach mit dem Löwen auch in andern Situationen vor. Er fährt mit zwei Löwen. Er ringt mit einem Löwen und packt ihn grimmig bei der Mähne. Er stürzt mit Helm und Schild bewaffnet auf ihn ein. Er spielt mit ihm, läßt sich von ihm die Tatze geben, lehrt ihn tanzen, zieht ihm einen Dorn aus dem Fuß ꝛc. Auf einem antiken Mosaik fallen viele Eroten über einen Löwen her und fesseln ihn mit Blumen (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 30. der Mosaiken).

Noch lieblicher sind die antiken Bilder, die ihn in Verbindung mit der Löwin zeigen. Eros verlockt eine Löwin. Seinen Wagen ziehen zwei Löwinnen, die er gewaltsam bändigt. Eine Menge Eroten umgeben eine ruhende Löwin und zwingen sie, aus einem Horne zu trinken. Dieses letztere wunderschöne Motiv benutzte Arkesilaos zu einer Statue, wie uns Plinius meldet (hist. nat. XXX. 5). Sehr glücklich ist der Gedanke des Theokrit (3te Idylle, 5), die Stärke des Eros aus der Milch herzuleiten, die er von einer Löwin gesogen:

> Jetzt erkenn' ich den Eros! Ein schrecklicher Gott! Ja, die Löwin
> Hat an der Brust ihn gesäugt und im Wald ihn erzogen die Mutter.

Besonders sinnig sind die Bilder, auf denen Amor mit der Löwenhaut des Herkules erscheint. Er hat sie, während der Heros mit der Omphale liebkost, geraubt, kann aber ihre Last kaum fortschleppen. Er ist auf der Flucht und versteckt sich unter die Löwenhaut. Er schläft auf der Löwenhaut, wozu ein antikes Epigramm bemerkt: Herakles besiegte

den Löwen, Eros besiegte den Herakles, und der Schlaf besiegte den Eros.

Eros und die Sphinx. Daß der Löwe mit dem Jungfrauenkopf oder die Sphinx nicht öfter mit dem Eros verbunden vorkommt, darf Wunder nehmen, da ihre Gruppirung sehr sinnige Beziehungen zuläßt. Ich finde nur in Tassie's Katalog einige geschnittene Steine erwähnt, auf denen Eros mit der Sphinx verbunden erscheint, und die vielleicht nicht einmal alt sind. Eros weiht Psychen in die Geheimnisse der Sphinx ein (N. 7168 und 7169). Eros nähert sich Psychen, die neben einer Sphinx eingeschlafen ist.

Eros und die Kentauren. Diese bedeuten die rohe derbe Kraft, die Eros bald liebt und begünstigt, bald bezwingt und verhöhnt. Sehr originell ist das bekannte antike Wandbild (aus den Titusbädern), auf welchem Kentauren Mädchen rauben und Eros selbst als ein kleiner Kentaure (oben Amor, unten ein kleines Füllen) den großen hilft. Aber ein Mann packt ihn und schüttelt ihn derb. — Ein andermal hat Eros einen großen Kentaur niedergeworfen und schlägt ihn, der vergebens die Hände vors Gesicht hält, um sich zu decken. Sehr bekannt ist das schöne Bild des Eros, wie er auf einem Kentaur reitet, dem er die Hände auf den Rücken gebunden hat und den er zu wildem Galopp antreibt. Ebenso reitet er auch eine Kentaurin.

Eros und das Pferd. Er reitet auf einem wilden Roß, das die Begierde bedeutet. Er hält ein Pferd zurück, zähmt es ꝛc. Er fährt mit zwei wilden Rossen. Viele Eroten halten ein Wettrennen zu Wagen, einer stürzt herab ꝛc.

Eros und der Stier. Der letztere als Sinnbild der rohen Naturkraft. Amor reitet auf einem Stier, packt einen Stier

bei den Hörnern. Viele Eroten um einen Stier. Stiergefecht der Eroten. Amor hütet eine Heerde.

Eros und der Hirsch. In der Leukippe des Achilles Tatius findet sich folgendes anmuthige Bild (VIII. 12): Eine Jägerin zielt auf einen Hirsch, Eros zielt auf sie und beide treffen in demselben Augenblick.

Eros und die Gazellen oder Rehe. Mit solchen, als Sinnbildern der Schnelligkeit der Flucht, fährt Amor auf pompejanischen Bildern. Oder hat er sie vielleicht der keuschen Diana geraubt?

Eros und der Wolf. Der letztere in böser Bedeutung. Auf einer antiken Darstellung sieht man den Wolf wie er, von Amors Pfeil getroffen, sich grimmig gegen ihn wendet und Amor erschrocken flieht. — Auch auf einem Bären reitend oder mit ihm spielend, kommt Eros vor.

Eros und die Vögel. Amor als Vogelsteller. Amor nimmt ein Nest aus. Amor reitet auf einem Storch. Amor horcht an einem Ei.

Eros als Hirt, oder als Jäger kommt noch in mannichfacher Verbindung mit Thieren vor.

Als Symbol seiner Allmacht führt Eros auch sehr häufig die Schlüssel. Eros war bei den Alten der κλήδουχος, der den Schlüssel hat zum Himmel, zum Meer und zur Erde (nach der orphischen Hymne), vor allem aber die Schlüssel zu den Herzen. Man bildet ihn ab emsig beschäftigt, ein großes Schloß aufzuschließen oder zuzuschließen. Er selbst trägt ein Schloß am Munde. Dahin gehört auch das Symbol der verschwiegenen Liebe, Amor mit dem Finger auf dem Munde, Amor mit einem Dietrich an einer verschlossenen Burg (Phantasie von Retsch).

Als Bundesgenosse des Eros erscheint ungemein oft mit ihm der Weingott verbunden. Amor und Bacchus, Liebe und Wein im Bunde, im Wettstreit oder im Kampfe sind ein uraltes unerschöpfliches Thema der Poesie. Schon die Alten behandelten es auf sehr mannichfache Weise in Bildern und Sculpturen. Der kleine Amor erscheint als Bacchant mit Epheu bekränzt und mit dem Thyrsusstabe oder auch mit dem Tambourin. Er ist betrübt und weint und wird von Bacchus getröstet. Er streitet mit Bacchus. Bacchus gibt dem Amor zu trinken (Thorwaldsen). Ein alter bärtiger Bacchus küßt den kleinen Eros. Bacchus lehrt die Eroten das Trinken. Eine Menge Eroten begleiten den Festzug des Bacchus. Amor reitet auf dem Tiger des Bacchus, oder führt den Tiger. Amor neckt die trunkenen Bacchantinnen, den Silen und die Satyrn.

Amor versteckt sich unter Weinreben, lauscht hinter Trauben hervor, stiehlt eine Traube, zerdrückt eine Traube, kostet eine Traube, reicht sie einem Satyr, einer Nymphe. Eroten halten Weinlese, tragen Körbe voll Trauben, keltern u. s. w. Einer klettert auf einer Leiter eine Rebe hinauf. Eroten reichen einander die schwellenden Trauben zu, ein schönes Bild, das auch Raphael zu einer Arabeske benutzt hat. Ein auf einem Leoparden reitender Eros, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, in der Villa Negroni, wurde von Winckelmann für eine der schönsten Statuen des Alterthums erklärt. Ein auf einem mit Weinlaub bekränzten Löwen reitender trunkener Eros kommt auch unter den pompejanischen Wandbildern vor (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 29).

Eros im Weine nach Anakreon:

Neulich wollt' ich Kränze flechten,
Und fand Amorn in den Rosen,

Schnell erhascht' ich ihn beim Flügel,
Stieß ihn in den Wein, und trank ihn
Mit dem Weine rasch hinunter.
Jetzt erwecket er mir Armen
In dem Herzen mit den Flügeln
Einen Kitzel nach dem andern.

Und nach Oenomaus in der griechischen Anthologie (von Jacobs):

Cypriens Sohn im Becher? wozu? gnügt Wein zu der Herzen
Brande nicht schon? wer bringt Feuer zum Feuer hinzu?

Oft kommt Eros in Verbindung mit dem Horn oder Becher vor, als Mundschenk widerspänstiger Thiere, der Löwin, des Adlers ꝛc., oder selbst trinkend, oder ruhend auf dem Weinkrug (der Amphora) gleich einem Flußgott. In der Villa Albani in Rom sieht man ein niedliches Basrelief. Eros steigt auf einer Leiter in einen hohen Becher.

Langbein läßt einmal den Bacchus über den Eros triumphiren. Das Gedicht ist artig, wenn man an alte Weintrinker denkt, denen Eros Feind wird, den sie aber, weil die Erfahrung hinter ihnen liegt, als besiegten Feind betrachten:

Der kecke Feind trägt eine Augenbinde
Von Seide zart und fein.
Die nehmen wir und richten sie geschwinde
Zu unsrem Tischtuch ein.

Das Münzhaus prägt aus Amors goldnem Köcher
Uns Waffensold genug;
Doch biet' uns erst das Pfeilgefäß, als Becher,
Noch manchen süßen Zug.

Cupido's Pfeil, der, gleich dem Sonnenstrahle,
Die weite Welt durchglitt,
Sey nun drauf stolz, wenn er bei unserm Mahle
Korkziehersamt vertritt.

Schwankt wer von uns, wie Petrus auf den Wogen,
Weinselig auf und ab,
Der stütze sich auf des Besiegten Bogen,
Als einen festen Stab.

Die Flügelchen, die wir dem Vogel stutzen,
Damit er nicht entflieht,
Sind trefflich auch als Fächer zu benutzen,
Wenn uns der Wein durchglüht.

So waffenlos soll Amor, wenn wir trinken,
Als Sklav am Tische stehn,
Und vor uns her mit seiner Fackel hinken,
Wenn wir nach Hause gehn.

Beranger dichtet artig, Amor habe ihm seinen Weinkrug entwendet: über der Liebe vergißt man den Wein. Höchst geschmacklos ist dagegen ein Kupferstich aus der allegorischen Perückenzeit, auf welchem Amor Wein aus einem Fasse in seinen Köcher zapft.

Hauptsächlich durch den Bacchus und dessen Gefolge kommt Eros auch mit den Satyrn, Böcken und andern Repräsentanten der gröbsten Sinnlichkeit in Berührung, nach der gemeinen Erfahrung, daß der Mensch im Rausch sinnlicher und roher wird.

Eros und die Satyrn. Die Satyrn bedeuten die roheste thierische Lüsternheit, aber Eros ist zu edel, um sich zum Dienst derselben brauchen zu lassen. Obgleich er selbst zuweilen von den Grazien zurechtgewiesen werden muß, ist er doch den gemeinen Satyrn nicht günstig, sondern bekämpft sie vielmehr und hält sie zurück als Wesen, die des Genusses einer edlern Liebe nicht würdig sind. So stellen ihn die Alten öfters im Kampfe mit Satyrn dar, die er niederwirft und fesselt. Ein ungemein feiner sittlicher Tact bewährt sich darin, daß die Alten, wenn sie denn doch einmal die Liebe in

die volle Gewalt der Sinnlichkeit hingeben wollen, lieber ein rein thierisches Bild wählen, als das halbmenschliche, und den Eros lieber auf einen Bock setzen, als ihn einem Satyr sich befreunden lassen.

Dagegen steht Eros zu dem gutmüthigen alten Silen in einem nur ironischen Verhältniß, er scherzt mit ihm, neckt ihn ꝛc. Eroten unterhalten den Silen mit Musik. Eroten ziehen den Silen. Ebenso sind auch die feinern und menschenähnlichern Faunen vor den bocksfüßigen Satyrn begünstigt. Eros lehrt einen Faun die Flöte blasen oder ahmt selbst das Blasen auf der Doppelflöte, die gewöhnliche Kunst der Faunen, nach. Auf einer Gemme findet sich das reizende Bild einer Fauna, die den kleinen Eros auf einem ihrer Füße tanzen läßt. Faune, die mit dem Eros scherzen, ihn auf den Knien oder Schultern tragen, ihm eine Weintraube vorhalten und ihn damit locken, oder auch einen Becher, eine volle Schale ꝛc., kommen bei den Alten außerordentlich häufig vor.

In diesen faunischen Kreis gehört auch eine Gemme, auf welcher mehrere Eroten einen schlafenden Hermophroditen umgeben. Einer wedelt ihm Luft zu, einer spielt auf der Lyra, ein dritter auf der Pansflöte.

Während Eros die Verzerrung der edlern Menschlichkeit im Satyr haßt, ist er der rein thierischen Sinnlichkeit nicht abgeneigt. Darum finden wir ihn bei den Alten einigemal in Verbindung mit dem Priap. Er bietet einer Priapusherme Früchte dar. Er bekränzt den Priap. Er reitet auf ihm (Glaspaste, vergl. Winckelmann Donaueschinger Ausgabe IX. 503). Zwei Eroten kämpfen vor einer Priapusherme. Fünf Eroten halten ein Wettrennen auf Priapen (Tassie N. 5344). Eros steht gefesselt neben einem Priap, der selbst in einem Halbmond steht, was Tassie a very clear allegory

nennt (N. 5197). Ganz eigenthümlich ist die erotische Verbindung des Phallus mit der Psyche, wobei man gewiß nicht an etwas Frivoles, sondern vielmehr an eine mystische Deutung der Geburt denken muß. Ein Schmetterling sitzt auf einem Phallus, der dem schiffenden Eros als Mast dient (Tassie N. 5308). Das scheint das Hineinschiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegensatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausschiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elysium dargestellt ist. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Tassie N. 5314) scheint ebenfalls in den Kreis dieser Geburtssymbolik zu gehören.

Noch häufiger wird dem Eros der Bock zugesellt. Der Bock war bei den Alten das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der rohen thierischen Lust. Sie ließen daher nicht nur die Venus zuweilen auf einem Bock reiten, sondern stellten auch den Eros dar, wie er auf einem Bock, mit dem Pfeile zielend, wild dahergalopirt, oder mit zwei hochspringenden Böcken fährt, oder einen Bock liebkost, oder gewaltsam zurückhält, oder ihm Futter vorhält. Auch sieht man ihn eine Ziege liebkosen, tragen, melken. Unter den pompejanischen Wandbildern kommt ein Wettrennen der Eroten auf Böcken vor. Zuweilen reitet Eros auch auf dem Seebock, oder treibt mit der Geißel den Seebock an, auf dem die Venus reitet.

In noch gröberem Sinne stellten die Alten den Eros dar, wie er mit zwei wilden schäumenden Ebern daherfährt (auf einem Basrelief im Vatican) oder wie er ein Schwein hascht und zurückhält, oder sich ruhig auf ein Schwein lehnt. Wenn bei Bion die Eroten den Eber, der den Liebling ihrer Mutter, den schönen Adonis tödtete, einfangen und binden, so sind hier ohne Zweifel zwei Vorstellungsweisen mit einan-

der vermiſcht, die nämlich, welche im Schwein die roheſte Begierde ſieht, und die, welche es zum Symbol des Winters macht (durch deſſen Rauhigkeit Adonis, oder die ſchöne Jahreszeit, vernichtet wird).

Ziemlich in demſelben Sinn wurde er auch mit zwei wilden Eſeln fahrend dargeſtellt, oder wie er einen Eſel hinterm Ohr kraut, ihn liebkost, neckt, auf ihm reitet ꝛc.

Amor bei den verſchiedenen Ständen. Amor ſelbſt erſcheint zuweilen mit den Attributen eines Standes, wodurch theils der Stand des Liebhabers in einem beſondern Falle, theils auch ein allgemeiner Charakter Amors bezeichnet werden ſoll. So kann z. B. Amor als Jäger einen beſtimmten Jäger und ſeine Liebe, oder aber ganz im allgemeinen die Liebe bedeuten, die ihren Gegenſtand zu erjagen ſucht. So bedeutet Amor als Schuſter auf dem bekannten antiken Bilde ſchwerlich einen Schuſter, ſondern bezieht ſich auf die Reize des weiblichen Fußes; aber wenn bei einem holländiſchen Volksfeſte die Schuſterinnung mit einem großen Stiefel auszieht, aus welchem ein Amor hervorguckt, ſo iſt damit ausdrücklich der Stand gemeint.

In jenem allgemeinen Sinne gedacht, iſt Eros als Jäger, Fiſcher, Vogelſteller, Ringer, Nachtwächter, Krämer, Spielmann, Gärtner ꝛc. Beſonders bemerkenswerth iſt:

Amor als Ackersmann. Er pflügt, indem er zwei Pſychen vorgeſpannt hat und dieſelben grauſam mit der Peitſche antreibt. Er ſäet und es wachſen Kinder hervor. Ein geiſtreiches Gedicht der griechiſchen Anthologie ſagt: Eros, der pflügende, forderte von Zeus „fülle die Furchen, die ich ziehe,

mit üppigem Getreide an, oder ich ſpanne dich ſelber vor als den Stier der Europa.“

Eros als Gärtner. Er pflanzt und begießt Blumen, er riecht an einer Blume. Er befreit eine Blume von den Dornen. Er inoculirt einen Baum. Er ſchüttelt einen Baum. Er ritzt in die Rinde eines Baumes einen geliebten Namen ein. Er ſchaukelt ſich auf Blumen. Er unterliegt unter der Laſt eines Füllhorns. Viele Eroten mit Blumen oder Früchten belaſtet.

Eros als Jäger. Er jagt nicht nur Thiere, ſondern auch Menſchen, ja die Götter ſelbſt. Am häufigſten kommt er vor als Schmetterlingsjäger (der Schmetterling iſt die Pſyche), als Verfolger der Haſen und Gänſe, wovon wir ſchon geſprochen.

In Beziehung zu den wirklichen Ständen erſcheint Amor zunächſt wie der Tod in Holbeins berühmtem Todtentanze, als der mächtige und muthwillige Geiſt, der mit allen ſpielt, alle neckt, alle ſich unterwirft, Götter und Menſchen und Thiere, keines Standes, keines Alters ſchont.

Amor bei Hofe. Die Liebe auf dem Thron, die Liebe erhebt zum Thron. Amor krönt die Prinzeſſin von Ferrara, ſchönes Bild von Lorenzo Coſta. Einer liebenswürdigen Fürſtin dienen die Amorn. Das iſt alles ſchön und natürlich. Doch wurde dieſer Hofdienſt der Eroten im allegoriſchen Zeitalter, zumal in Frankreich unter Ludwig XIV. mißbraucht. Amorn und Amoretten füllten alle Zimmer der vergötterten Maitreſſe wie Fliegen an, umſchwärmten alle Perücken und Friſuren, ſchmiegten ſich in alle Falten der Reifröcke und Schleppen und verloren alle Bedeutung durch ihre Menge und abgeſchmackte Anwendung.

Artig gedacht ist Amor in Opposition mit dem Hofe, ironisch gleichsam als Hofnarr, der die Etikette verhöhnt und die höchsten zu den niedrigsten Ständen herabzieht, oder als Thriumphator. Amor, der Kronen und Scepter, Wappen und Orden mit Füßen tritt. Amor mit der Freiheitsmütze auf dem Pfeil.

Eros und der Kriegerstand. Eros selbst ist ein Sohn des Kriegsgottes. Sehr gut sagt Ovid (amor. 9): jeder Liebende ist ein Krieger, jede Liebe ein Feldzug, jedes Bewerben eine Belagerung, jede Schäferscene eine kleine Schlacht. Mars ist der Venus Liebling, denn als Held ist der Mann am schönsten und gefällt den Frauen am meisten. Darum hilft auch Amor keinem Liebhaber der Venus so eifrig, als dem Mars, neckt ihn aber auch zuweilen und wird eben so oft dafür bestraft. Amor waffnet und entwaffnet. Amor mit der Fahne, mit der Trommel. Amor tröstet einen Verwundeten ꝛc.

Eros und die Gelehrsamkeit. Amor komisch als Pedant in einer großen Allongenperücke. Amor als Schulmeister. Aber auch wieder als Verächter der Wissenschaften. Amor zerreißt ein Buch, steckt eine Bibliothek in Flammen ꝛc. Amor überwindet die scharfsinnigsten Dialektiker, macht die Klügsten dumm, ist der größte unter allen Sophisten, wie schon Achilles Tatius sagt.

Mit der christlichen Geistlichkeit scheint Amor gar keine Berührung zuzulassen. Doch wurde er schon im Mittelalter benutzt, um diejenigen zu necken, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, ohne es halten zu können. So findet man in des Knaben Wunderhorn (II. 351) ein altes originelles Zwiegespräch zwischen Amor und einem Einsiedler. Später spielte Amor in den obscönen Spottgedichten,

mit welchem die franzöſiſchen Atheiſten den alten Glauben der Kirche verfolgten, eine nicht unbedeutende Rolle, und führte ſeinen luſtigen und ſiegreichen Krieg mit den Klöſtern.

In rein ſatyriſcher Beziehung, einer wirklich kirchlichen Verderbniß gegenüber, kann man ſich dieſes Vorkommen Amors gefallen laſſen. Dagegen iſt jede ſentimentale Anwendung zu mißbilligen. In einem Gedicht von Thomas Moore glaubt eine fromme Nonne mit einem unſchuldigen kleinen Cherubim zu ſpielen; aber ſiehe, es iſt Amor. Der Gedanke frappirt, iſt aber nicht glücklich. Ein Engel im chriſtlichen Sinn und der Umgang einer Nonne mit ihm hat etwas zu Zartes und Heiliges, um in das triviale Gebiet hinabgezogen zu werden. Doch findet man Aehnliches ſogar auf katholiſchen Kirchenbildern aus der Jeſuitenzeit. Bernini malte die heilige Thereſia in höchſter Entzückung, die zwar nur eine geiſtige ſeyn ſoll, aber den ſinnlichſten Ausdruck hat, auf Wolken wie in einem Bette liegend und die Augen vor Wolluſt ſchließend, während ihr die ewige Liebe in Geſtalt eines Amors mit dem Pfeil das Herz durchbohrt. Auch ältere Maler gefielen ſich ſchon in der ſehr unpaſſenden Vergleichung des Chriſtuskindes mit dem Amor. Parmeggiano malte den Eros an der Bruſt der Venus, wie man ſonſt die Madonna mit dem Kinde ſieht, viel zu mütterlich für eine Venus. Murillo dagegen malte die heil. Roſalia, wie ſie das kleine Jeſuskindlein über einen Blumenſtrauß hält, als ob es ein Eros wäre.

Der bürgerliche Amor mit den Attributen der Innungen und Gewerbe kam im allegoriſchen Zeitalter hauptſächlich in Holland, England und in den wohlhabenderen deutſchen Reichsſtädten auf, bei öffentlichen Feſtzügen und auch bei Hochzeiten. Der wildeſte Humor machte, was an den Beziehungen trivial erſchienen, wieder gut. Amor mit der Klyſtirſpritze be-

deutete der verschämten bürgerlichen Braut einen Doctor zum Bräutigam. Amor mit dem Bierglas bedeutete den Bierbrauer, mit dem Bretzel den Bäcker, Amor im Stiefel den Schuhmacher ꝛc. Bei Hoffmannswaldau und andern Dichtern der zweiten schlesischen Schule kommt Amor als Advocat, als Krämer, als Schatzgräber, als Bergmann, sogar als Trödeljude vor; bei Michaelis trägt er den Gustkasten herum ꝛc.

Bis zum Bauernstande herab verstieg sich die gelehrte Allegorie nicht. Nur in den arkadischen Schäferspielen bei Hofe, in denen man ein ideales Landleben sich vorspiegelte, fand Amor wie in den Hirtengedichten des Theokrit seine Stelle. Eigentlich fing die allegorische Didaktik schon im Mittelalter mit dem Gedicht vom Gott Amur an, welches nichts als eine langweilige ars amandi ist. Die Schulpedanten des siebzehnten Jahrhunderts ersannen folgendes sinnreich alberne Wortspiel:

Amores.
Sex fuge, quinque tene, fac bis duo, trina sequentur.

Eros und der Reichthum. Eros ist das Kind des Reichthums und der Armuth, beiden gleich nahe verwandt. Bald verachtet er den Reichthum und tritt Geldhaufen mit Füßen. Bald bringt er reiche Geschenke dar, wühlt in Schätzen, bietet Schmuck an, schüttet den liebenden Mädchen Perlen in den Schooß, streut verschwenderisch Gold aus, schläft auf Schätzen. Bald sucht er Reichthum, tauscht von Hermes dessen Beutel gegen seinen Pfeil und Bogen aus, wie Lessing schildert:

Mercur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen;

Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Eros erscheint auch zuweilen als Bettler, kommt als Dieb in der Nacht, gräbt Schätze, sitzt als Alchymist hinter dem Ofen ꝛc. Dahin mag man auch das artige Bild des Amor in der Bergmannskutte auf einer sächsischen Münze nehmen. Bald unterliegt die Liebe dem Geiz. Amor liegt todt auf einem Goldhaufen.

Ein holländischer Witz stellt in das Zimmer einer Hetäre ein kleines Standbild Amors als Ducatenkacker.

Als Verächter des Stolzes tritt Eros einem Pfau auf den Schweif, zertritt er ein Wappen ꝛc. Auf einer antiken Lampe (Bellori lucernae vet. II. N. 44) kommt Amor vor, wie er einen Pfau und Hasen zugleich als Beute auf der Schulter trägt.

Sehr gut ist ein Gedicht Langbeins vom Verhältniß der Liebe zum Reichthum:

Als Amor einst seinen Geburtstag beging,
Beschenkt' ihn sein Mütterchen hold.
Sie gab, indem sie ihn zärtlich umfing,
Ihm Bogen und Köcher von Gold.
Er waffnete sich auf der Stelle damit,
Und hüpfte davon mit geflügeltem Schritt.

Und vor dem Palaste der Mutter stand
Ein altes abschreckendes Weib.
Der Klaue des Habichts glich ihre Hand,
Und einem Gerippe der Leib.
Ihr Blick schoß herum, wie ein fliegender Speer,
Und heftete gierig auf Amors Gewehr.

„Ei, ei!“ rief sie hell, wie ein schmetternder Hahn:
„Hat dieß der Geburtstag beschert?
Potz tausend! Mamachen griff wacker sich an;
Die goldene Rüstung hat Werth!
Ihr Herrschaften sitzet dem Reichthum im Schooß,
Doch ich, liebes Männchen, bin auch nicht ganz bloß.

Betrachte zum Beispiel dieß Ringelchen hier,
Mit flammenden Herzen darauf!
Du findest mir nirgend, ich stehe dafür,
Ein schöneres Kleinod zu Kauf.
Welch Prachtstück für einen empfindsamen Herrn!
Gefällt dir's, du Loser, und hättest du's gern?

Es wär' für dein Liebchen ein feines Geschenk;
Was würde das Mädchen sich freun!
Nun höre, mich wurmt ein gehabtes Gezänk,
Drum soll mich ein Spielchen zerstreun.
Ich setze das Ringlein und du einen Pfeil;
Gelingt dir ein Glückswurf, so wird dir's zu Theil.“

Sie kramte drei Würfel, gebildet zum Trug,
Aus ihrem Kober heraus,
Und Amor, verliebt in das Ringelchen, schlug
Den lockenden Antrag nicht aus.
Der thörichte Knabe! Sein Kinderverstand
War nicht mit den Kniffen der Hexe bekannt.

Sie lenkte die Würfel zum falschen Gewinn
Am Faden der Schwarzkünstelei,
Warf immer den Hauptpasch der Sechsen sich hin,
Und Amorn fiel Eins oder Zwei.
Ein Pfeilchen ums andere liefert' er aus,
Und alle verließen ihr glänzendes Haus.

Er weinte vor Aerger, er lachte vor Wuth,
Die Gaunerin tröstete viel,
Und rasch setzt er nun mit Verzweiflungsmuth
Auch Köcher und Bogen aufs Spiel.
Sie gingen den Weg seiner Pfeile geschwind,
Und schluchzend entlief das betrogene Kind.

Die Habſucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt ſeitdem oft in Amors Geſtalt,
Und rühmet ſich, Amor zu ſeyn.
Kein Wunder, daß dieſe Verlarvung ihr glückt,
Da ſie mit der Rüſtung des Gottes ſich ſchmückt!

Wie mit allen Ständen, ſo ſpielt Eros auch mit allen Charakteren und berückt jeden, bringt jeden aus der Faſſung. Dieß iſt ſchon durch ſeinen Sieg über die verſchiedenen Götter wie über die Thiere bezeichnet. Hier noch einige Nachträge.

Amors Schelmereien. Amor in der Geſtalt des kleinen Askanius ſchleicht ſich ins Herz der Dido, reizendes Bild bei Virgil. — Amor überraſcht eine Amazone und trifft ſie mit ſeinem Pfeile. — Amor mit der Geißel. Ein Eros ſchreckt den andern mit einer fürchterlichen Maske. Einer ſchreckt den andern, indem er ihm durch ein großes Muſchelhorn ins Ohr bläst. Amor pflügt mit einem ungleichen, mit einem traurigen, mit einem zornigen Liebespaar. (Lauter artige antike Bilder auf geſchnittenen Steinen.) Amor als Dieb ſteigt über einen Zaun. Amor entführt der ſchönen Neobule Spindel und Gewebe (Horaz Oden III. 12). Amor ſchneidet einer Spinnerin den Faden ab. (Auf einem Basrelief von Thorwaldſen ſpinnt Amor ſelbſt als Parze den Lebensfaden.) Amor überraſcht eine Nymphe und hält ihr von hinten die Augen zu. Amor verſteckt ſich hinter eine Schürze. Amor flüſtert einer ſchlummernden Nymphe einen ſüßen Traum ins Ohr. Amor lieſt in einem Buche laut lachend. Amor verſteckt ſich in einen Fuchspelz. Amor löſcht ein Licht aus.

Eros wird für einen Vogel gehalten und gejagt. Da ruft Bion dem Jäger warnend zu, inne zu halten. (Nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

Kunstreich übte den Fang ein vogelstellender Knabe
Im vielkämmigen Hain, und sah den entflohenen Eros,
Der auf dem Bürbaumast ausruhete. Wie er ihn wahrnahm;
Herzlich erfreut (denn traun ein gewaltiger Vogel erschien er),
Fügt er sie all' aneinander, die klebenden Rohre des Fanges,
Lauerte dann auf den dort und dorthin flatternden Eros.
Aber der Knab', unwillig, dieweil kein Ende zu sehn war,
Schwankte die Rohre hinweg, und lief zu dem altenden Pflüger,
Welcher den künstlichen Fang ihn lehrete. Dießmal erzählt' er
Alles und zeigt' ihm Eros den Flatterer. Aber der Alte
Schüttelte lächelnd das Haupt, und gab dem Knaben die Antwort:
Laß die gefährliche Jagd, und komm nicht nahe dem Vogel!
Hebe dich fern! Schlimm meint es das Unthier! Preise dich glücklich,
Während du nimmer ihn fängst! doch sobald du zum Manne gereift bist,
Dann wird er, der jetzo mit flüchtigem Schwunge zurückfährt,
Plötzlich von selbst annahn, und dir auf die Scheitel sich setzen.

Ovid überhäuft den Eros (amor. II. 9.) mit Vorwürfen, warum er gerade seine treuesten Freunde und Diener mißhandle und die besten Krieger in seinem eigenen Lager verwunde?

Wie übel uns Eros aber auch begegnet, dennoch können wir nicht von ihm lassen. Nach der griechischen Anthologie von Herder:

Man verkauf' ihn! Und ob er so süß im Schooße der Mutter
Wie ein unschuldiges Kind schlummre; verkaufet ihn doch.
Denn er ist ungezogen, ein loser Bube, geschwätzig,
Wild und böse, der ja selber die Mutter nicht schont.
Leichtgeflügelt und keck: er kratzt mit den Nägeln; er weinet
Kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
Sein begehret, er nehm' immer den Böswicht hin.

Aber sehet, er weint! er flieht! — Sey ruhig, o Liebe.
Glaub's, ich lasse dich nicht! Dich und Semyhile nie.

Noch einige Spiele des Eros. Amor schaukelt eine Nymphe. Amor spielt mit einem Papagai. Amor spielt mit einem kleinen Mädchen und unwissend gewinnt sie ihm das Glück ihrer Zukunft ab. Amor würfelt mit dem Ganymed (nach Apollonius Rhodius). Amor macht Seifenblasen. Amor auf Stelzen (von Albrecht Dürer). Eroten spielen mit dem Reifen, Eroten spielen Verstecken (auf einem pompejanischen Wandbild, bei Neuern spielen sie auch Blindekuh). Eroten ringen mit einander. Eroten tragen mühsam ein schweres Füllhorn.

Eros wird auch zuweilen als ein Wanderer dargestellt, als lustiger Abenteurer, der überall verliebte Intriguen angezettelt. Einer der viel geliebt hat, könnte sich jede seiner Liaisons unter einem eigenen Eros mit besondern Attributen vorstellen. Aber über Manchen würden sie rächend wie ein Bienenschwarm herfallen.

Die neuen Dichter haben den Eros in dieser Beziehung immer viel mit Herzen spielen lassen, — ein Symbol, das dem klassischen Alterthume nicht sehr geläufig war, obwohl es bei Dichtern vorkommt (nie bei bildenden Künstlern). Anakreon macht in einem reizenden Bilde sein Herz zu einem Nest der Eroten. Alles wimmelt darin von den kleinen geflügelten Wesen; einer ist noch im Ei, einer schlüpft eben aus, andere fliegen schon ꝛc. Guarini frug geistvoll: ist Amors Nest in den Augen meiner Geliebten oder in meinem Herzen?

Don' hai tu nido Amore
Nel viso di Madonna, o nel mio core?

Amor will ein Herz halten, aber da es selbst geflügelt ist, fliegt es ihm davon. Amor martert ein Herz, wägt

zwei Herzen auf einer Wage. Der Dichter des Romans von der Rose sagt: Amor habe ihm eine Menge Pfeile ins Herz geschossen und jeder bedeute eine Tugend seiner Geliebten. Ziemlich trivial sind die modernen Vorstellungen: Amor schießt nach einem Herzen, wie nach einer Scheibe, brät ein Herz am Spieß, schlägt Feuer an einem Herzen, flicht ein ganzes Netz voll Herzen, kocht Herzen in einem Kessel ꝛc.

Wir müssen nun auch von den Leiden des Eros reden. Sie sind von doppelter Art: entweder bedeuten sie die Schmerzen der Liebe überhaupt, oder wird er für die Schmerzen, die er muthwillig erregt hat, bestraft. Hier einige der beliebtesten Bilder.

Eros schläft und wird entwaffnet. Er wird, sich sträubend, fortgeschleppt. Er wird gebunden. Er wird bei den Flügeln gehalten. Die Flügel werden ihm zusammengebunden, beschnitten oder ausgerupft. Er sitzt gefangen hinter einem Gitter. Er bricht aus dem Käfig.

Anakreon singt: Eros lag gefesselt bei der Schönheit. Er sollte befreit werden, aber er wollte nicht.

Der englische Dichter Coleridge läßt den armen Amor von den nordischen Elfen und Gnomen durch Wildnisse und Dornen jagen und zuletzt auf den Rücken eines Igels treiben.

Amor gähnt aus Langweile. Amor schämt sich. Amor friert. Amor weint, schreit, ist verwundet, fällt zu Boden, bekommt die Ruthe. Amor schwer ziehend im Pfluge (nach Moschus). Amor erliegt unter einer Steinlast. Amor als Sklave, gefesselt, mit der Hacke arbeitend.

Moderne Sentimentalität hat den heitern Charakter des Amor oft verfälscht und ins Weinerliche gezogen. Dieß ist immer ein Fehler. Amor weint nur, wenn er gestraft wird. Wenn er andere weinen macht, so freut er sich darüber. Nie aber weint er Thränen der Rührung. Deßhalb war es ge-

wiß nicht im Geiſt des claſſiſchen Alterthums gedacht und empfunden, wenn William Motherwell — um hier nur eines jener ſentimentalen Beiſpiele anzuführen — den Amor als ein ſo überzartes Weſen beſchreibt, daß ſelbſt Blumenthau noch eine zu materielle Koſt für ihn iſt, und daß er ſich einzig von Wehmuthsthränen nährt. Dieſes Gedicht lautet nach der Ueberſetzung von Heintze:

Sag mir, ſchöne Maid, vor allen,
Was ſoll Amors Nahrung ſeyn?
Morgenthau, der friſch gefallen
Auf die Blätter grün und rein?
Oder Roſen wie Korallen
Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein!
Laß Roſen ſeyn
Und Thauſtern' an dem grünen Blatt:
Andres macht
Als du gedacht,
Den zarten, ſüßen Säugling ſatt.

Gib ihm Seufzer, welche beben
In dem Mund, der ſchweigt, doch ſprüht;
Laute, die der Bruſt entſchweben,
Daß die Wange loh erglüht;
Magſt ihm auch Erröthen geben
Und den Blick, der ſucht, doch flieht.
So Zartes ſpeist
Der kleine Geiſt,
Solche Koſt iſt gut und leicht;
Und mit der Thrän'
Von ſüßen Wehn
Wird das holde Kind geſäugt.

Wir wollen uns der Mühe überheben, noch mehr ſolche Weinerlichkeiten etwa auch aus deutſchen Dichtern beizubringen. Sie ſind überall verfehlt und nicht einmal auf den

indiſchen Kama anzuwenden, obgleich dieſer um ein gutes Theil weichherziger iſt, als der claſſiſche Eros.

Der gefährlichſte Feind des Eros iſt die Zeit. Doch beſiegt ſie ihn nur langſam; anfangs iſt er ihrer Herr, oder ſie iſt für ihn gar nicht einmal da. Ueber der Liebe vergißt man die Zeit. Man ſieht Amor auf einer Schnecke reiten, d. h. er nimmt ſich Zeit, er bleibt treu, auch wenn er lange warten muß. Oder er fährt mit zwei Greifen, die das Ausdauern und Feſthalten bedeuten. Auf einer Gemme ſieht man ihn fahren, indem er einen Vogel und eine Schnecke zugleich vorgeſpannt hat (Eile mit Weile).

Die Neuern haben ihn öfter mit dem Chronos, dem Gott der Zeit in Verbindung gebracht. Amor ſtiehlt dem Chronos die Sanduhr, oder die Senſe. Chronos ſtutzt dem Amor die Flügel (berühmtes Bild von Van Dyck), entwaffnet ihn ꝛc. Sehr ſchön ſagt Th. Moore in ſeinem Gedicht: „Amor und die Zeit" überſetzt von Oelkers:

Man ſagt — ob's unwahr oder wahr,
Laßt, die geſchaut es, ſagen —
Daß Zeit und Amor nur ein Paar
Von Schwingen hat zu tragen.
Bei erſter ſüßer Lieb' alsdann
Iſt's unnütz oft dem Knaben,
Drum, tändelt er bei Liebchen, kann
Der Graubart ſtets es haben.
Zeit hat ihr Spiel dann gern;
Wie ſchnell flieht ſie und fern!

Kurz iſt die Friſt nur, kurz wie hell,
Die Schwingen ihr zu borgen;
Wenn Zeit war heute flüchtig, ſchnell,
So iſt es Amor morgen.
Amor und Zeit! nur Wechſel dann
Iſt trüb und hart vor allen,

Wenn die zu hinken nun begann
Und jener muß entwallen.
Wohl flieht dann Amor gern,
Wie schnell flieht er, und fern!

Doch ist 'ne Maid — ich bin ihr Sklav,
Und mag mit Lust ihr dienen —
Die wohl weit beff're Theilung traf,
Die Holde, zwischen ihnen.
Wie gut sie ihre Flüge lenkt!
So mild stimmt sie sie immer,
Daß Amor nie an Schwingen denkt,
Und Zeit sie ablegt nimmer.
Zeit hält da Fest; wie gern
Wie schnell flieht sie und fern.

Den Flügeltausch zwischen Eros und Chronos besingt auch Langbein mit Glück:

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reisen schwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort,
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt schlich, den Stab in seiner Hand,
Der silberbärt'ge Greis
Durchs Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig sah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;

Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal
Des Himmels stahl
Das gute Kind sich leise,
Und flog hinab zum Greise.

Er fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und sprach mit holdem Gruß:
„Saturn nimm meine Flügel an,
Du bist nicht wohl zu Fuß!“
Und schnell beschwingt
Durchflog, verjüngt
Und rasch wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wenn er so reiset, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fordert oft sein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und, was Minuten waren
Verlängert sich zu Jahren.

Bei den Neuern wird aus demselben Grunde Amor oft mit Uhren in Verbindung gebracht. Ein beliebtes Möbel ist die Zimmeruhr, die von zwei Eroten getragen wird, in der That ein lieblicher Gedanke. Man gibt dem Amor auch in jede Hand eine Sanduhr, um anzudeuten, wie den Liebenden die Zeit hier langsam, dort schnell verläuft. Hieher gehört: „Amor und die Sonnenuhr,“ ein artiges Gedicht von Thomas Moore (übersetzt von Oelkers):

Eine Sonnuhr fand Amor in schattiger Nacht,
Wo nie wallten Menschen, kein Sonnenstrahl lacht;
„Was liegst du im Dunkel?“ so fragt Amor sie,

„Statt daß fröhlich die Zeit dir im Sonnenschein flieh?“
„Mich sah,“ sprach die Sonnuhr, „nie sonniger Schein,
Mir muß Mittag, wie Nacht, Amor, einerlei seyn.“

Die Sonnuhr zog Amor vom Schatten sofort,
Und stellt sie auf einen warmsonnigen Ort.
Da ruht sie von Amor betrachtet, nun froh,
Während sonnenbemerkt Stund um Stund ihr entfloh!
„Wie kann,“ sprach die Sonnuhr, „ein Mägdlein, gemacht
Zum fröhlichen Glanz, nur auch ruhen in Nacht?“

Doch Nacht kam heran nun und Sonnenschein schwand,
Bis ferner bei ihr auch nicht Amor mehr stand,
Vergessen und kalt, während rings um sie dar
Stürmt Regen und Wind, nimmt sie traurig nun wahr,
Daß ein Paar lichter Stunden nur Amor gebracht,
Und den Rest überlassen dem Regen, der Nacht!

Wie glücklich Eros auch die Zeit lange hinwegscherzt, endlich besiegt sie ihn dennoch, indem das Alter naht. Zwar auch mit dem Alter treibt er noch oft seinen Scherz, aber es sind die letzten Ergüsse seiner Laune. Das Verhältniß des Eros zu den Lebensstufen ist am schönsten und geistvollsten aufgefaßt in dem berühmten Sinnbild der in einem Korbe zu Markt gebrachten Eroten, das schon bei den Alten ein Gegenstand der Malerei (in Pompeji) und der Dichtkunst (in der griechischen Anthologie) war und das unlängst Thorwaldsen in einem Basrelief noch umfassender wiedergegeben hat. Ein Korb voll Eroten zum Verkauf. Ein kleines Mädchen drückt den einen, der zu ihr strebt, in den Korb zurück. Zwei junge Weiber schmeicheln dem Eros, den sie gekauft haben. Ein anderer sitzt einem ernsten Mann triumphirend auf der Schulter. Endlich hascht ein Greis nach einem Eros, der ihm aber spottend entfliegt. Auf einem

andern Bilde von Thorwaldsen spinnt Amor den Lebensfaden gleichsam mit den Spolien der Parzen. Da die Heuschrecke bei den Alten ein Sinnbild des Greisenalters war, mag eine Gemme bei Lippert (N. 51), die uns einen von einer Heuschrecke niedergeworfenen Eros zeigt, in diesem Sinne gedeutet werden.

Daß übrigens kein Alter den Eros ausschließt, hat ein Lied des englischen Dichters Campbell am artigsten durchgeführt: Eros wird im Frühling unter Rosen geboren, aber er kann nie wieder die Erde verlassen, denn der Sommer reizt ihn durch süße Früchte, der Herbst durch das Vergnügen der Jagd, und der Winter schmeichelt ihm fast mehr als alle andern, indem er ihn wärmt und pflegt und liebkost. Eros selbst liebt zwar das Alter nicht, sucht es aber auch zuweilen auf, um es zu necken. Liebliches Gedicht Anakreons vom Eros, der im Regen zu ihm kommt, sich bei ihm zu wärmen, ihn aber boshaft mit dem Pfeil verwundet.

Dagegen ist das Alter, das absichtlich noch mit dem Amor kokettirt, höchst lächerlich. So die Königin Elisabeth von England, die schon fünfzigjährig bei einem Einzug in die Stadt London sich noch wohlgefällig von einem verkleideten kleinen Amor begrüßen ließ, der ihr einen goldenen Pfeil überreichte (Flügel Geschichte des Groteskkomischen S. 215).

Hat der Tod endlich den Gegenstand der Liebe geraubt, so bleibt dem Eros noch die Klage. Die Liebe trauert um den todten Geliebten. Kahlgeschorene Eroten weinen mit der Venus um ihren Adonis. Amoren weinen um die schöne Cleopatra, die todt daliegt mit der Schlange. (Antiker Stein bei Stosch.) Amor schreibt eine Grabschrift, pflanzt Blumen auf ein Grab, errichtet Trophäen. Amor im Trauerflor,

Sehr geistvoll ist der Gedanke, daß Eros und der Tod ihre Pfeile wechseln. (Altspanische Romanze bei Depping S. 402.)

Die Liebe ist aber zuletzt dennoch stärker als der Tod. Amor mit den Spolien des Pluto. Amor führt den Cerberus gefesselt aus der Unterwelt herauf (Basrelief von Thorwaldsen). Amor steigt lachend aus einem Sarge, der sich mit Blumen erfüllt. Amor lacht einen Todtenkopf an. Auf einem satyrischen Bilde führt Amor schalkhaft eine in Trauer gekleidete Wittwe.

Auf antiken Sarkophagen ist zuweilen Amors Auferstehung und Apotheose dargestellt. Er erwacht, wird von acht seiner Gespielen empfangen und taumelt noch in süßem Erstaunen. Ein andermal fährt er über das Meer zu den seligen Inseln (auf in Rom befindlichen Sarkophagen).

Der poetische Contrast zwischen dem lichten, freundlichen Eros und den finstern Schrecken der Unterwelt ist am glücklichsten aufgefaßt worden von dem späten römischen Dichter Ausonius, der an der Mosel lebte. Sein „gekreuzigter Amor" lautet in einer, in Nebendingen ein wenig abgekürzten Uebersetzung:

Dort im Nebelgefild, das Maro's Muse besungen,
Wo ein Myrthenhain wahnsinnige Liebe beschattet,
Feierten Heroiden die Orgien, jede noch an sich
Tragend des Todes Mal, der sie vom Leben geschieden,
Schweifend tief im Gebüsch, in ungewisser Beleuchtung,
Unter haarigem Schilf und schlummerschwangerem Mahne,
An nie wallender See, an niemals murmelnden Bächen,
Deren Ufer entlang, hinwelkend in ewiger Dämmrung
Blumen weinen, die Könige einst und Jünglinge waren,
Der für sich selbst erglüht, Narcissus und Hyacinthus,
Crocus in goldenem Haar, geschmückt mit Purpur Adonis

Und vom Dichter besungt der Salaminier Ajax.
Was sie in Thränen, von unglücklicher Liebe geängstet,
Leiden hier; da den Schmerz selbst nicht im Tode vergessen,
Weckt die Erinnerung auch, die verlorene, den Heroiden.
Semele zagt um das Kind des Blitzes, die grausam getäuschte
Mutter, suchet es noch in den Trümmern der brennenden Wiege,
Dämpfet das Feuer noch des nur eingebildeten Blitzes.
Ilia, welche sich einst erfreut der männlichen Bildung,
Schwärmt der entschwundenen Form noch nach in sehnender
Trauer.
Prokris trocknet die Wunde und küsset noch ihres Mörders
Cephalus blutige Hand. Noch trägt die rauchende Lampe,
Niedergestürzt vom Thurm, das zärtliche Mädchen von Sestos.
Dort verschmacht Harmoniens Schmuck gramvoll Eriphyle,
Sucht Pasiphae noch die Spur des blendenden Stieres,
Hält Ariadne noch den ringsumwundenen Knäuel,
Starrt den verschmachteten Brief noch an die verzweifelnde
Phädra ꝛc.
Ach und jene sogar, die einst durch latmische Felsen
Schlich, um Endymions Schlaf in stiller Nacht zu belauschen,
Luna selber irrt noch umher mit Fackel und Halbmond.
Hundert andre, wie sie, von alter Liebe gemartert
Künden ihr tiefes Weh in süß und traurigen Klagen.
Da mit rauschendem Flug die Schatten der Unterwelt theilend
Stürzt' mitten unter sie der unvorsichtige Amor.
Alle erkannten ihn und erinnerten plötzlich sich alle
Ihres Verderbers, obgleich die feuchten Nebel die Fackel
Ihm verdunkelten und den Bogen und goldenen Köcher.
Sie erkennen ihn, ha! den einzigen Feind und ersticken
Seinen zagenden Flug im Gewölk der drängenden Schatten
Und umstehn ihn im Kreis, den Zitternden, der nicht entfliehn
kann.
Rachegluhend ersehn sie sich aus die schreckliche Myrthe,
Voll des göttlichen Fluches, von der Proserpina vormals
Weil er die Venus ihr vorzog, den Adonis gekreuzigt.
Hier auch hängen sie auf am hohen Stamme den Amor,

Binden ihm hinterwärts die Hände, umstricken die Füße
Dem Lautjammernden und kein Mitleid lindert die Pein ihm.
Alle verwünschen ihn, vorzeigend die Maale des Todes,
Den sie geduldet um ihn, und in der Wollust der Rache
Sucht ihm jede zu thun das, was sie selber gelitten.
Die hebt den Strick empor, des Dolches Lustbild die andre,
Die will vom Fels herab, der nicht vorhanden, ihn stürzen,
Jene hinunter ins Meer, das sich vorbildet ihr Wahnsinn,
Jene wähnet in Wuth nach ihm die Fackel zu schleudern.
Ach und dennoch erschreckt es das Kind, das zittert und wehklagt.

Myrrha selber beschwört die Rasenden, nicht zu zerreißen
Ihren grünenden Leib und thaut auf den weinenden Knaben
Eigene Thränen herab, des Stamms hellschimmernden Bernstein,
Andere wollen ihn nur ein wenig necken und prüfen,
Ob sein Blut, von dem Dorne gerizt, in Rosen sich wandelt.
Seine Mutter sogar, die wie er selber gefrevelt,
Drängt sich herzu und klaget ihn an und wirft ihren eigenen
Schimpf ihm vor, daß er sie und den Mars nicht besser gehütet
Vor dem Netze Vulkans, und Schläge fügt sie den Worten
Bei und züchtiget ihn mit dem Dorn, daß rings seinem Blute
Eine Fülle von Rosen entblüht. Da erbarmten sich endlich
Selber die Heroinen, verzeihn dem Knaben und geben
Nur dem Fatum die Schuld des Jammers, den sie erduldet,
Und auch Venus verzeiht und dankt noch lächelnd den Andern.

Ehe wir den antiken Eros verlassen, nur noch einige wenige Worte über die vornehmsten Kunstwerke, die ihn darstellen.

Im Alterthume war (nach Pausanias) eine Statue des Eros in Gesellschaft des Himeros und Pothos, welche der große Bildhauer Skopas für die Stadt Megara verfertigt

hatte, vorzüglich berühmt. Ferner ein Eros, der den Herakles beugt, von Lysippos. Ein den Blitz schwingender Eros in der Curia der Octavia, der aus Griechenland nach Rom gebracht worden war und den man bald dem Skopas bald dem Praxiteles zuschrieb. Von des unsterblichen Praxiteles' Meisterhand selbst waren drei Eroten als die größten Kunstwerke des Alterthums berühmt, der parische, der thespische und der messenische. Vergl. O. Müllers Archäologie S. 109. Der thespische war nach des Künstlers eigenem Urtheil der schönste. Praxiteles hatte einst der schönen Phryne, jener weltberühmten Hetäre, die ganz Griechenland bezauberte, eine seiner Arbeiten versprochen. Sie wollte wissen, welche die beste sey, um sie dann von ihm zu verlangen und bediente sich dazu einer List. Sie schreckte nämlich den Künstler, indem sie zu ihm hereinstürzte und sagte, es brenne. Da suchte er unter allen seinen Kunstschätzen zuerst den thespischen Eros zu retten und verrieth so, was sie wissen wollte.

Von diesem Eros des Praxiteles sagt die griechische Anthologie:

Als Praxiteles einst auch unter die Liebe das Haupt bog,
Schuf er der Siegerin hier seiner Empfindungen Bild,
Diesen Amor. Er nahm aus seinem Herzen die Züge
Und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte sie ihn mit neuer Flamme. Die Liebe
Kennt nur Liebe zum Lohn; Liebe zum Gegengeschenk.

Bei Philostratus (Standbilder 4 und 11) findet man äußerst schwülstige Schilderungen der Eroten von Praxiteles. Auch unter Lessings Gedichten finden sich mehrere ziemlich frostige Epigramme auf eine reizende Statue des Amor. Z. B. Er ist nicht wirklich von Marmor, sondern nur erstarrt in der Bewunderung deiner Schönheit, o Mädchen — oder er

ist wirklich nur von Stein und todt, aber das Leben, das ihm fehlt, kann dein Blick ihm geben.

Die schönsten noch erhaltenen Statuen des Amors sind die lieblichen Gruppen Amors und der Psyche, die sich küssen, zweimal vorhanden auf dem römischen Capitole und in Florenz. Ihnen reiht sich nicht unwürdig der schöne sinnende träumerische Amor eines neuern Bildhauers, unsers Dannecker, an. Das reichste und schönste aus der neuern Zeit sind aber die berühmten erotischen Basreliefs von Thorwaldsen.

Unter den Malereien stehen obenan die lieblichen Fresken Raphaels in der Farnesina. Berühmt ist auch der feurig blickende Eros von Mengs, der den Pfeil befühlt.

Geistreich war der Gedanke, das Diadem einer liebenswürdigen Königin aus lauter Eroten in Brillanten zusammenzusetzen, die nobelste Arabeske, die sich denken läßt.

Der antike Eros, den wir adoptirt, und dessen Poesie noch immer unter uns fortblüht, hat einen ältern Bruder in Indien, der ihm zwar in mancher Beziehung sehr ähnlich ist, ihm aber doch an plastischer Klarheit und Einfachheit nicht gleich kommt. Der indische Liebesgott Kama oder Kamadewa enthält schon in seinem Namen die Wurzel, die sich nicht nur im hebräischen חָמַם, schmachten, sich sehnen, buchstäblich wiederholt, sondern die wir auch in den lateinischen Worten Amor und amare, im griechischen γάμος Hochzeit, γαμέω heirathen, und wenn man will auch noch im deutschen Worte Scham wiedererkennen. Da der indische Kama sehr viel mit Blumen zu thun hat, erklärt sich hieraus vielleicht auch das arabische Wort Kamarl, der Blumenkelch, und

das lateinische Wort gemma, die Knospe, und wenn wir so oft Eroten auf antiken Gemmen oder Cameen finden, so sollte man vermuthen, diese erotischen Gemmen seyen ursprünglich Amulete für Liebende gewesen.

Der indische Kama hat sehr viele Namen, die sein Wesen näher bezeichnen und den Beweis liefern, daß er dem griechischen Eros sehr ähnlich war. Er heißt Pradjumna, der Kühne; Madana, der Muthwillige; Navamaliga, der alles Durchdringende, (der durch sieben Mauern dringt); Mara, der Verborgene; Cinda, der Trügerische; Manumatha, der Berauschende ꝛc. Eigenthümlich ist ihm der Name Ananga, der Körperlose, wodurch das geistige Wesen der Liebe bezeichnet werden soll; ferner die Namen Kusumesha, der Blumenfreund, und Kusumayudhas, der mit Blumen Kämpfende. Auch ist Vasantas, der Frühling, sein beständiger Begleiter. Ehemals war keiner seiner Tempel ohne einen Lustgarten und Lustwald, der vorzugsweise den Liebenden geheiligt war, in dem sich junge Leute begegneten und kennen lernten. Dieß ersehen wir aus dem herrlichen altindischen Schauspiel Mrichchakati (übersetzt im Theater der Hindu I. S. 113). Als die Muhamedaner Indien eroberten, schien ihnen, die ihre Mädchen einzusperren und unsichtbar zu machen pflegten, ein solcher öffentlicher Verkehr junger Leute, so unschuldig er auch war, anstößig und jene Haine wurden ausgerottet. Unter allen Pflanzen war dem Kama vorzugsweise der Baum Amra mit seinen wohlriechenden Blumen und die um denselben sich rankende Winde Madhavi heilig.

Der indische Kama reitet auf einem bunten Papagai (Redseligkeit und Putzsucht der Liebenden), oder auf einem Sperling oder Fisch (Symbole der Fruchtbarkeit oder vielleicht an den Delphin des Eros erinnernd); oder auch stehend

und mit dem Pfeile zielend auf einem Löwen (Beschreibung der Religion der malabarischen Hindus S. 130). Auf einem Bilde bei N. Müller sieht man ihn auf seinem Köcher reiten, aus dem ein Löwe hervorspringt. Er führt gleich dem Eros einen Bogen, dessen Sehne aber aus einer Reihe von Bienen besteht, um die Süßigkeit der Liebe anzudeuten, und Pfeile von Zuckerrohr mit Blumenspitzen. Zuweilen führt er auch einen Scepter, auf dem ein Sperling sitzt, oder eine Fahne mit einem Fische. Sehr häßlich steht ihm die komische Mütze, die gewöhnliche Zier der indischen Götzenbilder. Er sieht darin fast wie ein kleiner Papst aus.

Er gilt als ein Sohn des Wischau, des erhaltenden Weltprincips, und zwar soll ihn Wischnu in seiner Menschwerdung als Krischna gezeugt haben. Aber noch sinnvoller machen ihn die Inder auch zu einem Sohn der Maja, der schönen Täuschung. Zuweilen erscheint er als Kind an ihrer Brust ruhend auf einer Lotosblume (dem Sinnbild der Natur), oder er scherzt mit ihr, ganz so wie Amor mit der Venus. Auch dieselbe Macht wird ihm zugeschrieben, wie dem Amor. In einem indischen Liede heißt es: Preis ihm, der selbst Brahma, Wischnu und Schiwen zu Dienern rehaugiger Frauen macht, ganz so wie der griechische Eros als Ueberwinder aller Götter aufgefaßt wird.

Kama hat eine Gemahlin, Reti, welche den Genuß und die Sättigung der Liebe bezeichnet, während er nur die Sehnsucht ist. Sie wird daher als eine wilde Amazone dargestellt, die auf einem schnaubenden Rosse kniend Pfeile abschießt. Zuweilen sitzt sie auch mit Kama vereint auf dem Papagai, oder sie ruhen und spielende Vögel umher tragen sich mit ihren Blumenpfeilen. Als sie ihre Hochzeit feierten, waren alle Götter dabei anwesend, ganz so wie in der grie-

chischen Sage (Beschreibung der Religion der malabarischen Hindu S. 134). Auch sollen sie zusammen einen Sohn erzeugt haben, Aniruddiren, der gleich nach der Geburt ein frommer Büßer wurde und die reinste göttliche Liebe bezeichnet, im Gegensatz gegen die irdische Liebe seiner Eltern. In dem genannten Werk über den Glauben der Braminen in Malabar ist die Mythe vom Kama überhaupt schon etwas nach mystischen Begriffen gemodelt. Ihm liegt ob, die Herzen aller Wesen weiblichen, seiner Gemahlin Reti liegt ob, die Herzen aller Wesen männlichen Geschlechts zu versuchen, und ihr Zweck dabei soll nur seyn, die Herzen zu prüfen, ob sie sich durch sinnliche Reize von der göttlichen Betrachtung und Buße abwendig machen lassen. So mystisch wurde er aber ursprünglich gewiß nicht aufgefaßt, vielmehr galt er als der Gott einer nicht nur erlaubten, sondern auch sogar gebotenen Liebe.

Da Kamadewa alles in Liebe zu vereinigen und neue Wesen hervorzubringen strebt, befindet er sich natürlicherweise in einem Gegensatz zu Schiwen, dem Gott der Zerstörung. Dieß ist in einer äußerst lieblichen Mythe ausgedrückt, die ich hier aus der anmuthigen Erzählung des Baldäus (Malabar, S. 604) und des Fra Paolino (Reisen S. 360) wiedergeben will. Irora, das ist Schiwen, war so anhaltend in heilige Betrachtungen versunken, daß er darüber seiner Gattin, der Mondgöttin Parwati, gänzlich vergaß. Voll Kummer darüber flehte diese verlassene Göttin den Kamadewa an, im Herzen ihres Gemahls die erloschene Liebe wieder zu wecken. Kamadewa that es, aber Irora wurde über diese muthwillige Störung so erzürnt, daß er den kleinen Gott mit seinem dritten Auge, das ganz voll Feuer war, vernichtend ansah und auf der Stelle in Asche verwandelte. Parwati betrübte sich

darüber zu Tode, wurde aber wiedergeboren auf dem Berge Timana und lebte hier als Büßerin. Alle Weiber in der Welt waren in Verzweiflung, aßen und tranken nicht mehr und faßten schon den Entschluß, sich gemeinsam zu erhängen, denn seit der Gott der Liebe todt war, gab es für sie auf Erden nichts mehr zu thun. Da erbarmte sich Iswra endlich seiner Gemahlin und der übrigen Weiber, und erlaubte, daß Kamadewa von den Todten erweckt werde. Dieß geschah, indem alle Götter gemeinschaftlich etwas von dem Amrita, dem Trank der Unsterblichkeit, auf seine Asche träufelten. So nun wurde der todte Kamadewa wieder lebendig, aber körperlos. Nur in den Herzen, nur in der Einbildungskraft sollte er fortleben und die Menschen zur Liebe reizen. Zum Andenken an dieses Ereigniß feiern die indischen Frauen in der Christnacht ein großes Fest, dem strenges Fasten vorhergeht, wobei sie Blumen, Milch und Reis opfern und im Mondschein sich schaukeln und tanzen. Dieser Zeitpunkt läßt vermuthen, daß unter dem wiedergefundenen Kamadewa ursprünglich die Sonne verstanden worden ist, die um diese Zeit wieder ihre aufsteigende Bewegung beginnt. Mit Recht vergleicht Baldäus den Kampf zwischen Kamadewa und Iswra mit dem zwischen Eros und Pan, d. h. zwischen der gestaltenden, harmonischen Weltkraft und dem gestaltlosen disharmonischen Chaos, wovon oben schon die Rede war. Aber die astronomische Bedeutung ist in der schönen Mythe ganz in den Hintergrund verschwunden.

Man weihte dem Kama Blumenopfer, vor allem die wohlriechende Blume oder vielmehr Knospe des Baumes Amra (mangifera); die um diesen Baum rankende Madhawi-Winde (banisteria) war seiner Gemahlin Reti geweiht. So heißt es in der Sakuntala:

Dich weih ich, o Knoſpe des Amra,
Dem bogenführenden Kama.

Vorzüglich dieſe Blumenknoſpe iſt Kama's Pfeilſpitze. Darum heißt es in Gita Govinda, die liebeſchmachtende Radha habe ſich auf lauter Pfeilen Kama's gebettet.

In einer indiſchen Hymne auf den Kamadewa, welche William Jones ins Engliſche übertragen hat, finden ſich manche ſchöne Gedanken. Gleich im Eingang wird geſagt, wenn der Liebesgott erſcheine, erblühe die ganze Natur, ſchmückten ſich Thäler und Wälder, hauchten buhleriſche Winde ſüßen Wohlgeruch und füllte jede Blume ſich mit einer Thauperle.

What potent God, from Agra's orient bow'rs
Floats thro' the lucid air, whilst living flow'rs
With sunny twine the vocal arbours wreathe
And gales enamour'd hea venly fragrance breathe?
Hail pow'r unknown! for at thy beck
Vales and groves their bosoms deck
And ev'ry laughing blossom dresses
With gems of dew his musky tresses.

Auch der Gedanke wiederholt ſich hier, daß alle Thiere dem Gott der Liebe als ihrem König huldigen:

All animals to thee their tribute bring,
And hail thee universal king.

Kamadewa's Gefolge bildet hier nicht die wilde Begierde, ſondern die ewige Treue in einem grünen Gewande und zwölf reizende Mädchen, perlengeſchmückte, welche goldene Saiten rühren und dazu tanzen und die rothe Fahne des Gottes ſchwingen, die mit neuen Sternen den Himmel deckt.

Thy comfort mild, Affection ever true,
Graces thy side, her vest of glowing hue,
And in her train twelve blooming girls advance
Touch golden string, and knit the mirthful dance.
Thy dreaded implements they bear
And wave them in the scented air;
Each with pearls her neck adorning
Brighter than the tears of morning.
Thy crimson ensign, which before them flies,
Decks with new stars the sapphire skies.

Ein anderer Gefährte des Gottes iſt Beſſent (Vaſantas), der Frühling, der ihm ſein grünes Kleid webt, ſeinen Köcher mit Pfeilen anfüllt, Regen macht und die Blumen aufbrechen läßt, und ihm (aus Zuckerrohr) den ſüßen Bogen bringt und die Sehne mit ſüßen Bienen beſetzt, die dennoch ſo bitter ſtechen. Vorn an den Pfeil bindet er fünf Blumen zuſammen, um alle fünf Sinne zugleich zu durchbohren.

Thy lov'd companion, constant from his birth,
In heaven elop'd. Bessend, and gay spring on earth,
Weaves thy green robe, and flaunting bow'rs
And from thy clouds draws balmy show'rs;
He with fresh arrows fills thy quiver
And bids the many-plumed warbling throng
Burst the pentblossoms with their song.
He bends the luscious cane and twists the string
With bees how sweet! but ah howkeen their sting
He with five flowers tips thy ruthless darts!
Which thro' five senses pierce enraptured hearts.

Die fünf Blumen werden auch genannt: Chumpa, Amor, Nagkefer, Viticum, Loveshaft, mit welchen zum Theil willkürlichen Namen freilich nicht viel anzufangen iſt. Originell iſt ferner das Bild vom kleinen Kamadewa, wie er

den allmächtigen großen Gott Schiwa mit seinem Pfeile verwundet. Der alles schreckende Gott ist nun selbst erschrocken und die Stimme seiner Furcht ist der krachende Donner.

But when thy daring arm untam'd
At Mahadeo a loveshaft aim'd,
Heav'n shook and smit with stony wonder,
Told his deep dread in burst of thunder.

Wie Schiwa sich rächte, ist oben schon bemerkt worden. Der Brahmine, der diese schöne Hymne gedichtet, schließt mit einer Bitte, der Gott möge auch ihm seine milde Gnade zu Theil werden lassen, wenn ihn sein Roß mit den smaragdnen Flügeln (der Papagai) hoch über die Schlösser der Könige trage.

When thy lory spreeds his em'rald wings
To waft thee light above the tow'rs of kings.

Eines der schönsten und zugleich einfachsten indischen Lieder auf Kama findet sich in der Sakuntala (hier nach Hirzel):

O Liebesgott —
Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden, denn
Wohl hast du nur Blumengeschosse
Und kühl ist des Mondes Licht;
Doch ach, wie täuschet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit wintrigem Strahle
Er schleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schafft gleich Diamanten du.
Wahrhaftig,

III.

Monographie der Biene.

Wer sollte nicht erstaunen, wenn er sich in die Fülle von Poesie vertieft, womit die Einbildungskraft der Völker von uralter Zeit her die geheimnißvolle Welt der Bienen umkleidet hat.

Man wird zugleich aus diesem einfachen Beispiel ersehen, welche Aehnlichkeit zwischen den Mythen und Dichtungen der verschiedensten Völker statt findet. Nachdem man den Werth der vergleichenden Anatomie für die Zoologie erkannt hat, sollte auch der Gedanke einer vergleichenden Symbolik unseren Alterthumsforschern nicht mehr fremd bleiben.

Bevor wir uns aber in die Symbolik vertiefen, wird es nöthig seyn, eine kurze Naturgeschichte der Bienen vorauszuschicken.

Es gibt eine große Menge Bienenarten, die man noch lange nicht alle kennt. Man unterscheidet darunter solche, die vereinzelt, und solche, die in großen Gesellschaften und gleichsam in Staaten leben. Unter den erstern sind die merkwürdigsten bei uns bekannten Arten folgende: die einsam lebende Grabbiene, die sich einfach ein Loch in die Erde gräbt und ein wenig Honigbrei hineinstopft, in welchen sie ihr Ei legt. — Die schwarze Ballenbiene, welche die Erde schon mit etwas Schleim präparirt und sich eine Art von Erdhütte zum Nest formt. Sie ist sehr haarig und zudert

ſich über und über mit Blumenſtaub ein, wenn ſie Honig ſammelt. Dieß gibt ihr ein ſehr niedliches Anſehen, beſonders wenn ſie mit dem roſenfarbenen Blumenſtaub der Lavatera bedeckt iſt; — die Wandbiene, die ſich Neſter in Lehmwände baut; — die Mauerbiene, die ſich Neſter aus Koth zuſammenklebt, ganz ſo wie die Schwalbe. Wahrſcheinlich gab dieß Veranlaſſung zu dem Aberglauben der Alten (deſſen Ariſtoteles und Plinius gedenken), daß die Bienen, um nicht vom Winde verweht zu werden, ſich mit kleinen Steinchen beſchweren. Doch können damit auch die ſogenannten Höschen gemeint ſeyn, die Wachsballen, welche ſich faſt alle Bienen an die Hinterbeine kleben, wenn ſie ihren Vorrath von Wachs aus den Blumen ſammeln. — Die ſehr große, ſchwarzhaarige, dicke und der Hummel ähnliche Holzbiene, die ſich ein Neſt aus Sägmehl bereitet. — Die Wollbiene, die ihr Neſt aus der Wolle von Quitten und andern wolligen Pflanzen bereitet. — Die Seidenbiene, die ſich aus einem Schleim, den ſie gleich der Schnecke ausläßt, ein Geſpinnſt macht. Anderer minder intereſſanter Arten hier nicht zu gedenken. Zuweilen wählen die wilden Bienen ſeltſame Wohnungen. Huber ſah ſie einmal in Schneckenhäuſern niſten.

Alle wilden Arten übertrifft die zahme Honigbiene, die zwar auch urſprünglich und noch überall in Urwäldern wild lebt, ſich aber zugleich, wie kein anderes Inſect, der Zucht und Pflege der Menſchen unterworfen hat. Dieß iſt die goldene Biene, die ſchon das hohe Alterthum pries. Ich will ſie hier nicht nach allen ihren Theilen beſchreiben; da ſie jedermann ſchon hinlänglich kennt, und erlaube mir nur einige Bemerkungen über ihre Form und ihre wichtigſten Gliedmaßen anzuknüpfen. Sie hat etwas Sanftes im Vergleich mit der Weſpe, etwas Zierliches im Vergleich mit der Hum-

mel, etwas Würdiges und Gewichtiges im Vergleich mit der nichtsnutzigen Fliege. Zwar ist unser Auge bestochen, da wir sie als ein harmloses und nützliches Thierchen kennen, aber wenn dieß auch nicht der Fall wäre, würde man sie den genannten Insecten vorziehen müssen. Die eigenthümlichen sanften Bewegungen ihrer vielen Glieder und ihres weichen Unterleibs, und ein gewisses Zittern in der Ruhe scheinen zu verrathen, daß mehr Seele in ihr ist, als in andern Insecten. Und mit Recht sagt Schreitlin in seiner Thierseelenkunde: „wer sähe dem Bienenköpfchen nicht an, wie viel Verstand darin ist.“

Die meisten Bienen, die wir sehen, sind unfruchtbare Weibchen, die sogenannten Arbeitsbienen. Weniger zahlreich sind die Männchen, die sogenannten Drohnen, die etwas größer und heller von Farbe sind, als die Weibchen, und dickere Köpfe haben. Zu tausenden von Arbeiterinnen und hunderten von Männchen gehört nur ein vollkommnes fruchtbares Weibchen, die sogenannte Bienenkönigin, oder der Weisel, wie man sie früher nannte, da man noch nicht wußte, daß es ein Weibchen sey. Diese Königin ist viel größer als alle andern Bienen.

Die Bienen haben eine lange und haarige Zunge, in Gestalt einer Rinne, womit sie den Nektar aus der Tiefe der Blumen lecken (nicht eine Saugröhre, wie man früher glaubte). Den auf diese Weise eingesogenen Nektar verarbeiten sie in ihrem Magen und geben ihn als Honig durch den Mund wieder von sich. Außer dem Nektar sammeln sie auch den Blumenstaub, um daraus Wachs zu bereiten. Zur Sammlung desselben sind ihnen ihre Haare behülflich. Ihr ganzer Leib, sogar das Auge nicht ausgenommen, ist mit Härchen bedeckt, die wieder Seitenhärchen haben oder gefiedert sind.

Darin bleibt der Blumenstaub hängen. Ueberdieß stehen die Härchen am Schienbein der Hinterfüße dergestalt in der Runde, daß sie kleine Körbchen bilden, in welche der Blumenstaub in Masse aufgenommen werden kann. Das sind die sogenannten Höschen, die an den heimkehrenden Bienen sehr deutlich auffallen und die bunten Farben des Blumenstaubes annehmen. Am häufigsten sind sie weiß und gelb, zuweilen auch orange, rosenfarben und roth. Aus diesem Blumenstaub läßt sich aber nicht unmittelbar Wachs machen, sondern er muß erst, wie der Nektar, von den Bienen verzehrt und verdaut werden. Häufig kommen andere Bienen und fressen den heimkehrenden die vollen Höschen ab. Ob aber das Wachs als weißer Schaum durch den Mund oder als ein Schweiß durch die Poren des Körpers wieder herauskomme, darüber sind die Naturkundigen noch nicht einig. Auch bereiten sie verschiedenes Wachs, das gelbe zu den Zellen, und das braune harzartige sogenannte Stopfwachs zu gröbern Vermauerungen.

Flügel und Augen der Bienen kommen mit denen vieler andern Insecten überein. Die großen Augen mit ihren tausend Facetten gehen rings um den Kopf herum und füllen ihn fast ganz aus, wie bei den Fliegen. Außerdem haben sie noch drei kleine Augen (ocelli) oben am Kopf. Wenn man die großen Augen zudeckt, fliegt die Biene allzeit senkrecht in die Höhe. Deckt man die kleinen zu, so fliegt sie wagrecht.

Der Stachel am Hinterleibe, den nur die Weibchen haben, liegt in einer Röhre und ist ungemein glatt und fein. Im Mikroscop mit einer feinen Nähnadel verglichen, beweist er, wie viel kunstreicher die Hand der Natur ist, als die menschliche. An der Spitze des Stachels tritt, wenn die

Biene sticht, ein kleines Tröpfchen Gift hervor, was den Schmerz und die Geschwulst verursacht. Daß die Bienen sterben müssen, wenn sie gestochen, ist eine Fabel. Nur zuweilen bleibt der Stachel in einem harten Stoffe stecken und dann reißt der weiche Unterleib der Biene ab.

Die Bienen leben gesellig und bilden zu tausenden vereinigt, einen Staat. Mit Ausschluß der Königin und der Drohnen, die nur dem Fortpflanzungsgeschäft obliegen, theilen sich die unfruchtbaren Weibchen in die Arbeit, und zwar unterscheidet man unter diesen wieder (nach Kirby) kleinere Honig- und größere Wachsbienen. Ihr erstes Geschäft ist der Bau der senkrechten Waben mit wagrechten Zellen aus Wachs. Sie wählen dazu in Europa im wilden Zustand insgemein hohle Bäume, seltener Felsenritzen aus. Den zahmen Bienen bereitet man zu diesem Behuf die sogenannten Bienenstöcke von Holz, oder Bienenkörbe aus Stroh geflochten. Sorgfältig suchen die Bienen alle äußern Zugänge zu ihrem Stocke zu verkleben, theils um ihre Feinde abzuhalten, theils um sich in der kalten Jahreszeit besser zu wärmen.

Der Bau der Waben aus Wachs beginnt von oben. Jede Wabe ist eine senkrecht herabhängende Scheibe. Der äußere Umriß derselben ist nicht immer regelmäßig. Mehrere solche Scheiben, so viel der Raum zuläßt, werden neben einander gestellt und ein Zwischenraum gelassen. Die Wabe selbst besteht aus vollkommen regelmäßigen wagrecht liegenden Zellen, die alle sechseckig sind. Sie werden theils mit Honig, theils mit der jungen Brut angefüllt und mit einem feinen Wachsdeckel zugeklebt. Für die Eier, aus denen Königinnen kommen sollen, werden besondere unförmlich runde und sehr große und dicke Zellen gewöhnlich am Rande der Wabe angelegt. Die Zellen aber, in welchen Drohnenlier

aufgezogen werden, haben regelmäßig $3^1/_2$ Linien, die für Arbeitsbienen regelmäßig $2^2/_5$ Linien Durchmesser. Dieß Verhältniß bleibt sich in allen Bienenstöcken so vollkommen gleich, daß, wenn die Alten ihre Maaße auf die Bienenzellen reducirt hätten, wir über das Verhältniß dieser Maaße zu den unsern nicht zweifelhaft seyn würden.

In jede Brutzelle legt die Königin nur ein Ei, und zwar legt sie zuerst nach einander alle Eier, aus denen für dieses Jahr Arbeiterinnen werden sollen, dann nach einander alle Eier, aus denen Drohnen werden sollen, und zuletzt die wenigen Eier, aus denen Königinnen werden sollen, in die schon dazu bestimmten größten Zellen. Das Ei bleibt in der Zelle, und auch die Made, die daraus hervorkommt, wird in der Zelle mit dem eigens dazu dienenden Honigbrei gefüttert und verläßt dieselbe nicht. Dann puppt sie sich ein und erst aus der Puppe kommt die vollkommne Biene hervor und verläßt die Zelle. Dabei ist bemerkenswerth, daß die Made nie Unrath von sich gibt, den genossenen Honig bloß zu ihrem Wachsthum verwendet, aber die Zelle mit nichts verunreinigt.

Jede Bienengesellschaft hat das Interesse, so zahlreich als möglich zu seyn, theils um sich gegen äußere Feinde zu schützen, theils um einen hinreichenden Vorrath von Nahrung (Honig) für lange Winter zu sammeln; theils um eine möglichst große Zahl von Zellen zu haben, ohne die eine Vermehrung des Volkes durch die Brut nicht möglich ist; daher findet man auch, wenigstens für den erstgenannten Zweck im wilden Zustand häufig eine Menge Bienengemeinden in demselben Baum oder in derselben Felsenhöhle vereinigt, wo es dann jedem Feinde, selbst dem Menschen, schwer wird, ihnen zu nahen. Indeß leidet der einzelne Bienenstaat

auch wieder keine zu große Ausdehnung, weil dadurch die innere Ordnung gefährdet werden könnte. Die Natur hat dafür gesorgt, indem sie den Staat zu einer Familie gemacht und jeder Mutterkönigin nur ein gewisses Maaß von Fruchtbarkeit verliehen hat. Keine fremde Biene wird im Stock geduldet, es müssen alles Kinder oder Enkel derselben Mutter seyn. Die Mutterkönigin kann in einem einzigen Jahr 12,000 Eier legen, davon sind 11,000 Arbeiterinnen, 700 — 1000 Drohnen und 40 Königinnen. Da in einem gesunden Stock immer mehr Bienen erzeugt werden, als der Stock zu fassen Raum hat, so wandern die überzähligen aus und gründen einen neuen Staat. Zu diesem Behufe werden immer mehrere Königinnen erzeugt. Von den jungen Königinnen bleibt nur eine leben, wenn nur ein Bienenschwarm auszieht, oder mehrere, wenn mehrere Schwärme ausziehen. Alle andern jungen Königinnen werden als überflüssig von der alten Königin, zuweilen noch in ihrer Zelle, erstochen. In neuerer Zeit glaubt man, nicht die junge Königin ziehe mit der Colonie aus, sondern die alte.

In jedem Stock bleibt immer nur eine Königin. Nur als seltene Ausnahme hat man in sehr zahlreichen Stöcken auch zwei neben einander gefunden. Sie wird nach einander von allen Drohnen befruchtet und so haben denn die Bienen hundert Väter, aber immer nur eine Mutter. Nachdem die Drohnen dieses Geschäft, das einzige, zu dem sie geschaffen sind, verrichtet haben, werden sie von den jungfräulichen Arbeiterinnen überfallen, erstochen und aus dem Stock geworfen. Dieß nennt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können sich nicht wehren, weil sie keinen Stachel haben und sind der Gesellschaft nichts mehr nütze, weil sie nicht arbeiten.

Heſiod verwechſelte die Drohnen mit den Arbeiterinnen und nennt jene müßige Weiber, dieſe fleißige Männer (Theogonie 583). Nach Voß:

> Wie in der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
> Drohnengezücht aufnähren, das Theil an böſem Geſchäft hat;
> Jene, den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne,
> Fleißigen Tagarbeit, und dann weißzelliges Wachs auf;
> Dieſe, daheim im Verſchloß den gewölbeten Stöcke beharrend,
> Mühen ſich fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu ſammeln.
> Gleich ſo hat auch die Weiber zum Unheil ſterblichen Männern
> Zeus der Donnerer eingeführt.

Dagegen hat die deutſche Sprache ſchon vor Alters das Geſchlecht der Bienen richtig unterſchieden: Pia.*), Biene, Imme = die Arbeitsbiene weiblichen Geſchlechts; Treno, der Drohne, männlichen Geſchlechts. Erſt in neuerer Zeit ſagt man mißbräuchlich: die Drohne. Vergl. Grimm deutſche Grammatik III. S. 366.

Die Königin regiert nicht, ſie gebiert nur. Sie hat kein anderes Geſchäft, als ein Ei nach dem andern in die dazu beſtimmten Zellen zu legen, wobei ihr die Arbeiterinnen beiſtehen. Dieß Geſchäft hält ſie bei der großen Zahl von Eiern natürlicherweiſe lange auf. Daß die Königin außerdem die Bienen regiere, ihre Arbeit leite ꝛc. iſt nur Fabel. Gleichwohl haben die Bienen die innigſte Anhänglichkeit an ihre Königin und können ohne ſie nicht leben. Ein Zauber, ein magnetiſcher Rapport bindet ſie alle an ihre gemeinſchaftliche Mutter, oder doch an das Weſen, durch welches allein die Geſellſchaft erhalten und aufs neue vermehrt werden kann.

*) Sollte wohl das lat. pius und pietas damit zuſammenhängen? Pietät iſt in der That der beſte Ausdruck für das innige Zuſammenleben in der großen Bienenfamilie.

In jedem Jahr gehen eine Menge Bienen zu Grunde durch Insecten, üble Witterung, Krankheiten ꝛc., denn die Biene ist ein sehr empfindliches Thier. Soll nun der Stock erhalten werden, so bedarf es der kinderreichen Mutter. Man hat gefunden, daß das gesellschaftliche Interesse bei den Bienen das persönliche überwiegt, und daß die Arbeiterinnen mit derselben Bereitwilligkeit einer fremden Königin dienen, wie ihrer eigenen Mutter oder Schwester, wenn diese sterben oder dem Stock genommen werden. Nur die Königinnen selbst sind einander feindlich, die Arbeiterinnen huldigen jeder Königin, die man ihnen gibt. Und eben so gesellen sich die Königinnen zu fremden Arbeitsbienen, während die letztern selbst keine fremden Arbeitsbienen unter sich dulden.

Wenn ein Stock seine Königin verloren hat und sie durch keine andere ersetzen kann, so verliert er die Hoffnung der Fortdauer und alle Bande der Ordnung und Zusammenwirkung sind plötzlich gelöst. Es wird nicht mehr gearbeitet, es werden keine Zellen mehr gebaut. Jede Biene sucht für sich ihre Nahrung, bis sie zu Grunde geht. Zwei geschwächte Stöcke unter einer Königin zu vereinigen, ist schwer, da die Arbeiterinnen zweier Stöcke einander als Feinde behandeln, wenn sie sich zu nahe berühren. Aber man hat beobachtet, daß sie sich plötzlich versöhnen, wenn man sie badet, d. h. ins Wasser fallen läßt, und gleich wieder aufs Trockne setzt.

In den Stöcken herrscht stets eine bewundernswürdige Reinlichkeit. Wenn man die Oeffnung dazu verschließt, so sterben die eingesperrten Bienen lieber an Verstopfung, ehe sie ihre Wohnung verunreinigen (nach Kirby). Durch Verkleben mit Wachs sichern sie sich vor dem Regen, vor Insecten und jeder von außen sie bedrohenden Unreinlichkeit.

Einmal sah man, wie sie eine Schnecke, die zu ihnen eingedrungen, ganz in Wachs begruben.

Im Winter liegen sie erstarrt, aber die erste warme Luft weckt sie und in sehr gelinden Wintern wachen sie oft zu früh auf, und zehren den Vorrath von Honig, den man ihnen gelassen hat, zu schnell auf. Dann sind sie am meisten Krankheiten ausgesetzt oder sterben vor Hunger. Gegen die Kälte, wenn sie nicht zu groß ist, schützt sie die ihnen eigenthümliche Wärme, die sie durch Ventilation, rasches gemeinsames Schlagen der Flügel, noch verstärken. Das thun sie auch, wenn sie schwärmen.

Die Bienen haben sehr viele Feinde, oder vielmehr schlimme Freunde. Eine kleine Milbe nährt sich auf ihrem Leibe. Eine Wachsmotte legt Eier in ihren Stock, und die daraus erwachsende Made frißt sich durch das Wachs. Wilde Raubbienen, Wespen und Horniſſen stellen dem Honig der zahmen Bienen nach und erobern zuweilen einen Stock. Die großen Horniſſen fallen auch fliegende Bienen an, zerreißen sie und freſſen ihnen den Honig aus dem Leibe. Ameiſen und Ohrwürmer schleichen sich in derselben Absicht in die Stöcke. Schwalben haschen die Bienen im Fluge. Die Meiſe setzt sich vor den Stock und schnappt die aus- und eingehenden Bienen auf. Plinius fabelte vom Froſch, daß er das nämliche thue (Naturgeſchichte XI. 18). Ein anderer kleiner Vogel Merops heißt der Bienenfreſſer, weil er vorzüglich den Bienen nachstellt. Dagegen rühmt Stedmann in seiner Reiſe nach Surinam (deutſche Ausgabe S. 428). einen andern kleinen Vogel als Bienenfreund. Dieſe Vögel und die Bienen ſollen gemeinſam auf demſelben Baume niſten und sich gegen ihre Feinde beiſtehen. Auch Mäuſe ſuchen den Honig auf und machen sich zuweilen ſogar in den Bienenſtöcken ihre Neſter.

Daß der Bär die wilden Bienen in den Wäldern beunruhigt und ohne sich durch ihre Stiche stören zu lassen, ihren Honig wegfrißt, ist bekannt. Man benutzt dieß in Polen und Rußland, um Bärenfallen vor den Bienenstöcken anzulegen. Unter Münchhausens Lügen kommt unter andern auch die artige Erzählung von einem Bären vor, den der edle Freiherr auf eine Deichsel aufspießte, indem er dieselbe mit Honig bestrich. Der Bär leckte so lange an der Deichsel hinauf, bis er sich dieselbe ganz in den Leib gestoßen hatte. Ein eben so tolles Jägerstückchen erzählt schon Paulus Jovius de legat. Moscowit. in Grunaei nov. orbe. Da wollte einer den Honig eines hohlen Baumes ausnehmen, aber die Bienen waren so zahlreich, daß sich von dem ausgelaufenen Honig im Innern des Baumes ein kleiner See gebildet hatte, in welchen der Honigdieb hinunterfiel. Er wäre rettungslos verloren gewesen, wenn sich nicht glücklicherweise ein Bär eben dahin verirrt hätte, der auf demselben Wege in den Honigsee hinabfiel, sich aber mit seinen scharfen Krallen wieder emporarbeitete und den Honigdieb, der sich an ihn festhielt, mit hinaufzog. Ein berüchtigter Bienenfeind ist auch die Viverre oder der Stinkdachs am Cap. Sparrmann hörte von ihm erzählen, er beiße die Bäume, auf denen wilder Honig sey, aus Wuth, weil er nicht hinaufklettern könne, an, und an den Spuren des Bisses erkennen die Einwohner, ob Bienenstöcke in der Nähe seyen.

Die merkwürdigsten Feinde der Bienen sind aber der Honigkukuk und der Todtenkopfschmetterling. Der Honigkukuk (cuculus indicator) lebt in Ostindien und im südlichen Afrika und verräth den Menschen durch sein Geschrei die Nähe eines wilden Bienenstocks. Da er selbst die Stacheln

der Bienen fürchtet, zeigt er den Menſchen den Weg, und erhält dann von dieſen zum Dank einen kleinen Reſt der Honigbeute. — Höchſt eigenthümlich iſt der Kampf der Todtenköpfe mit den Bienen. Dieſe großen Dämmerungsfalter, die ſich bekanntlich durch das braungelbe Bild eines Todtenkopfes auf ihrer ſchwarzen Schulter auszeichnen, greifen bei Nacht die Bienenſtöcke an und ſcheinen ihnen ſehr gefährlich zu ſeyn. Schon Aelian erwähnt eines ſolchen Kampfes und ſagt, man ſtelle ein Licht vor die Bienenſtöcke, um die Phalänen, die blindlings in die Flamme ſtürzen, zu verbrennen. Doch iſt darunter wohl nur die Wachsmotte zu verſtehen, da die Todtenköpfe erſt mit den Kartoffeln aus Amerika kamen. Huber erzählt einen ungemein intereſſanten Zug von den Bienen eines Stocks, den er beobachtet. Der Stock wurde Jahr aus Jahr ein von den Todtenköpfen hart belagert. Da zogen die Bienen eine große Mauer von Wachs vor den Eingang und hielten dadurch den Feind glücklich ab. Aber plötzlich im Jahr 1805 zerſtörten ſie ſelbſt dieſe Mauer, und ſiehe da, in dieſem und dem folgenden Jahre zeigte ſich nicht ein einziger Todtenkopf. Die Bienen hatten alſo vorausgewußt, daß dieſe beiden Jahrgänge ihren Feinden verderblich ſeyn würden. Im Jahre 1807 fingen die Bienen eben ſo unerwartet wieder an, ihre Mauer von Wachs aufzubauen, und in dieſem Jahrgang zeigten ſich wirklich wieder viele Todtenköpfe.

Ferner iſt den Bienen die Näſſe feindlich. Sie fliegen niemals im Regen aus. In naſſen Jahrgängen befällt ſie zuweilen ein tödtlicher Durchfall. Auch üble Gerüche können ſie durchaus nicht vertragen und man vertreibt ſie deßhalb mit Rauch, wenn man ihnen den Honig nehmen will. Daß ſie aber ſterben müſſen, wenn ein Frauenzimmer, das ihre

Reinigung hat, dem Stock nahe kommt, iſt eine Fabel des Plinius und anderer älterer Schriftſteller. Eben ſo, was Plinius XXIX. 4. ſagt, daß, wer etwas von einer Eule oder von einem Specht bei ſich trage, von keiner Biene könne geſtochen werden.

Sobald die Frühlingsſonne die erſten Blumen hervorruft, fliegen die Bienen aus und beſuchen ſanftſummend eine Blume nach der andern. Wenn ſie Nektar und Blüthenſtaub genug geſammelt haben, kehren ſie, wo ſie auch ſeyn mögen, in ſchnurgerader Richtung nach dem Stocke heim. Sie fliegen oft ſehr weit vom Stocke weg und in Gebirgen ſehr hoch. Man ſieht ſie auf den Alpen nahe bei der Schneelinie die am höchſten wachſenden Blumen beſuchen und dann ſchwerbeladen wieder in die tiefen Thäler zu ihren Stöcken hinabſchweben. Bei trübem Wetter bleiben ſie im Stocke, daher iſt nicht ganz richtig, was ein lettiſches Volkslied ſagt (mitgetheilt in Kohls Oſtſeeprovinzen II. S. 149):

Nichts geht über die Ehre der Biene,
Im Nebel ſammelt ſie Gold,
In der Sonne ſitzend
Bereitet ſie die goldne Krone.

Die Elektricität der Luft ſcheint dem Nektar und Blüthenſtaub günſtig. Die Bienen ſammeln nie emſiger und reichlicher ein, als vor Gewittern und beim Südwind (Kirby von Oken IV. S. 138). Daraus mag ſich zum Theil der Glaube der Alten erklären, daß nicht nur die großen atmoſphäriſchen Phänomene, ſondern auch die Geſtirne ſelbſt auf die Bereitung des Honigs, als des reinſten Extracts der Pflanzenwelt, Einfluß üben. Plinius bemerkt in ſeiner Naturgeſchichte (XI. 14.), man ſolle wo möglich den Honig,

den die Bienen unmittelbar nach einem Regenbogen oder beim Aufgang eines glücklichen Gestirnes gesammelt haben, besonders ausscheiden, weil derselbe höchst heilsam und ein wahres Geschenk der Götter sey.

Indem die Bienen Honig und Wachs sammeln, dienen sie zugleich, die Befruchtung der Pflanzen zu befördern, sofern sie den männlichen Blüthenstaub von den Antheren auf die weibliche Narbe schütteln, oder ihn aus einer Blume zur Narbe der andern hinübertragen. Man hat geglaubt, jede Biene sammle an einem Tage immer nur von einer Art Blumen ein, um nicht den Blüthenstaub von der einen Blumenart auf die Narbe einer andern Blumenart überzutragen und dadurch eine Art von Ehebruch und Bastardzeugungen unter den Blumen zu veranlassen. Man hat sie wegen dieses keuschen Instinctes gepriesen. Allein die Erfahrung spricht nicht dafür; vielmehr sieht man wirklich dieselben Bienen in derselben Stunde zu den verschiedenartigsten Blumen fliegen. Dieß schadet auch den Blumen nicht, da nur sehr nahe verwandte Arten zu Bastardzeugungen fähig sind, andre nicht.

Der Blumennektar, aus welchem die Bienen den Honig bereiten, findet sich im Innern der Blumenkrone am Fuße der Befruchtungstheile und nur zur Zeit der vollen Blüthe und Befruchtung. Er darf, außer dem gleichzeitig in seiner vollen Kraft sich entwickelnden Blumengeruch als der zarteste Extract der Pflanzen betrachtet werden. Er ist schon in der Blume süß und dicht, den eigenthümlichen Charakter als Honig nimmt er aber erst in den Bienen an.

Die Beschaffenheit des Honigs richtet sich zum Theil nach den verschiedenen Bienenarten, die ihn bereiten, hauptsächlich aber nach den Blumenarten, aus denen er bereitet

wird. Dieſelbe Bienenart bereitet ſehr verſchiedenen Honig aus verſchiedenen Blumen, und zwar nicht bloß nach Klimaten, ſondern auch wohl nach den Jahreszeiten. Der beſte Honig iſt immer der ſogenannte Jungfernhonig, der von ſelbſt aus der vollen Wabe fließt, wenn man ſie ausſchneidet. Im Alterthume war vorzüglich der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und vom Berge Hymettus bei Athen berühmt. Es wächst dort ſehr viel Thymian, Lavendel, Meliſſe ꝛc., welche Kräuter den ſüßeſten und würzigſten Honig haben. In neuern Zeiten rühmt man beſonders den Honig von Languedoc, den die Bienen aus Rosmarin ſammeln. In Rußland, deſſen Steppen den Bienen reichliche Nahrung darbieten, ſieht man Honig von allen Farben, weißen, gelben, braunen, ja ſchwarzen in den reinlichſten Gefäßen verkaufen (Kohl St. Petersburg I. S. 124). Weißen Honig ſammeln die Bienen in Litthauen aus Lindenblüthen. In Sibirien ſoll es weiße Bienen geben, deren Honig ebenfalls weiß iſt. Ein waſſerheller und ſehr flüſſiger ſogenannter Steinhonig wird in Guiana von wilden Bienen in hohlen Bäumen bereitet. Auf den Inſeln Bourbon und Isle de France kommt ein grüner, ſehr koſtbarer Honig vor (nach Kirby). Ein grüner Honig kommt auch in Afrika vor und zwar in rothen Wachszellen (die wunderbarſte Erſcheinung des Farbengegenſatzes roth und grün). Er ſoll wie Pomeranzen riechen (Froriep's Notizen XXXII. S. 184). Ein ſehr dünner, aber brauner Honig wird auf Madagascar von kleinen ſchwarzen ſtachelloſen Bienen bereitet. In Braſilien gibt es ſchwarze Bienen, deren Wachs ebenfalls ſchwarz iſt. Eines giftigen grünen Honigs und ſchwarzen wohlriechenden Wachſes wird gedacht in Spix und Martius' Reiſen in Braſilien II. 523. In Kurdiſtan kommt ein ambraduftender Honig vor.

Es gibt auch bittern und giftigen Honig, der aus bittern und giftigen Blumen gesammelt wird, daher es nicht wahr ist, was die Dichter sagen, daß die Biene nur Heilsames aus den Blumen sauge und das Gift darin lasse. Lusser hat in der Schweiz beobachtet, daß der Honig, den die Bienen aus dem sogenannten Sturmhut, einer giftigen Blume sammeln, dadurch selbst giftig werde. In Sardinien soll der Honig vom Wermuth, aus dem ihn die Bienen holen, und in Corsica aus der Blüthe des Buchsbaumes bitter werden, wie schon Aelian bemerkt hat (V. 42). Berühmt ist die Erzählung Xenophons, dessen Heer, als es den ruhmvollen Rückzug aus Persien machte, in der Gegend von Trapezunt vom Genuß des Honigs eine Zeit lang von Sinnen kam (Vergl. darüber auch Diodorus Siculus XIV. 29). Nach Strabo XII. 3. stellten in der nämlichen Gegend die Heptakometen Gefäße mit giftigem Honig auf den Weg, den die Römer kommen sollten und machten dadurch drei Cohorten des Pompejus, die davon genossen, unsinnig. Tournefort hat bemerkt, daß in jener Gegend noch jetzt viel Rhododendron wachse, der dem Honig jene Eigenschaft mitgetheilt habe. Auch in Brasilien und Paraguay hat man giftigen Honig gefunden, der wahrscheinlich ebenfalls von giftigen Blumen herrührt. St. Hilaire leitet den giftigen Honig der Lecheguanabienen in Brasilien von den Blüthen des kletternden Strauches Serjana ab.

Die Bienen gewöhnen sich leicht an den Menschen und bleiben in den Stöcken, die man ihnen zur Wohnung anweist, und aus denen man jährlich den Ueberfluß der Waben ausschneidet, indem man den Bienen nur so viel läßt, als sie zu ihrer eigenen Nahrung vor und nach der winterlichen Erstarrung und ehe die Blumen ihnen neuen Honig

darbieten, bedürfen. In wiesen- und blumenreichen Gegenden legt man ganze Colonien von Bienenstöcken an; am Altai gibt es, wie Ledebour in seiner Reise I. S. 67. erzählt, russische Bauern, die ein Paar hundert Bienenstöcke besitzen. Doch erfordert die Zucht der Bienen Vorsicht und zarte Aufmerksamkeit. Uble Gerüche, Kälte, Lärm der Städte sind ihnen feindlich. Am besten gedeihen sie in der Einsamkeit grosser Steppen und in stillen Wiesenthälern in der Nähe der Wälder. In Deutschland war vor Alters die Bienenzucht im Reichswald bei Nürnberg die berühmteste. Die Bienenzeidler bildeten eine eigene Zunft, hatten ein eigenes sogenanntes Zeidlergericht und standen unmittelbar unter dem Kaiser. Nürnberg hieß des heil. rbmischen Reichs Bienenkorb. Daher stammen auch die berühmten Nürnberger Honig- oder Lebkuchen.

Man nennt die Bienenpfleger mit einem patriarchalischen Ausdruck Bienenväter, was der milden Art dieser Pflege entspricht. Viele Bienenväter sind berühmt worden durch die magische Gewalt, die sie über die Bienen übten. Der Engländer Wildam setzte die Bienen mit der Hand, wohin er wollte, und machte sich aus ihnen einen Bart, eine Mütze, einen Muff ꝛc., ohne daß sie ihn stachen. Kirby erzählt von einem Mädchen, dem sie sich um den Hals und auf die Brust gesetzt hätten, ohne sie zu verletzen. Skinner erzählt von nackten indischen Priestern, die einsam im Walde mitten unter den Bienen wohnen und stets von ihnen umschwärmt sind. Die allgemeine Historie der Reisen II. 365. berichtet von einem Neger, den die Bienen überall begleitet hätten, der sie als Mütze auf dem Kopf getragen habe ꝛc. Im Museum des Wundervollen K. S. 520. ist eines Polen gedacht, dem die Bienen auf jeden Wink gehorcht haben sollen. Man hat

dieſen magiſchen Bienenzauber einfach daraus erklärt, daß der Bienenvater entweder eine Königin bei ſich trage, durch welche die Bienen angezogen würden, oder Meliſſenkraut, was ſeit uralter Zeit, wie ſchon der Name ſagt, als ein die Bienen vorzugsweiſe anziehendes Kraut bekannt iſt, und mit dem man auch die leeren Stöcke einzureiben pflegt, wenn man einen Bienenſchwarm hineinlocken will.

Wo man die Bienenzucht ins Große treibt, muß man mit den Bienen wandern, weil ſie, wenn ſie in der nämlichen Gegend bleiben, dieſelbe zu bald ausſaugen und keine Nahrung mehr finden. Schon Columella meldet, die Griechen hätten jährlich eine Menge Bienenſtöcke aus Achaja nach Attika wandern laſſen. Deßgleichen ſagt Plinius (XXI. 12 und 13), zu ſeiner Zeit habe man in Italien die Bienen auf Kähnen den Po hinunter geführt und an den Ufern Honig ſammeln laſſen, und in Spanien habe man die Bienenkörbe ſogar auf Maulthieren umhergeführt. Dieſe alte Sitte hat ſich bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Auf der Lüneburger Haide fährt man die Bienenkörbe auf Wagen herum. Auf dem Nil begegnete Niebuhr einer kleinen Bienenflotille von 4000 Stöcken. An den Ufern Theſſaliens werden die Bienen ebenfalls auf Kähnen umhergeführt, wie Urquhart in ſ. Geiſt des Orients erzählt. In den Steppen am ſchwarzen Meere ziehen die Armenier als Bienenväter nomadiſch umher, ſchlagen in blumenreichen Gegenden ihre Zelte auf und ſtellen die Bienenſtöcke in einer langen Reihe hin, bis aller Blumenhonig dieſer Gegend eingeſammelt iſt. Zuweilen ſieht man 1000 Stöcke beiſammen (Kohl Südrußland II. S. 171).

Zuweilen bedient man ſich der Bienenſchwärme ſogar als einer Waffe. Im Mittelalter kam einmal vor, daß die Burg Dielsburg am Neckar belagert, die Feinde aber durch

die Wuth der Bienen vertrieben wurden, indem man von der Burg aus die Bienenstöcke unter sie warf. Auf dieselbe Weise vertrieb während des Bauernkriegs im Jahre 1525 ein Herr von Ende die aufrührerischen Bauern vom Schloß Hohnstein in Thüringen. So sagt auch Bonfinius (rer. hungar. dec. III. 4.), die Türken seyen einmal von Stuhlweissenburg, das sie belagerten, durch herabgeworfene Bienenkörbe vertrieben worden. Olearius erzählt in der Schilderung seiner berühmten Reise nach Persien (S. 26), daß seine ganze Reisegesellschaft einmal aus einem russischen Dorfe durch Bienenschwärme vertrieben worden sey. Die Bauern selbst hätten die Bienen dazu aufgereizt, um ihre beschwerlichen Gäste dadurch loszuwerden, und sie sollen sich dieses Mittels öfters gegen unwillkommene Einquartirung bedienen.

Schon Aristoteles (hist. anim. IX. 27. 17). Plinius (hist. nat. XI. 18). und Aelian (V. 11). erzählen Fälle, in denen Roß und Reiter von Bienenstichen getödtet worden seyen. Heber berichtet aus Indien, daß daselbst einmal eine ganze Schafheerde von Bienen angefallen worden sey. Mungo Park erzählt, auf seiner zweiten afrikanischen Reise sey einmal seine ganze Karawane durch Bienen auseinander gesprengt und mehrere Esel getödtet worden. Daß ganze Städte von Bienen angefallen und die Einwohner vertrieben, oder Heere durch ungeheure Bienenschwärme zum Rückzuge genöthigt worden seyen, melden die Alten mehrfach. Bochart hat die Stellen in seinem Hierozoikon gesammelt. Nach Jamblichus wurden die Babylonier, nach Antenor die Rhaukier in Creta von Bienen vertrieben. Nach Appian wurde Lucullus vor Themiscyra von Bienen verjagt. Nach Herodot (V. 5.) versicherten die Thraker, die Bienen duldeten nicht, daß man an einer gewissen Stelle die Donau überschreite.

Im Jahre 1697 ſollen die Bienen in Polen mit ungeheurer Wuth über die Menſchen hergefallen ſeyn. Adanſon machte während ſeiner intereſſanten Reiſe auf dem Senegal die Erfahrung, daß ſich vom Ufer her eine Menge Bienenſchwärme auf ſein Schiff ſtürzten, angezogen vom Theergeruch, wie er vermuthet.

Die gleich unſerer Honigbiene geſellig lebenden Bienen der heißen Zone und der fremden Welttheile ſind von den unſern mannichfach verſchieden. Schon an den Gränzen Europa's zeigen ſich einige abweichende Arten. So ſieht man in Irland Bienenwaben in freier Luft an Brombeeräſten hängen, die durch ihre Schwere gebogen werden (Froriep's Notizen XXXII. S. 56). Fürſt Pückler-Muskau ſah dieſelbe Erſcheinung. In Kaſchmir fand Baron Hügel flaſchenähnliche Neſter einer ſtachelloſen Biene an den Zweigen der Bäume hängen, voll des köſtlichſten Honigs (Kaſchmir II. S. 309). Ein von Randſchit-Singh, dem Beherrſcher von Lahore, zu ſeiner Begrüßung abgeſandter Bramine trug als Friedenszeichen einen ſolchen Zweig in der Hand (III. S. 87). Der preußiſche Weltumſegler Meyen fand auf der Inſel Luzon 50 — 60 Pfund ſchwere Bienenneſter an den Aeſten hängen (Reiſe II. S. 265). Ueber die oſtindiſchen Bienen gibt Buchanan (journey I. 391.) eine ausführlichere Notiz. Man unterſcheidet dort die Togrida, eine ſehr kleine ſtachelloſe Biene, die in verlaſſenen Neſtern der Termiten (weißen Ameiſen) niſtet, die kleine Tuduvay, niſtend in engen Felsſpalten, die kleine Kadi, niſtend auf Bäumen, die große Hegenu, niſtend in Felslöchern. Eine indiſche Art iſt ſchwarz und mit grauen Haaren bedeckt, eine blaulicht.

Die Bienen des neuen Continents haben mit denen des alten viele Aehnlichkeit. Man unterſcheidet die ſogenannten

Dudelsackbienen, die große dudelsackförmige Nester an die Aeste der Bäume kleben, auswendig von Erde, inwendig voll Waben. Die sogenannte Eirirucu in Brasilien ist stachellos und nistet in hohlen Bäumen. Die kleine gelbe Mumbuca nistet ebenfalls auf Bäumen und bereitet einen bittern Honig, aus dem man Wein macht. Humboldt rühmt eine niedliche kleine und sehr haarige Biene, die sich völlig zahm auf Hände und Gesicht der Menschen setzt, ohne sie zu verletzen, da sie stachellos ist. Man nennt sie angelitos (Engelchen).

Die Wilden essen zuweilen statt des Honigs die Bienen selbst, weil sie Honig in ihrem Leibe haben. Bergius in seinem Werk von den Leckereien meldet dieß von den Negern in Guiana. Die alten Mexicaner sollen sogar die Eier und Larven der Bienen gegessen haben und die Hottentotten es noch thun.

Als einen merkwürdigen Fall erwähnt Boyer, daß im Jahre 1702 die Bienen in einem französischen Fort an der afrikanischen Küste sich ein leeres Pulverfaß zum Stock ausgewählt hätten. Schon die Alten berichten, daß in den Todtenkopf des Königs Onesilus von Cypern, der über einem Thor befestigt gewesen, Bienen genistet hätten, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. (Herodot V. 114.)

Von einzelnen Bienenstöcken weiß man, daß sie sehr alt geworden sind. In Oxford befand sich einer unter einem Bleidach, der 110 Jahr lang stets voll Bienen war. In der Krim in einem Felsenriß am schwarzen Meere leben seit undenklichen Zeiten eine ungeheure Menge wilde Bienen, die zu Millionen umherschwärmen und Niemand zulassen. (Kohl Südrußland I. S. 273.)

Vom Alter der einzelnen Bienen ist mancherlei gefabelt worden. Es ist wahr, daß sie aus ihrem magnetischen Schlafe

leicht wieder geweckt werden können, wenn sie eine kurze Zeit im Wasser oder gar im Kropf eines Vogels gelegen sind; aber die drei Bienen, die man mitten in einem Steinbruch zu Liverpool gefunden haben will, scheinen eine Fabel zu seyn. Eben so fabelhaft sind die todten Bienen von St. Domingo, aus deren Leibern, nach des Pater Torrubia Bericht, kleine Sträucher wachsen sollen. Es wird wohl irgend eine Schimmelgattung auf ihnen gewachsen seyn.

Das ist ungefähr das Wichtigste, was von der wahren Natur der Bienen bekannt geworden ist. Wir wollen uns nun zur Symbolik und Poesie wenden, in denen alle Eigenschaften der Bienen in ein neues und glänzendes Licht treten.

Die Symbolik der Bienen ist sehr reich:

Welche hohe Verehrung die Bienen im religiösen Glauben des alten Heidenthums genossen, geht schon daraus hervor, daß man ihnen nicht nur eigne Gottheiten vorsetzte, sondern sie sogar zuweilen mit der höchsten Gottheit identificirte. Bei den Indern erscheint der Gott Wischnu, das erhaltende Weltprincip, unter der Gestalt einer Biene. Eben so wurden bei den alten Griechen die ephesische Göttermutter und Zeus als Bienen vorgestellt. Die Römer verehrten eine eigene Göttin des Honigs, Mellona. Bei den Osseten im Kaukasus kommt eine Göttin der Bienen vor, Meritta, die bei den Tscherkessen Merissa oder Mereime heißt. Die alten Liven hatten einen Bienengott Babilos und eine Bienengöttin Ausseja. Die alten Finnen beteten die Biene als heilbringendes Wesen an und flehten von ihr Honig und Balsam für Wunden.

Weil die Bienen den köstlichen Honig, der sie uns vor allem andern werth macht, auf wunderbare Weise aus gleichsam unsichtbaren Stoffen zusammentragen, galten sie im ältesten Heidenthume als ein Sinnbild der geheimnißvollen, in Fruchtbarkeit und Geburten thätigen Naturkraft. Vielleicht daß man dabei auch an die Verbindung der vegetabilischen und thierischen Productionskraft dachte, die sich so auffallend und einzig in ihrer Art im Honig darstellt.

Die Biene war bei den Griechen der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, der Mond- und Geburtsgöttin Artemis oder Demeter heilig. Die Priesterinnen dieser Göttin hießen selbst Bienen (Melissen), und eine Biene war ihr Sinnbild auf den Münzen von Ephesus, wo die Weltmutter die größte Verehrung genoß. Nach Strabo X. 3. hieß die durch ihre Mysterien weltberühmte Insel Samothrake auch Melite. Nach Serv. Virg. Aen. I. 434. wurde Melissa, die Priesterin der Ceres, als sie deren Geheimnisse nicht offenbaren wollte, von den andern Weibern zerrissen, aber aus ihrem Körper ließ Ceres die Bienen entstehen. Die Göttin Ceres ist hier dieselbe Weltmutter, wie Artemis, nur daß die erstere mehr auf die Erde, die letztere mehr auf den Mond bezogen wurde. Die Artemis selbst hieß als schmerzlindernde Helferin bei schweren Geburten Melissa, nach Porphyrius (de antr. nymph. 18.). In demselben Sinn verbanden die Inder das Sinnbild der Biene mit der Yoni. Auf einem von Nic. Müller mitgetheilten Bilde sieht man die Biene ruhend auf der Yoni. Damit hängt aufs genaueste die indische Sitte zusammen, nach welcher bei Hochzeiten die Genitalien der Braut mit Honig bestrichen werden. Bei den Litthauern herrscht der Gebrauch,

Bräuten den Mund mit Honig zu bestreichen. In Sicilien hatte man zur griechischen Zeit verwandte Gebräuche. Athenäus meldet (im 14ten Buch), daß man zu Syrakus an den großen Ceresfesten (Thesmophorien) Kuchen von Sesam und Honig in der Form weiblicher Pudenda gebacken und mit Scherz und Jubel in Procession herumgetragen habe.

In den „Volksliedern der Polen" (Leipzig 1833 S. 91) wird ein Liedchen erwähnt, das bei polnischen Bauernhochzeiten gesungen wird, indem man Meth (der bekannte Honigwein des slavischen Nordens) im Kreise herumtrinkt:

Fleißig wie der Biene Leben
Ist das Ackerleben,
Und süß wie der Honig
Ist der Ehestand.

Gewiß ein sehr schöner, einfacher und uralter Brauch. Daß auch im germanischen Norden ehemals bei Hochzeiten der Honig im verschwenderischen Gebrauche war, meldet Bergius in seinem Werk von den Leckereien. Im Jahre 1500 brauchte die Tochter des schwedischen Reichsraths Krogenose bei ihrer Hochzeit eine halbe Tonne Honig; im Jahr 1567 wurden auf Sigrid Sture's Hochzeit 453 Kannen Honig verbraucht.

Wie mit der mütterlichen Mond- und Geburtsgöttin, so steht die Biene auch in genauer Verbindung mit dem männlichen Sonnenprincip der Zeugung. In den indischen Gesängen des Nagha heißt es, wenn die Sonne aufgehe, schließe sie auch die Lotosblume auf, und befreie aus ihrem Kerker die Bienen. Die Sonne ist die zeugende Kraft der Natur, die Lotosblume ist das Sinnbild der empfangenden Erde und die Biene mithin das Sinnbild der Geburt selbst. Die erhaltende Kraft in der Gottheit war bei den Indern

bekanntlich Wiſchnu, von dem alles Gedeihen in der Natur herkommt. Wiſchnu ſelbſt aber wird als eine blaue Biene dargeſtellt — blau, weil es in Indien eine bläuliche Biene gibt, oder in ſymboliſchem Sinne, weil blau die Farbe des Himmels iſt. Wiſchnu erſcheint überall blau. Man dachte ihn als Biene wohl auch hauptſächlich, weil er die Welt in Ordnung und Harmonie erhält, wie die Biene ihr kleines liebliches Reich; und weil von ihm nur Gutes kommt, wie von der Biene nur Süßes. Wiſchnu wird abgebildet als blaue Biene, ruhend auf der Lotos, die Lotosblume aber bedeutet die Natur. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Kriſchna (eine Verkörperung Wiſchnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addiſon hat uns eine ſchöne indiſche Mythe von der Beziehung Kriſchna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscence, im Auszug in Frorieps neuen Notizen I. S. 103). Kriſchna verwandelte eine ſeiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man ſolle künftig ſeinen Gottesdienſt nie ohne die Gegenwart dieſer Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn ſie den Honig aus den Stöcken nehmen, ſtets dieſe Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöſer Cultus iſt, weil der Gott ſelbſt in den Bienen verborgen iſt. Dieß mag auch einigermaßen den uralten Namen und Gebrauch unſerer europäiſchen Meliſſe (Melia, Melissa, Melittis, Melianthus, Honigblume) erklären, durch die man die Bienen in den Stock lockt, weil ſie von dieſem Kraut unwiderſtehlich angezogen werden. Es iſt merkwürdig, daß man dieſes Kraut in Deutſchland auch Mutterkraut nennt und es für heilſam in weiblichen Geſchlechtskrankheiten hält. Dieß läßt auf einen ältern heidniſchen Volksglauben ſchließen, der das Kraut mit den gleichnamigen Meliſſen, Prieſterinnen

der Demeter, und mit dieſer Geburtsgöttin ſelbſt in Verbindung brachte. Hieher gehört auch eine merkwürdige Notiz, die ich in Hydrophyli Chymiſcher Schatzkammer, Land- und Hausapotheke gefunden habe. Dort heißt es (S. 380), man könne eine Sau abhalten, daß ſie nicht laufe, wenn man ihr todte Bienen zu freſſen gebe. Der Tod ſcheint hier das Verhältniß nur umgekehrt zu haben, und der alte Glaube, daß die Bienen ſich auf Fruchtbarkeit und Geburt beziehen, wird dadurch indirect beſtätigt.

Auch mit dem griechiſchen Sonnengott kommt die Biene in unmittelbare Verbindung. Nach Pauſanias X. 5. 5. waren es Bienen, die dem Apollo ſeinen älteſten Tempel in Delphi bauten. Auch war (nach Pauſanias X. 17.) Ariſtäos, der Bienenvater, von dem noch öfter die Rede ſeyn wird, ein Sohn Apollo's.

Da die Zeugungs- und Geburtskraft der Natur im Alterthume am häufigſten wie durch Sonne und Mond, ſo durch das Sinnbild des Stiers und der Kuh bezeichnet wurde, ſo kommt die Biene mit dieſen Sinnbildern in ſehr nahe Berührung. Die Meliſſen als Prieſterinnen der Demeter ſind Bienen, die aus dem Maule der Kuh fliegen, d. h. der Weltkuh, des mütterlichen Weltprincips. Apis, der lateiniſche Name der Biene, iſt genau der altägyptiſche Name des Weltſtiers, der zeugenden Naturkraft. Auf antiken Bildern des Zeus kommen öfters Bienen vor, die neben dem Zeus auf dem Füllhorn (dem Sinnbild des Segens) ſitzen (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 50). Noch häufiger erſcheint auf Gemmen die Biene neben dem Stier, der den Dionyſos Sonnen- und Pflanzengott) bezeichnet. (Man ſehe bei Taſſie.) Virgil und Ovid theilen uns die Mythe von Ariſtäus mit,

der alle seine Bienen durch Hunger und Seuchen verlor, auf den Rath des Meergottes Proteus aber (des großen Verwandlers) Stiere und Kühe opferte, und dieselben in einem verschlossenen Hause verfaulen ließ, worauf aus ihren Leichnamen eine unzählige Menge Bienen entstanden und das ganze Haus anfüllten.

Virgil schildert in seinem Gedicht vom Landbau diese Scene sehr anmuthig (nach der Vossischen Uebersetzung):

Aristäus der Hirt, da er floh das peneische Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
Stellte sich wehmuthsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut, und rief zur hohen Gebärerin also:
Mutter Cyren', o Mutter! ꝛc.

Die Göttin weist ihn an Proteus und heißt ihn dessen Rath befolgen; und nun:

Vier untadliche Stiere mit großvorprangenden Leibern
Führt er daher, auch Kühe so viel, unbelastetes Nackens.
Drauf, sobald die neunte der Morgenröthen emporstieg,
Bringt er des Orpheus Todtengeschenk, und kehrt zu dem Haine.
Aber o sieh', urplötzlich ein staunungswürdiges Wunder
Schauen sie dort: wie rings im geschmolzenen Fleische der Rinder
Bienen durchschwirren den Bauch, und geborstenen Seiten entsumsen;
Dann endloses Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums sich
Jetzo vereint, und die Traub' an biegsamen Aesten herabhängt.

Aristäus wird bei Diodor (III. 69.) der Erzieher des Bacchus genannt, Bacchus selbst heißt dort ein Sohn des

Ammon. Ammon, der Goldwidder, ist die Sonne, Bacchus sein Sohn, ist die Vegetation und somit liegt in der Mythe vom Aristäos der sinnreiche Gedanke verborgen, daß die Bienen die Erzieher der Blumen seyen.

Auch in den Mithras-Mysterien der alten Perser, die ins römische Abendland übergingen, kommt die Biene in Verbindung mit dem Stier. Dem Mithras nämlich, der den Weltstier mit dem Dolche spaltet (die Erde durch Sonnenkraft befruchtet), wurden Reinigungen geweiht, wobei man sich mit Wasser wusch, in das man Honig mengte. Daß zu solchen abendländischen Mithras-Mysterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben schon Creuzer und Andre vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeschriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutsch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heißt es, wenn man Melissenkraut bei sich trage, könne man damit die Ochsen locken, wohin man wolle. Unter den geschnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äußerst zierliche Darstellung einer Biene, die mit zwei andern vorgespannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers.

Das Hervorgehen der Biene aus dem todten Stier ist zweifach aufgefaßt worden, je nachdem man unter der Geburt, deren Sinnbild die Biene ist, die erste Schöpfung der Natur, oder aber die Wiedergeburt der Seele nach dem Tode verstand. Ehe wir dieß näher erörtern, müssen wir noch mit dem Sinnbilde des Stiers ein zweites zusammenfassen,

nämlich das des Löwen. Wer kennt nicht die schöne biblische Sage von den Bienen, die im Rachen des von Simson erschlagenen Löwen ihren Bau anlegten und die das Räthsel der Süßigkeit, die von dem Starken kommt, veranlaßt? Aber auch schon im alten Indien finden wir die Biene mit dem Löwen, ja sogar mit der Kuh zugleich verbunden. Ein Bild bei Nicolas Müller zeigt uns Bienen, die aus der Brust einer Kuh hervorgehen, die selbst wieder aus dem Rachen eines Löwen heraustritt. Eine Erklärung dieser Symbole aus dem Schwärmen der Bienen im Himmelszeichen des Stieres oder Löwens wäre zu trivial. Der Löwe ist hier Sinnbild der Naturkraft überhaupt, zunächst der Sonne, daher des persischen Mithras. Und diesen finden wir selbst auf griechischen Denkmälern öfters dargestellt mit einer Biene vor dem Munde (Leo mithriacus). Ob die Bienen aus dem todten Löwen hervorgehen oder von lebendigen Löwen gefressen werden, es sind immer nur zwei Momente desselben Symbols. Die Sonne ruft Leben hervor und verzehrt es wieder. Das lieblichste Opfer für die Sonne ist die Biene, für das reinste Licht das reinste Erzeugniß der organischen Natur. Wenn der Leo mithriacus insbesondere den sogenannten Löwengrad der Mithra-Mysterien bezeichnet, und wenn die in diesem Grade Stehenden sich dadurch auszeichneten, daß sie nur Honig opferten und nichts anderes, so floß auch dieser Gebrauch nur aus der symbolischen Lehre.

Wie die Biene mit den Symbolen der ersten und ältesten Schöpfungskraft in Verbindung steht, so soll sie auch fortwährend an die Jugend der Natur, an das goldene Zeitalter, an die erste paradiesische Unschuld erinnern. Darauf deutet die wunderbare Süßigkeit ihres Honigs, die mit nichts anderem in der Welt zu vergleichen ist. Darauf deutet aber

zugleich auch die innige Harmonie ihres kleinen Staates. Die Alten dachten ſich den Honig als weſentlichen Beſtandtheil des Nektar oder Göttertrankes, daher waren es auch Bienen, die den jungen Zeus, den Göttervater, als Amme mit ihrem Honig nährten. Milch und Honig floſſen einſt im goldenen Zeitalter der erſten Unſchuld. Der Honig der Bienen iſt nur ein ſchwaches künſtliches Nachbild des Honigs, der einſt von allen Bäumen träufelte. Der Staat der Bienen iſt nur ein Nachbild der Ordnung und des Friedens, die unter den erſten Menſchen herrſchten. Aber immer noch bewahren die Bienen die heilige Erinnerung und gleichſam den heiligen Geiſt, der durch das erſte Erdenparadies gegangen.

Dieß iſt am ſchönſten ausgedrückt in der herrlichen Schilderung Virgils (im Gedicht vom Landbau IV. 149. ff. überſetzt von Voß):

Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter ſelber
Jenen verlieh, auslegen: um welchen Lohn ſie, dem lauten
Trommelgeroll der Kureten und klapperndem Erze gehorſam,
In diktäiſcher Grotte den Himmelskönig genähret,
Sie nur haben gemein die Erzeugeten, ſie nur vereinbart
Häuſer und Stadt, und leben in mächtiger Hut des Geſetzes;
Heimath kennen nur ſie, und eigenes Herdes Penaten;
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Emſig ein jeder für All', und verwahrt den gemeinſamen Vorrath.
Einige wachen für Nahrung und Koſt, nach getroffenem Bündniß
Weit durchſchaltend die Flur; ein Theil im Gehege der Häuſer
Legt die Narziſſusthrän', und zähen Leim aus der Rinde
Unten zuerſt dem Gewirk zu Gründungen, hängt dann darüber
Zellen von bindendem Wachs; theils pflegen ſie dort des Geſchlechtes
Hoffnung, die kindliche Brut; dort andere häufen des Honigs
Klarſten Seim, und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher.

Auch fiel manchen das Loos, die Thore der Burg zu bewachen:
Dieſe ſpähn in dem Wechſel die Güſſ' und Gewölke des Himmels;
Oder empfahn die Laſten der kommenden; oder in Heerſchaar
Wehren ſie ab die Dronen, das träge Vieh, von den Krippen.
Raſtlos glüht das Gewerb', und Thymian duftet der Honig.
Und gleich wie der Cyklopen Betrieb zäh flüſſige Barren
Emſig in Blitz ausdehnt, ein Theil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einhaucht und verbläst, ein Theil in den ziſchenden Kühltrog
Tauchet das Erz; laut dröhnt von Amboßſchlägen der Aetna;
All' itzt, froh Wettſchwungs, kraftvoll rings, heben die Arm' auf,
Nach dem Verhalt, und drehn mit kneipender Zang den Glutſtahl;
Weniger nicht, wenn Kleines geziemt zu vergleichen mit Großem,
Drängt cekropiſche Bienen die angeſtammte Gewinnſucht,
Jede nach eigenem Amt. Der bejahrteren Sorg' iſt die Feſtung,
Schanzen zu bauen dem Gewirk, und dädaliſche Häuſer zu wölben.
Aber müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend,
Voll von Thymus die Bein'; auch Arbutus koſten ſie ringsum,
Blaugrün Weidengeſproß, Zeiland, und feurigen Krokus,
Auch die balſamiſche Lind', und die dunkele Blum Hyacinthus.
Alle ſie ruhen zugleich, und fliegen zugleich an die Arbeit.
Frühe drängt aus den Thoren die Schaar; nicht Raſt noch Verzug iſt:
Drauf wann Heſperus endlich, die blühenden Au'n zu verlaſſen,
Angemahnt, dann ſucht man das Dach, dann pflegt man des Leibes;
Lärmvoll tönt's, und umſumst Eingäng' und Schwellen der Wohnung.
Bald, nachdem ſie in Zellen ſich lagerten, ſchweiget die Nacht durch

Tiefe Still', und es feſſelt ihr Schlaf die ermatteten Glieder.
Doch nicht fern vom Gehöfe, wenn Regenſchauer herabhängt,
Weichen ſie, oder vertraun vor nahendem Oſte dem Himmel;
Dicht um die Mauern der Stadt in Sicherheit ſchöpfen ſie Waſſer,
Und nur kürzere Fahrt wird gewagt; auch Kieſelchen oftmals,
So wie ſchwankende Kähn' auf ſchüttelnder Woge den Ballaſt,
Heben ſie auf, und wägen den Flug, durch leere Gewölk hin.
Ja es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
Daß ſie keiner Begattung ſich freun, noch die Stärke des Leibes
Träg' auflöſen in Luſt, noch mütterlich Junge gebären;
Sondern ſelbſt mit dem Mund' auf Laub' und lieblichen Kräutern
Sammeln ſie Brut; den Erben des Throns und die kleinen Quiriten
Schaffen ſie ſelbſt, und ergänzen die Höf' und wächſernen Reiche,
Manche zerrieb auch an hartem Geſtein umirrend die Flügel,
Ja freiwillig den Geiſt verhauchten ſie unter der Bürde:
Solch iſt der Blumen Geluſt, und der Stolz in Erzeugung des Honigs.
Drum obgleich ſie ſelber das Ziel des beſchränkteren Alters
Früh empfängt, weil kaum der ſiebente Sommer erlebt wird:
Dennoch dauert unſterblich der Stamm, und Räume von Jahren
Blühet das Haus glanzreich, und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.
Auch dem Könige hat nie ſo Aegyptos, die große
Lydia nie, und der Parther Geſchlecht, noch der Meder Hydaſpes
Aufgemerkt. Wenn der König nur lebt, iſt alles in Eintracht:
Stirbt er, ſofort iſt gebrochen der Bund; den geſpeicherten Honig
Plündern ſie ſelbſt, und trennen den Bau der geflochtenen Tafeln.

Er iſt Hüter des Werks; ihm ſtaunen ſie all' in Ehrfurcht;
Ihn umſtehn ſie mit dichtem Geſumſ' als geſchaarte Trabanten;
Oft auf den Schultern erheben ſie ihn, und dem Kampfe die Leiber
Bieten ſie dar, und ſuchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
Mancher, von ſolchem Beweiſe geführt, und ſolcherlei Beiſpiel,
Lernte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geiſtes
Wohn', und ätheriſcher Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Lande ſowohl, als Räume des Meers, und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Menſch, und des Wildes Geſchlechter,
Jedes bei ſeiner Geburt entſchöpf' ihr zarte Belebung;
Siehe, auch dorthin kehre dereinſt, der Verweſung entronnen,
Alles zurück, und nirgend ſey Tod; es ſchwinge ſich lebend
Mit in die Zahl des Geſtirns, und ſchweb' hoch unter den Himmel.

Als Zeugen der goldenen Zeit werden die Bienen in der griechiſchen Anthologie geprieſen (überſetzt von Herder):

Säuſelt hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des honigen Frühlings,
Schwärmt auf Blumen und bringt euren geſammelten Thau
Uns. Den Sterblichen ſtrömt aus ihren niedlichen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verleheten Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karſt, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns ſelbſt Nektar in Strömen verlieh.
Fliegt dann, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und ſchafft.

Indem die Bienen der großen Weltmutter beigegeben ſind und bei der Geburt der Natur dienen, werden ſie ins-

besondere mit Beziehung auf den süßen Nahrungsstoff, den sie bereiten, als die Ammen des neugebornen Naturlebens oder Naturgottes aufgefaßt. Sie flogen herbei und flößten dem jungen Gott Zeus ihren Honig ein, während die Kureten eine lärmende Musik machten (damit Saturn den kleinen Gott nicht möchte schreien hören). Daher soll es kommen, daß noch jetzt die Bienen, wenn sie schwärmen, durch Metallklang, den sie gern hören, sich zähmen und leiten lassen. Auch die goldne Farbe soll den Bienen von Zeus verliehen worden seyn, indem sich derselbe seinen Ammen dankbar beweisen wollte. Bienen nisteten auf Creta vor der Grotte, in der sie einst den jungen Zeus genährt haben sollen, und wurden im Alterthume fortwährend als die Wächterinnen dieses Heiligthums angesehen. Nach einer Sage bei Antoninus Liberalis wurde auch der Honig, den die Bienen einst für Zeus gesammelt, noch aufbewahrt, und Aegolius und seine Gefährten, die ihn rauben wollten, wurden in Vögel verwandelt.

Ganz in demselben Sinn wurde auch Dionysos (Bacchus) durch Makris, die Tochter des schon genannten Aristäus, mit Honig ernährt (nach Nonnus). Dionysos war keineswegs Weingott allein, sondern der Gott der Vegetation des in den Pflanzen wirkenden Sonnenfeuers. Ihm war daher der Honig als der reinste Extract der Pflanzenwelt geheiligt. Dieß stimmt mit dem Sinnbild der vom Löwen verzehrten Bienen zusammen, das wir schon oben kennen gelernt haben. Der Löwe ist wieder Dionysos.

Die Bienen sind aber vorzugsweise Ammen der Seelen, nicht des Körpers, und Vorsteherinnen weniger der Geburt, als vielmehr der Wiedergeburt. Die Idee der Wie-

dergeburt liegt ſchon in der Mythe vom Herkommen der Bienen aus dem todten Stiere. Man muß dabei vielleicht auf den Stier Hazeioſch der alten Parſen zurückkommen. Nach dem Bun-Deheſch (XIX. Kleuker Zendaveſta III. S. 92) wird in den letzten Zeiten dieſer Stier erſcheinen, in ſich tragend die Keime aller Wiedergeburten. Sind hiebei auch die Bienen nicht als Sinnbilder dieſer Keime für eine zweite beſſere Welt genannt, ſo ſcheint es doch, ſie dürfen als ſolche gedacht werden, und man kann daraus ein näheres Verſtändniß der den Stier und die Bienen ſo vielfach verbindenden Symbolik gewinnen. Zumal da die Biene, wie wir oben ſahen, dem perſiſchen Mithra-Cultus, in dem auch der Stier eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, nicht fremd iſt.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß nach Plinius (hist. nat. XI. 20.) nicht nur die Bienen aus der Leiche des Stiers, ſondern auch die Weſpen aus der Leiche des Pferdes und die Käfer aus der Leiche des Eſels ſollen hervorgegangen ſeyn. Dem liegt wahrſcheinlich eine alte Naturanſchauung zu Grunde, nach welcher die Inſectenwelt für ſpätern Urſprungs gehalten wurde, als die höhere Thierwelt. Daß aber aus todten Thieren wieder lebendige hervorgehen, und zwar geflügelte, muß hier vorzugsweiſe ins Auge gefaßt werden. Dieß hängt genau mit der Mythe von der Pſyche zuſammen. Der Leib ſtirbt, die Seele fliegt davon und wird neu geboren. Auch in einer merkwürdigen tſcherkeſſiſchen Sage (bei Neumann) tritt dieſe Idee der Wiedergeburt hervor. Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht ſchützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen ab-

ſtammte. Vergleiche Dubois de Montpereux, Reiſe nach dem Kaukaſus (deutſche Ausgabe I. 78).

Waren nun die Bienen Sinnbilder der Wiedergeburt, ſo mußte man ſie gern mit Gräbern verbinden. Dieſe Bienen, noch übrig aus dem erſten Paradieſe, führen auch hinüber in das zweite, das uns jenſeits des Lebens erwartet. Dorthin, wo ſie Göttern und Seligen den Honig bereiten, führen ſie die Colonie der Sterblichen, von der Erde hinweg zu den ſeligen Inſeln.

Daher das Vorkommen der Bienen, des Honigs und Wachſes beim Cultus des Todes. Das Werk der Bienen galt als Reinigungs = und Läuterungsmittel der Seele von der moraliſchen und phyſiſchen Unreinigkeit, in ihrem Zuſammenhange mit dem Körper, und als ein Schutzmittel gegen die Vernichtung, als eine Bürgſchaft der Wiedergeburt.

Nach dem Scholiaſten des Theokrit hießen nicht bloß die Prieſterinnen der Artemis (der Geburtsgöttin), ſondern auch die der Perſephone (der Todesgöttin) Meliſſen, d. h. Bienen. Aber es waren keine Dienerinnen des Todes, ſondern vielmehr Helferinnen aus dem Tode. Damit ſtimmt zuſammen, was die Alten von den Bienen rühmen, daß ſie ſich nämlich niemals auf die unreinen Bohnen (das Symbol des Todes) ſetzen.

Hieher gehört auch, was Plinius vom Volksaberglauben der Alten meldet: Honig, worin Bienen geſtorben ſind, ſoll die Augen klar machen, und vor Blindheit ſchützen. Und Jamblichus: wer durch Honig eingeſchläfert worden iſt, wacht ſchwer wieder auf. — In dem ſchnurgeraden Wege, den die Biene allemal nimmt, wenn ſie mit ihrer Beute beladen heimkehrt, wollte man den Flug der Seele zur himmliſchen Heimath vorbedeutet ſehen.

Die Griechen brachten dem Pluto bei Leichenbegängnissen Honigopfer. Vergl. Homers Odyssee XI. 27. Derselbe Gebrauch herrscht sogar noch heute unter den Russen. Man stellt die Kutja (Todtenspeise), wobei Honig ist, auf einem Teller neben den Sarg (Kohl Petersburg I. S. 198). Der Honig bedeutet nicht eine bloße Reinigung, sondern ausdrücklich die Wiedergeburt. In diesem Sinne sagt die Mythe vom Glaukos: dieser Knabe habe mit einer Maus (dem Symbol der Nacht, also mit dem Tode selbst) gespielt, sey darüber in ein Honigfaß gefallen, darin ertrunken, aber durch die Kraft des Honigs wieder belebt und aufgeweckt worden. Auch der Philosoph und Physiker Demokrit versprach, die Todten wieder zu wecken, wenn sie in Honig aufbewahrt wurden. Agesilaus wurde in Honig begraben. Auch im alten Babylon wurden die vornehmen Leichen in Honig begraben. (Herodes I. 198.) Daß die Assyrer ihre Leichen mit Wachs überzogen in Honig begruben, meldet Strabo im 14ten Buch. Auf dieselbe Weise soll nach muhamedanischer Sage (des Ebn Batrik bei Herbelot) die Leiche Alexanders des Großen in einen goldenen mit Honig gefüllten Sarg gelegt worden seyn. Im birmanischen Reiche werden noch jetzt königliche Prinzen eine Zeitlang in Honig einbalsamirt, bis die Zeit zu ihrer feierlichen Verbrennung herannaht (nach Symes).

Statt des Honigs brauchte man auch Wachs. Nach Herodot (I. 140) wurden die Leichen der alten Perser, nachdem sie in freier Luft von den Vögeln skelettirt worden waren, mit Wachs überzogen und in dem Erbbegräbniß beigesetzt. Eben so wurden auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen (Herodot IV. 71).

Das oben schon erwähnte Vorkommen von Bienen im Grabe des Königs Childerich deutet eben dahin. Man hat

auch in dem Hervorkommen der Biene aus dem Stier das Sinnbild der aus der irdiſchen Natur entfliegenden Seele ſehen wollen, und gewiß mit vollem Recht, wenn auch damit andere Deutungen des Stier-Bienenſymbols nicht ausgeſchloſſen ſind.

In dieſer Bedeutung der Seelenreinigung erſcheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunſt, als Gabe des göttlichen Geiſtes überhaupt, und die Bienen werden zu Muſen. Dem Apollo wurde als dem Bienengott am 24ten Julius ein Opfer gebracht. Muſen in Geſtalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Aſien. Varro (de re rust. III. 16.) nennt die Bienen Vögel der Muſen. Athenäus (XIV. 8.) erwähnt die bienengeflügelten Melodien der Muſen (*μέλεα μελιττοπτέρωτα Μουσᾶν*). Plato (im Jon) ſagt: der Dichter gleiche der Biene, ein leichtes, geflügeltes und heiliges Weſen, der Gottheit voll. Von Platon und Pindar erzählt man, daß ſie in ihrer Kindheit von Bienen genährt und mit der Gabe der ſüßen Rede beſchenkt worden ſeyen.

Dienend dem Gott der Seher und Dichter Apollon verfertigten, nach einer Sage bei Pauſanias 10, 5, zu Delphi, wo ſein großes Orakel war, die Bienen einen zierlichen Miniaturtempel aus Wachs, der den Hyperboreern als Ehrengeſchenk überſandt wurde.

Sehr anmuthig und galant werden in der griechiſchen Anthologie die Verſe der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbiſchen! Wenn ſie nur klein ſind
Füllet ſie doch durchaus Honig vom Helikon an.

Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mägdleins Gleichen, erhabner Homer, deinem heroischen Lied.
Mochte die Spindel sie drehn, dem Gebot der Erzeugerin folgsam,
Oder am Webstuhl stehn, diente den Musen sie doch.
Um so viel Erinna in lyrischen Weisen der Sappho
Nachsteht, so viel ihr Sappho im epischen Maaß.

Mit dem Honig im Rachen des todten Löwen (in Simsons Räthsel) hat Pater Abraham a Sancta Clara recht glücklich die heiligen Gesänge im Munde der fühllosen Mönche verglichen (Judas III. S. 103).

Auch in der nordischen Götterlehre bedeutet der Honig die Gabe der Dichtkunst. Die jüngere Edda erzählt davon ein sehr artiges Mährchen, das ich aus der Uebertragung von Rühs hier mittheilen will:

Die Götter führten Krieg mit dem Volk, das Vanen heißt. Sie verabredeten eine Zusammenkunft, um Frieden zu schließen, der auf die Weise eingegangen ward, daß sie beide in ein Gefäß spuckten. Dieses Friedenszeichen schufen die Asen hernach in einen Mann um, Namens Quasir, der so weise war, daß niemand ihn wornach fragen konnte, worauf er nicht Bescheid wußte. Er fuhr weit im Lande umher, um die Menschen zu unterrichten. Einmal kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, die ihn tödteten und sein Blut in zwei Fässer rinnen ließen, Son und Boden, und in einen Kessel, Odraerer. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Meth entstand, daß wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann wird. Die Zwerge berichteten den Asen, daß Quasir in Weisheit ertrunken sey, weil keiner so klug war, um ihn genug ausfragen zu können. Die Zwerge baten einen Riesen, Namens Gilling, nebst seiner

Frau zu ſich, und da er kam, baten ſie ihn, mit ihnen auf die See zu rudern. Da ſie etwas vom Lande gekommen waren, ruderten die Zwerge nach den Klippen, und ſtießen das Schiff um. Gilling, der nicht ſchwimmen konnte, ertrank, wogegen die Zwerge das Schiff umwandten, und wieder ans Land ruderten. Da ſie ſeiner Frau dieſe Begebenheit erzählten, nahm ſie es zu Herzen, und brach in lautes Weinen aus. Fialar fragte ſie, ob es nicht ihr Gemüth erleichtern könnte, nach der See hinaus zu ſehen, wo er umgekommen war. Da ſie es bejahete, ſagte er zu ſeinem Bruder Galar, hinauf über die Thüre zu gehen, und wenn ſie hinausginge, einen Mühlſtein auf ihren Kopf herabfallen zu laſſen, weil er ihr Geſchrei nicht ausſtehen könne. Der Bruder that nach ſeinem Verlangen. Da der Rieſe, Gillings Sohn, Suttung, dieß erfuhr, zog er hin, griff die Zwerge, führte ſie auf die See hinaus, und ſetzte ſie auf eine umfloſſenen Klippe. Sie baten Suttung, ihr Leben zu ſchonen, und boten ihm zur Verſöhnung der Blutrache den herrlichen Meth, was auch angenommen ward. Suttung nahm den Meth mit ſich nach Hauſe, und verbarg ihn auf der Stelle, die Knitberg heißt. Seiner Tochter Gunlödi übertrug er die Aufſicht. Davon hat die Dichtkunſt den Namen Quaſirs Blut, Zwerge Trunk, Odrers oder Bodnes oder Sons Naß, Zwerge Schiff oder Ldſegeld, und Knitbergs Meth oder Naß. Aeger bemerkte dabei: es kommt mir etwas ſonderbar vor, der Dichtkunſt dieſe Namen zu geben. Aber wie bemächtigten ſich die Aſen Suttungs Meth? Bragi antwortete: auf folgende Weiſe gelangten ſie dazu: Odin zog von Hauſe, und kam nach einem Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er frägte ſie, ob er ihre Senſen wetzen ſollte? Sie dankten für das Anerbieten. Er nahm alſo einen Wetzſtein aus ſeinem

Gürtel und schärfte die Sensen. Sie schienen ihnen jetzt weit besser zu schneiden, und sie feilschten um den Stein. Er antwortete: wer ihn kaufen wollte, sollte geben, was billig sey; alle sagten, sie wollten ihn kaufen, der eine lieber, als der andere. Er warf also den Stein in die Luft, und da alle ihn greifen wollten, kamen sie so ins Handgemenge, daß sie einander mit ihren Eisen tödteten. Odin suchte Nachtherberge bei einem Riesen, Namens Baugi, einem Bruder Suttungs. Baugi klagte seine Umstände, indem seine neun Knechte einander getödtet hätten, und er nicht wisse, wie er Arbeiter bekommen sollte. Odin nannte sich Bölwerk. Er erbot sich, die Arbeit der neun Männer für Baugi zu übernehmen, wenn dieser ihm einen Trunk von Suttungs Meth verschaffe. Baugi antwortete: es stehe nicht bei ihm, weil Suttung ihn für sich behalten wollte; er würde ihn aber dahin begleiten und versuchen, ob er ihn bekommen könnte. Im Sommer verrichtete Bölwerk die Arbeit der neun Männer, aber da der Winter kam, verlangte er seinen Lohn von Baugi. Da begaben sie sich beide zu Suttung. Baugi erzählte seinem Bruder, was er Bölwerk versprochen hatte, aber Suttung schlug ihr Begehren geradezu ab. Bölwerk sprach also mit Baugi, zu versuchen, ob sie sich des Meths durch eine oder die andere List bemächtigen könnten. Baugi war damit zufrieden. Bölwerk zog darauf einen Bohrer hervor, Namens Rati, und gebot Baugi, den Fels zu durchbohren, denn der Bohrer war scharf. Baugi begann zu bohren, und sagte, es sey durchgebohrt, aber Bölwerk blies ins Bohrloch, und da die Späne gegen ihn flogen, merkte er, daß ihn Baugi betrügen wollte. Er verlangte also, daß Baugi ganz durchbohren sollte. Baugi bohrte wieder, und da Bölwerk nun hineinblies, flogen die Späne zur andern Seite hinaus. Böl-

werk verwandelte sich in eine Schlange und kroch durch das Loch. Baugi stach nach ihm mit dem Bohrer, doch ohne ihn zu treffen. Bölwerk zog dahin, wo Gunlöde lag, und lag bei ihr drei Nächte. Sie erlaubte ihm dreimal vom Meth zu trinken. Beim ersten Trunk leerte er den ganzen Odreire, beim zweiten Bode, beim dritten Son, so daß er allen Meth hatte. Hierauf verwandelte er sich in Adlergestalt, und flog in größter Eile fort. Suttung, des Adlers Flug sehend, nahm ein Adlergewand und flog ihm nach. Da die Asen Odin kommen sahen, setzten sie Gefäße in den Hof, und als er Asgaard erreichte, spie er den Meth in die Gefäße. Aber in der großen Verlegenheit, da Suttung ganz nahe bei ihm war, verlor er etwas von hinten, worum sich keiner bekümmerte, so daß es nehmen konnte wer wollte. Das nennen wir der schlechten Dichter Theil. Suttungs Meth gab Odin den Asen und allen guten Dichtern. Dieß ist der Ursprung von dem, was wir Dichtkunst, Odins Fang oder Fund, oder Trank, oder der Asen Gabe und Trank nennen. (Rühs Edda, 239.)

Die Bienen und der Honig hatten noch viele gute Bedeutungen. Plutarch und Aelian (V. 11.) sagen: die Bienen hassen Unkeusche und verfolgen sie mit ihrem Stachel. Athenäus schreibt dem Honig die Gabe zu, das Leben zu verlängern und rühmt das hohe Alter der Corsikaner, welches sie nur dem beständigen Genuß des Honigs verdankten.

Der Honig steht in Wahlverwandtschaft mit der Milch. Von glückseligen Ländern und Paradiesen sagt man: es fließt Milch und Honig darin. Dieß Bild kommt nicht nur in der Bibel vor, 2. Buch Mosis 3, 8; sondern auch bei Griechen und Römern, in den Bacchantinnen des Euripides 142, in Theokrits Idyllen V. 124, in Ovids Metamorphosen I. 111.

Nach Didymus bei Lactantius im 22sten Buch waren die Ammen des Zeus zwei Schwestern Melissa (die Biene) und Amalthea (die Ziege). Jene bot ihm Honig, diese Milch, und das war überhaupt die berühmte Götternahrung Ambrosia und Nektar.

Dagegen bilden Wermuth und Honig einen Gegensatz. Jener ist das Bitterste, dieser das Süßeste in der Natur. Auf eine sehr sinnige Weise deutete man diesen Gegensatz wieder um. Zu viel Honig erweckt Bitterkeit und macht die Galle groß; Wermuth dagegen reinigt den Körper und so kommt Bitteres aus Süßem, Süßes aus Bitterm. (Pierii hierogl. S. 556). Das Bittere beim Süßen wird auch schon durch den Bienenstachel neben dem Honig vertreten, daher die Sprüchwörter: der Stachel ist nicht weit vom Honig — Honig im Munde, Galle im Herzen.

Vorzüglich aber war der Bienenstock das Sinnbild und Muster eines wohlgeordneten Staates. Plotinus (Ennead. III. 4. 2.) nennt die Biene vorzugsweise das bürgerliche Thier. Weil aber der Bienenstaat vom Weisel beherrscht wird, dachte man immer unter dem Bilde des Bienenstaates eine Monarchie. So in Indien. In Wilsons Theater der Hindu heißt es (I. S. 205):

> Die Bäume breiten ihre Blüthen aus,
> Umschwärmt von rastlos vielgeschäft'gen Bienen,
> Die den Tribut für ihren König sammeln.

Unter Aelians Thiergeschichten (V. 11.) kommt folgende schöne Schilderung des Bienenkönigs vor (nach Jacobs):

„Der König der Bienen sorgt für gute Ordnung des Schwarmes auf folgende Weise. Dem einen befiehlt er, Wasser zu tragen; dem andern, im Innern Honigscheiben zu bilden; eine dritte Abtheilung schickt er auf die Weide aus. Dann wechseln sie mit der Arbeit nach der Reihe; und auf das schönste vertheilt, pflegen die Bejahrteren das Haus zu hüten. Dem Könige selbst aber ist es genug, für das zu sorgen, was ich gesagt habe, und Gesetze vorzuschreiben nach der Weise großer Herrscher, welche die Philosophen Politiker und Königliche nennen; im Uebrigen ruht er, und ist von eigener Arbeit entbunden. Wenn es gut für die Bienen ist umzuziehen, dann ändert der Regent seinen Aufenthalt; und so lange er noch jung ist, führt er sie an, die übrigen aber lassen sich führen; ist er älter, so wird er getragen, und die andern Bienen nehmen ihn auf sich. Die Bienen überlassen sich auf ein gegebenes Zeichen dem Schlafe. Wenn es Zeit scheint zu schlafen, befiehlt der König einer das Zeichen zu geben; diese befolgt den Befehl und macht den Herold; die Bienen aber, die bis dahin gesummt haben, wenden sich zu ihrem Nachtlager. So lange der König lebt, gedeiht der Schwarm in Frieden, und alle Unordnung ist verbannt: die Drohnen rasten ruhig in ihren Zellen; die bejahrteren wohnen besonders; die jungen besonders, und der König für sich; die Honigscheiben sind für sich, das Futter und die Abtritte abgesondert. Kommt aber der König um, so geräth alles in Unordnung und Anarchie.“

Nach Horapollo bedeuteten die auf ägyptischen Denkmälern vorkommenden Bienen den König des Volks. Nach Artemidors Traumbuch bedeutet ein Bienenschwarm dem, an den er sich (im Traum gesehen) anhängt, die Königswürde. Nach Plinius (VIII. 42.) deutete ein Bienenschwarm, der

sich auf das in einem Sumpf steckengebliebene, aber sich glücklich wieder herausarbeitende Pferd des Dionysius von Syrakus setzte, diesem die Königswürde an. Derselbe Glaube herrscht auch im hohen Norden. Von Weidewut, dem ältesten Priesterkönig der alten Preußen und Litthauer, berichtet die Sage, er habe das wilde Volk durch das Beispiel eines Bienenstocks vereinigt und an Ordnung gewöhnt. Der Bienenstock erscheint prophetisch bei Königswahlen. Bei einer solchen Wahl in Polen hing sich ein Bienenschwarm an Michael Wisniowicky, und bloß wegen dieses günstigen Zeichens wurde derselbe wirklich gewählt.

Auch ganz im Allgemeinen bedeutet ein Bienenstock das Volk. So werden die Usbeken von ihren Nachbarn ein Bienenstock ohne Honig genannt, dessen Stachel sich auszusetzen gefährlich sey, ohne daß die Beute der Mühe lohnen würde (Elphinstone's Afghanistan). Wenn sich ein Bienenschwarm an einen Kirchthurm hängt, soll es fremdes Kriegsvolk bedeuten.

In noch engerm Sinn bedeuten die Bienen ein junges Volk, ein Wandervolk, eine Colonie. Das jährliche Schwärmen aus den Bienenstöcken mußte zu diesem Sinnbild Veranlassung geben. Daher die mehrfach wiederholten Sagen bei den Alten von den Musen, die in Bienengestalt die Jonier nach Asien geführt, von den Nymphen, die in Bienengestalt eine Colonie nach Ephesus geführt (nach Philostratus), von dem Bienenschwarm, der sich zu Laurentum auf einem heiligen Lorbeerbaum niederließ und die Ankunft des Aeneas und seiner trojanischen Colonie in Italien verkündete. Auch Aristäos, der Bienenvater, von dem oben ausführlicher die Rede war, erscheint als Colonienführer, als Sonnenpriester,

der den Sonnencultus in verschiedene Länder bringt. Vergl. über ihn Ritters Vorhalle S. 352.

Gewiß nicht unmerkwürdig ist die Erfahrung, daß die Bienen wirklich den Ansiedlungen der Menschen vorhergehen. In den nordamerikanischen Urwäldern werden sie von den Indianern „die Vorläufer des weißen Mannes" genannt. Staunend sahen diese Wilden einst die ersten Bienen im Walde fliegen und kosteten den ersten Honig, unwissend, woher dieß neue Wunder der Natur. Aber bald tönte die Art des Europäers in demselben Walde. Die Bienen waren ihm vorangezogen. (Ausland 1835 S. 427).

Ein ähnliches Staunen über den ersten Fund des Honigs schildert Ovid in den Fastis auf die lieblichste Weise. Als Bacchus auf seinem großen Triumphzuge einst durch Wälder kam, die der Erzklang seines musicirenden Gefolges durchtönte, flogen neugierig die Vögel herbei und unter ihnen auch die bisher unbekannten Bienen. Bacchus aber schloß diese zierlichen Geschöpfe in einen hohlen Baum ein und sie gaben ihm den ersten Honig. Da schlich einmal der kahle Silen in den Wald, um auch von dem süßen Honig zu kosten, fand den Baum und strebte hinauf, indem er sich auf die Zehen stellte und seine kurze Gestalt ausstreckte; aber die Bienen flogen grimmig heraus und zerstachen ihm die Glatze; er fiel auf seinen Esel, dieser schlug ihn und in jämmerlichem Zustand fanden ihn die um Hülfe gerufenen Satyrn am Boden liegen und trieben ihren Spott mit ihm.

Bienenschwärme, die sich während eines Kriegszuges im Lager oder Heere zeigen, bedeuten demselben Unglück, den Ueberfall und Sieg des Feindes und Tod des Feldherrn. So wurde der Schwarm gedeutet, der sich einst im Lager

des Drusus niederließ (Dio Cassius LIV. 33. Plinius Naturgeschichte XI. 18). Wie lange derselbe Glauben sich erhielt, geht daraus hervor, daß eine Biene, die sich kurz vor der Sempacher Schlacht auf die Waffen des Herzogs Leopold setzte, als Unglückszeichen angesehen wurde (Vergl. Wackernagel Lesebuch S. 703).

Bei mehreren andern Volksmeinungen läßt sich der Sinn weniger deutlich errathen. Man glaubt, wenn der Herr der Bienenstöcke sterbe, müsse man dieselben aus ihrer Stelle rücken. Vielleicht ist dieser Glaube ursprünglich durch die Sympathie veranlaßt worden, in der die Bienen zuweilen mit den kundigsten Bienenvätern stehen, oder überhaupt durch den Magnetismus, der in ihrem Instinct und Kunsttrieb sich ausspricht. Zu Labruquière in den Pyrenäen hält man für nothwendig, ein altes Kleid des Verstorbenen unter den Bienenstöcken zu begraben, auch die Bienen niemals zu verkaufen, sondern nur zu verschenken oder zu vertauschen. Vergl. das Ausland von 1840 Nr. 43. Von jener Sympathie kam ein merkwürdiger Fall zu Nantes vor im Jahre 1777. Eine Dame, die sich immer gern mit der Pflege der Bienen abgegeben, wurde krank. Da kamen ihre Bienen in großen Schwärmen aus den entfernten Stöcken herbei und flogen in ihr Haus und in ihr Zimmer. Scheitlin Thierseelenkunde I. 272. — Hieher gehört auch ein komischer Zug. Jean Paul beschreibt sehr lustig den Leichenzug eines Hofmarschalls. Der Erbe hatte einem alten Aberglauben zufolge während des Zuges die Bienenstöcke verrücken lassen (weil man glaubt, sie gedeihen dann unter dem neuen Herrn so gut wie unter dem verblichenen). Dadurch waren aber die Bienen in Unruhe und Aufruhr gerathen und überfielen den Leichenzug, der dadurch sein steifes und feierliches Cere-

moniell aufzugeben und zu einer lächerlichen Flucht gezwungen wurde. J. Pauls Werke Band 59. vorn.

Noch andere Volksmeinungen. Die Biene soll das Echo nicht vertragen können und in keiner Gegend sich ansiedeln, in der ein lautes Echo zu finden ist (Wagner Schauplatz ungereimter Meinungen).

Im Traum gesehen sollen die Bienen Feuer bedeuten, und wenn sie sich an ein Haus anhängen, den Brand desselben Hauses.

Dieß mögen alles Volksmeinungen seyn, die sich noch von alten heidnischen Zeiten her erhalten haben. Aber auch im christlichen Glauben behielten die Bienen noch etwas Heiliges. Man sagt, die Bienen können das Fluchen nicht vertragen. Von den Bienen kommt das Wachs, das so vielfach zum Gottesdienst, insbesondere zu den geweihten Kerzen gebraucht wird. Der Honig, den man bei der Taufe den Kindern zu kosten gibt, ist ein Sinnbild des Paradieses, das durch die Taufe verheißen wird. An vielen Orten wird am grünen Donnerstag Honig gegessen, wahrscheinlich im alten Sinn der Reinigung und als Vorbereitung auf Ostern. In den Legenden erscheinen die Bienen häufig als fromme dienstbare Wesen. Als der heilige Modomoc Irland verließ, sollen ihm alle Bienen auf das Meer nachgefolgt seyn. Im Bergischen gibt es eine Immencapelle, wo einst die Bienen um eine weggeworfene Hostie eine künstliche Monstranz aus Wachs sollen geformt haben. An einem andern Ort sollen sie dasselbe in einem hohlen Baum gethan haben. Nach einer andern Legende wollte ein Bauer seinen Bienenstöcken dadurch, daß er eine Hostie hineinlegte, Segen bringen. Aber

wie staunte er, als er am andern Morgen die Waben in einen kleinen Dom von Wachs verwandelt sah, der ein Sanctuarium um die Hostie bildete (besungen von Victor Strauß):

Kommen emsig alle Bienen,
Selbst die Drohne will nicht rasten,
Mit den Füßchen baun sie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachse,
Leichte Bogen, spitz sich neigend,
Wölben droben sich zur Halle.

Ebenso fand man in der Hand der einsam verschiedenen S. Bonizella einen kunstreichen Wachskelch, den ihr die Bienen nach ihrem Tode in die Hand hinein gearbeitet hatten. So sollen sich im Grabe zweier heil. Jungfrauen zu Verona die Bienen in den jungfräulichen Leibern ihre Bienenstöcke angelegt haben. Von der heil. Gobinate wird gesagt, sie habe einst durch ihr Gebet einen Bienenstock in bewaffnete Krieger verwandelt, um die Feinde zu vertreiben. Vom heil. Ambrosius heißt es, wie von Plato, Bienen hätten ihn als Kind ernährt. Eben so vom heil. Isidorus Hispalensis und Dominicus. Deßgleichen hat der heilige Chrysostomus (Goldmund) wegen seiner Beredsamkeit einen Bienenkorb zum Attribut, und nicht minder Bernhard von Clairvaux, der überdieß wegen seiner entzückenden Rede doctor mellifluus hieß. Nur in der Geschichte des heiligen Albericus haben die Bienen eine schlimme Bedeutung, sofern er denselben nackend ausgesetzt und von ihnen zerstochen wurde. Auch schon bei den alten Juden war es üblich, Ehebrecher nackt den Bienen vorzuwerfen (Bocharti hieroz. II. S. 510).

Auf einem schönen Gemälde von Tizian zeigt das Christuskind der Madonna sinnig eine Biene.

Originell ist folgende wallachische Legende. Gott frug den Teufel um Rath, ob er nur eine Sonne machen solle, oder mehrere. Der Teufel rieth nur eine zu machen, denn er überlegte, wenn mehrere Sonnen am Himmel stünden, würde die Erde oben so heiß werden, daß man die Hölle unter ihr gar nicht mehr brauchen werde. Eine Biene saß auf seinem Kopf, ohne daß er sie bemerkt hatte, und flog davon. Da sah er sie, und unwillig, von ihr behorcht worden zu seyn, schlug er mit der Peitsche nach ihr und traf sie so, daß sie seitdem mitten durchschnitten blieb und auch ein wenig schwarz wurde.

Poetische Bilder und Gleichnisse vom Bienenvolk kommen sehr oft vor. Der heilige Ambrosius verglich die Kirche mit einem Bienenkorb und sich selbst mit einer Biene, die dem Stocke stets treu bleibe, fleißig in ihm arbeite, den Honig (der Beredsamkeit) eintrage, den Rauch (der Schmeichelei und Hoffart) hasse ꝛc.

Auch der Dominicaner Thomas von Cantimprat schrieb ein Buch, in welchem er alle Tugenden des Christen in der Biene vorgebildet sah. Deßgleichen sahe Pater Abraham a Sta Clara in dem Staat der Bienen, von denen man glaubt, daß sie alle jungfräulich lebten, ein Sinnbild des Klosterlebens (Judas IV. 14).

Fischart verglich im Zeitalter der Reformation die Kirche ebenfalls mit einem Bienenkorb, aber im schlimmen Sinn, daher nicht glücklich, denn das fromme Volk der Bienen eignet sich zur Verspottung nicht *). — Die Bezähmung

*) Unter dem Namen „die Fabel von den Bienen" schrieb Mandeville im Jahre 1729 sogar ein Buch, das gegen das Christenthum gerichtet war und in London vom Henker verbrannt wurde.

der wilden und kriegerischen Völker durch die Kirche (Weihrauch, Kirchenmusik ꝛc.) hat man auch mit der Art und Weise verglichen, wie man die aufgeregten Bienen durch Rauch und Erzklang oder Trommeln bezähmt.

Sehr glücklich vergleicht der Koran das menschliche Leben mit dem Leben der Biene. Der Mensch soll, wie die Biene, von allem genießen, aber aus allem nur das Gute ziehen und nach einem fleißigen und harmonischen Leben auf den von Gott gewiesenen Wegen wieder heimkehren (16te Sure des Koran).

Ein altes Loblied auf das friedliche Gemeindeleben der Bienen findet sich in des Knaben Wunderhorn III. 60, nur von der beschreibenden Art, die später Brockes in seinem irdischen Vergnügen in Gott noch mehr in die Breite gezogen hat.

Sinnreich ist eine Fabel von Pfeffel, welche die französische Revolution unter dem Bild einer Revolution im Bienenkorbe auffaßt. Die frommen und fleißigen Bienen werden plötzlich rebellisch, hören auf zu sammeln und zu arbeiten, bekämpfen und tödten einander und müssen am Ende alle, weil sie keinen Vorrath mehr haben, verhungern.

Ein Bienenkorb war oft auf Münzen und anderwärts das Sinnbild republicanischer Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft. Man brauchte dabei gern die Devise: mens omnibus una oder labor omnibus unus.

Moralische Gedanken sind ebenfalls sehr oft in Gleichnissen von der Biene ausgedrückt worden. So sagt St. Martin (im Geist und Wesen der Dinge), indem er die Biene mit dem Schmetterling vergleicht: jene ist die lebendige Liebe, die alles in sich hat, dieser ist die todte Schönheit, die alles nur auf sich hat. — Sie bilden einen Gegen-

satz unter den Insecten, wie die Lilien und Tulpen unter den Blumen, oder wie die Nachtigall und der Papagai unter den Vögeln.

Jean Paul sagt einmal: die Biene braucht ihr Wachs nicht wie der Mensch, der es ihr raubt, zu Masken und Kerzen, sondern nur zu Zellen für den Honig. So soll auch der Dichter nicht täuschen noch enttäuschen, sondern nur das Leben versüßen.

Ziemlich gemein ist der Gebrauch der Biene als eines Sinnbildes für den Fleiß, das fleißige Sammeln, die Gelehrsamkeit, gelehrte Gesellschaften, Zeitschriften ꝛc. Edler ist die Vergleichung, wenn man hervorhebt, daß die Biene zwar alles prüft, aber nur das Gute behält, und sogar aus dem Bittern Süßes zieht, und sogar aus giftigen Blumen gesunden und heilkräftigen Honig. Nicht minder schön ist die Wendung, daß die Biene den Honig nicht für sich allein, sondern auch für andre sammle, daß ihr Fleiß uneigennützig ist. Daher ein beliebtes Sinnbild die Biene mit der Devise: sic vos non vobis. (nach Virgil).

Auch die Rüstung und der kriegerische Muth der Biene ist oft hervorgehoben worden, theils in erotischen Bildern, theils zur Bezeichnung des poetischen Witzes und der Rache, welche Dichter üben. „Die Biene, welche sticht, die kann auch Honig geben" oder umgekehrt, „nimm dich in Acht, auch dieses süße fromme Geschöpf hat einen gefährlichen Stachel."

Dieß führt uns zu der erotischen Bedeutung der Biene. Die Liebe ist süß, aber auch gefährlich. Deßhalb sind ihre beliebtesten Sinnbilder von jeher theils die schöne Rose mit

ihrem Dorn, theils die süße Biene mit ihrem Stachel gewesen. Die Biene aber eignete sich um so mehr zu einem Symbol der Liebe, als sie, wie wir oben schon sahen, in der genauesten Beziehung zur großen Naturmutter stand und zu Hochzeiten und Geburten. Das frühere, strengere, hierarchische Heidenthum scheint mehr die tiefsinnigen und unschuldigen, das spätere poetische und frivole Heidenthum mehr die witzigen und lasciven Nebenbegriffe hervorgehoben zu haben.

Schon bei den Indern ist die Biene ein Attribut des Liebesgottes Kama. Er setzt seinen Fuß auf eine Biene. Die Sehne seines Bogens ist eine Reihe von Bienen, wodurch ausgedrückt werden soll, daß, wenn seine Pfeile Schmerzen verursachen, es nur süße Schmerzen sind. — In ähnlicher Weise kommt die Biene auch mit dem griechischen Eros in Verbindung. Eros taucht seinen Pfeil in Honig. Eros wird von einer Biene gestochen und klagt seiner Mutter. Eros stürzt einen Bienenkorb um (antike Paste bei Winckelmann IX. 416). Davon war schon oben in unserer Erörterung aller Mythen und Symbole des Eros die Rede. Die derben nugae venales (S. 37.) vergleichen den Amor selbst mit einer Biene, quia in ore mel, in cauda aculeum habet. Pater Abraham a Sta Clara drückt dieß aus: vorn süß, hinten Spieß (Judas der Erzschelm II. S. 69).

Vorzugsweise wurde die Emsigkeit, mit welcher Bienen von den Blumen Honig sammeln, mit dem Bemühen der Liebenden um zärtliche Küsse verglichen. Darauf gründete man sogar eine ganz neue Mythologie der Bienen. Vor allen andern Dichtern aber hat in dieser Beziehung unser Logau die lieblichste Mythe vom Ursprung der Bienen gedichtet:

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?

Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?

Wann im Schatten kühler Myrthen,
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des andern Klette,
Bis es Venus so verfügte,
Die dieß Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus voller Zorn und Wüthen,
Hat gar schwerlich dieß erlitten.

Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammen raffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.

Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünsch ich euch, für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

In einem andern kleinen Gedicht sagt Logau:

Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du, fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan.

Logau's schöne Mythe ist in dem Aemsen-Immenkrieg von Bereslas (Berlin 1841) nachgeahmt:

Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: „Der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!"
Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe

Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labsal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte, —
Selig im Suchen und Finden, und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon heimtückisch, und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain und Gebirg, — das bang nachrief die wehende Stimme, —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmuth
Ihre kleinen Tradanten: die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel.
Seyd denn, wie meine Liebe, Verehrer der Lust und der Schmerzen.
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Immen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerb und tödtliche Waffe.

In Verbindung mit den Küssen erscheinen die Bienen auch schon in der griechischen Anthologie (von Herder übersetzt):

Blumenkostende Biene, warum verlässest du deine
Süßen Blumen und störst sumsend den liebenden Kuß?
Oder willt du mir sagen: o Freund, die Biene der Liebe,
Auch im süßesten Kuß, drücket den Stachel ins Herz.
Ja, das willt du mir sagen: geh' hin zu deinem Geschäfte,
Gute Biene, das sprach lang die Liebe mir selbst.

Ein zärtliches Bienenliedchen steht auch in des Knaben Wunderhorn II. S. 60.

Wie die goldnen Bienlein schweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hundert tausend Küsse geben
Mir den Kräutlein mancher Art,

So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde,
Speis' und Wein,
Küß ins Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide,
Ohne dich, mein Leben!
Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen,
Bin ich wund,
Kannst du mir Gesundheit geben.

Ein sehr zärtliches sicilianisches Bienenlied von Meli (dem Honigreichen) hat Herder in die Stimmen der Völker aufgenommen:

Sage, sag o kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd;
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade.

Sieh die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schlafen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du schlägst so rasch die Flügel!
Eilest emsig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? wohin so frühe?

Suchst du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findest.

Kennest du nicht meine Nice?
Nice mit den schönen Augen,
Ihre Lippen hauchen süße
Süßigkeiten unerschöpflich.

Auf der schöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da ist Honig! Auserles'ner!
Da, o Bienchen, sauge, sauge!

Auch die Bienenstiche haben den Dichtern Anlaß zu zahlreichen, mehr oder weniger geistreichen Scherzen gegeben. Ein Mädchen wird gestochen und weint bitterlich, als ihr aber der Dichter sagt, die Biene sey unschuldig, denn sie habe nur ihren Mund mit der schönsten Rose verwechselt, da lächelt sie wieder. Zuweilen droht die Biene nur:

Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Brust
Lehnt im Fenster meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbesorgt, daß man sie sähe,
Weil sich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenster drängen,
Welche schwer voll Blüthen hängen.
Ich geschmiegt an ihre Seite
Zieh', indem ich mit ihr streite,
Ob ihr Busen weißer sey,
Einen Blüthenzweig herbei.
Aber ehe wir's verglichen,
Ist sie schnell zurückgewichen,

Weil ein kleines Bienchen sie
In den Blüthenschnee versteckt,
Plötzlich summend hat erschreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und schüttl' ihn weg,
Und ein Kuß versüßt den Schreck,
Und wir ruhen Brust an Brust,
Süße warme Frühlingsluft!

In einem kleinen Gedicht von Haug ist der erotische Gedanke wieder anders verfaßt.

Ich wallte jüngst, o Edlestine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüstern eine Biene
Dich in die Lippe stach.
Da küßt ich von dem Rosenmunde
Die Süße, wie den Schmerz;
Der Honig blieb auf meinem Munde,
Der Stachel ging ins Herz.

Bei Julius Mosen erscheint der Bienenstich als Rache:

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.

Auch noch in vielen andern Beziehungen werden die Bienen von den Dichtern sinnbildlich gebraucht. Die Biene, die mit trocknen Flügeln mitten im Honig lebt, ist ein Bild der Keuschheit. Ein vollblühender, von unzähligen Bienen durchschwärmter Lindenbaum ist ein Sinnbild der üppigsten weiblichen Lebensfülle. Geschäftige Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, sind oft als Sinnbilder für Liebesboten, besonders der zutragenden Ammen gebraucht worden. — Bienen haben das Wachs zusammengetragen zu der Kerze, bei deren Schimmer der Dichter mitten in rauher Winternacht sich von Blumen umringt sieht.

Mit vieler Liebe hat Spee vor zweihundert Jahren das Bienenleben beschrieben. Doch kann ich hier nicht die ganze Beschreibung aus seinem weitläufigen und hin und wieder sehr zur Prosa herabsinkenden Gedicht mittheilen. Nur eine schöne Stelle:

Auf! auf! ihr kleinen Bienen, der Winter ist vorbei;
schon gaffen jetzt und gienen die Blümlein allerlei.
Auf! auf, die Blümlein gaffen, zu Felde zieht noch heut.
Auf! auf! mit Wehr und Waffen schickt euch zur Blumenbeut.

Ei da, sie schon erbrummen, zu Feld sich hellen ein,
stark rühren sie die Trommen, die gelben Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen erforschen ihren Raub,
der draußen liegt verborgen in weichem Blumenlaub.

Vom Raub sie nur sich nähren, nur leben sie der Beut.
Doch niemand sie beschweren, verschonen Land und Leut.

Sie zielen scharf mit Augen zum reichsten Blümlein zart,
von ihnen Schätz sie saugen, in Blättlein eingescharrt.

Das Best sie gleich erheben, das beste Blumenblut,
und bleiben doch daneben die Blümlein wohlgemuth.
Gar stark und immer zahlen die Blümlein ihren Zoll,
und bleiben allemalen jedoch noch eben voll.

Obschon die Schätz erhoben, obschon geplündert aus,
doch schweben sie nach oben, verbleiben eben kraus.
Ihr Zähnlein wohl gewetzet die Bienlein schlagen an
doch allweg unverletzet die Blümlein lassen stahn.

Kein Blättlein sie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
kein Aederlein zerspleißen, als wie man's täglich sieht.
O wohl, wie friedlich's Rauben! wie süßer Blumenkrieg!
In Honig, muß ich glauben, verwandt sich aller Sieg.

In lauter Wachs und Honig verwandt sich alle Beut
so mancher Fürst und König genießt mit Herzensfreud.
Was sie von Blumen schaben, was da sie früklen aus,
wird gleich zur Honigwaben, wenn's ihnen kömmt nach Haus.

Drum zeitlich dann sie rühren die schwanken Federlein,
den süßen Raub entführen, und heimwärts kehren ein.
Mit Flüglein dünn gezogen von güldnem Pergamen
sie oftmals, ungelogen, zwo kleine Meilen gehn.

Wann wohl dann hat gezehret das Völklein Honig süß,
es mit dem Rest beschweret die beiden Hinterfüß.
In Luft sie muthig treten, mit Brummen und Gesaus,
Bei Trommel und Trompeten sie fahren reich nach Haus.

Oft fürchten s'unterwegen, daß nit von ihrem Zweck,
wann Wind sich gunnt zu regen, er sie möcht blasen weg.
Sich drum dann baß beladen mit kleinen Steinelein;
so schweben sie ohne Schaden, weil dann sie schwerer seyn.

Eine ähnliche ältere deutsche Beschreibung des Bienenlebens findet sich in des Knaben Wunderhorn (III. S. 6.)

In den lieblichsten poetischen Bildern kommen die Bienen bei den Indern vor. In einem Gedicht des Magha werden sie die Thränen der Lotosblume genannt, aus deren Kelch sie des Morgens, wie Thränen aus dem Auge, hervorquellen. Die Sonne, sagt der Dichter, befreit sie aus dem süßen Kerker, der sie verschlossen hielt. (Siehe hinten am Schluß der Gesänge des Bhatti-Kavya von Schütz). Auch deutsche Dichter haben das Bild der im Blumenkelch gefangenen Biene öfter gebraucht. Am artigsten ist wohl das Bild der in einer Blume gestorbenen Biene von Nicolaus Becker:

Eine Biene fand ich liegen
In der Blume süßem Schooß.
Sucht nicht Honig, lebenlos
Kann sie nicht von dannen fliegen.
Rings die Blätter zugeschlagen,
Daß sie ganz darin sich barg,
Lag sie in dem Blüthensarg,
Den die Winde schaukelnd tragen ꝛc.

Uebrigens gibt es wirklich eine Biene, apis campanularis, deren Männchen fast beständig im Kelch einer Glockenblume (campanula) wie berauscht liegt und dieselbe nicht verläßt. Nach Kirby.

In dem indischen Gedicht Gita Govinda werden die Augenbrauen einer zornigen Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm verglichen, der sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

Sehr oft kommt in indischen Gedichten das Bild von Bienen vor, die schaarenweise die Schläfe eines Elephanten umschwärmen, denn zur Brunstzeit schwitzt der Elephant an

den Schläfen einen süßen Saft aus, der die Bienen herbeilockt.

In Kalidasa's Jahreszeiten kommt eine Biene vor, die sich in ein Pfauenrad verirrt, weil sie die prächtigen Farben des Pfaues für Blumen hält. Höfers indische Gedichte. I. 82. Dasselbe Bild wiederholt sich in dem von P. v. Bohlen herausgegebenen Gedichte Ritusanhara, S. 84. Hier sehen die Bienen den Pfauenschweif für eine Lotosblume an. In einem Liede des indischen Dichters Djajadever (in William Jones asiatischen Abhandlungen, deutsche Ausgabe I. S. 363.) werden schwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Dieß weist wieder auf den oben schon besprochenen Zusammenhang des Bienen- und Löwensymbols hin. Das Lied, von dem hier die Rede ist, preist den Gott Wischnu und dieser ist zugleich die Biene und der Löwe.

In Martials Epigrammen wird eine im Bernstein gefundene Biene erwähnt, wie in ihrem eigenen Honig begraben und unsterblich durch ihr eigenes Werk.

Auch bei Shakspeare findet sich ein sehr artiges Bild. Im Sommernachtstraum befiehlt Titania den Elfen, der Biene ihre wachsbeladenen Beine auszureißen und als Fackeln am Licht des Glühwurms anzuzünden.

Das Verhältniß der Bienen als Ammen ist in einem französischen Feenmährchen carikirt. Der Prinz Biribinker wird daselbst von kolossalen Bienen als Ammen bedient, und er wird von ihrer Kost so durchsüßt, daß er nichts mehr von sich gibt als Honig und Pomeranzenblüthwasser.

Napoleon nahm die Bienen unter die Embleme seines Kaiserreichs auf und setzte sie namentlich statt der alten

Lilien auf Mäntel und Teppiche. Ihm bedeuteten sie das Einsammeln. Eine ähnliche Bedeutung haben sie im Wappen der habgierigen Barberini. Papst Urban VIII., der aus diesem Hause stammte, nahm, als er die Kirche della sapienza in Rom baute, die Bienenform zum Grundriß. (Winckelmanns Werke, Donaueschingen IX. S. 196).

Das neue Sternbild der Bienen ist nur willkürlich gewählt und hat keine mythische Bedeutung.

IV.

Die Mythen des Regenbogens.

In der Hoffnung, daß es den Freunden der Poesie angenehm seyn wird, die erhabenen, lieblichen oder wenigstens sonderbaren Vorstellungen kennen zu lernen, welche die verschiedensten Völker mit einer der schönsten Naturerscheinungen verbunden haben, will ich sie hier, so weit ich sie zu sammeln im Stande war, an einander reihen.

Eine der ältesten ohne Zweifel und einfachsten Vorstellungen ist die indische. Man glaubt in Hindustan seit uralten Zeiten, der Regenbogen sey der Bogen des Donnergottes Indra, von welchem derselbe die Pfeile des Blitzes abschieße und den er nachher, wenn sein Zorn nachgelassen, in Ruhe stelle.

Auch die alte chinesische Vorstellung hat eine gewisse Einfachheit. Ihr zufolge nämlich ist der Regenbogen die Stütze des Himmelsgewölbes. Der böse Geist Kon-kong stieß, wie die Mythe sagt, eine Säule des Himmels um, aber Nin-hoa, die Gattin des guten Gottes Fohi, schuf den Regenbogen, um den sinkenden Himmel wieder zu stützen. Die Mythe bringt den Regenbogen auch schon mit der Mutter des Fohi in Verbindung. Diese nämlich, die göttliche Hoa-sü, ruhte in sanftem Schlummer, als ein Regenbogen ihr leise nahe schwebte, sie von allen Seiten umgab

und auf magiſche Weiſe in dieſer zarten Umarmung mit ihr den Fohi zeugte.

In der weitverbreiteten Glaubenslehre des Buddha finden wir den Regenbogen aufs großartigſte angewandt auf die ganze Schöpfung. Nach dieſer Lehre iſt die Welt in viele über einanderliegende Regionen eingetheilt, jede in einer Farbe des Regenbogens. Die Welt ſelbſt iſt nur ein großer Regenbogen. Dieſelbe Vorſtellung kehrt im weſtlichen Aſien wieder. Die ſiebenfachen Mauern von Ecbatana trugen die ſieben Farben des Regenbogens und waren ein Sinnbild des Himmels und der Regionen, in welche ſich derſelbe nach den ſieben Planeten abtheilt. Die Beziehung der Farben auf die Planeten kehrte auch ſpäter im Mittelalter wieder und noch in dieſem Jahrhundert hat der tiefſinnige Oken in ſeiner Naturphiloſophie jeden Planeten aus einem der farbigen Ringe entſtehen laſſen, die gleich einem Regenbogen die junge Sonne am Schöpfungsmorgen umgaben.

Auch im alten Peru gab es einen bunt mit allen Farben bemalten Tempel, der aber nicht den Planeten, ſondern ausſchließlich dem Regenbogen (Cuychu) geweiht war. Die Peruaner bezeugten dem Regenbogen ſo große Ehrfurcht, daß ſie, ſo oft ſie einen am Himmel ſahen, verſtummten und die Hand auf den Mund legten.

Eine anmuthige Einbildung herrſcht bei den Bewohnern der Marianen-Inſeln. Sie glauben nämlich, der Regenbogen ſey aus den Augenbrauen des Urweſens Puntan entſtanden, als dasſelbe ſterbend ſeinen Leib habe zertrennen laſſen, um aus allen Gliedern desſelben die verſchiedenen Theile der Welt zu bilden. Vergl. Otto von Kotzebue's erſte Reiſe II. S. 131. Noch ſpielender aber ſehr lieblich iſt der Glaube der Karaiben, daß der Regenbogen das Obdach des Meer-

gottes sey, zusammengesetzt aus buntfarbigen Fischen und feurig glänzenden Colibris. Auch die Kamtschadalen glauben, der Regenbogen sey Schmuck eines Gottes, nämlich der bunte Franzenbesatz am Gewande des Bullikai.

Bei den Hauptvölkern des Nordens kehrt die indische Vorstellung wieder. Wie nämlich die Inder den Regenbogen vorzugsweise in Verbindung mit Regen und Gewitter dachten, nach deren Beendigung er am häufigsten zu erscheinen pflegt, so auch die sogenannten finnischen und keltischen Völker des Nordens, mit Ausnahme der Germanen und Skandinavier. Die alten Esthen sahen im Regenbogen die Sichel des Donnergottes, mit der er die bösen Dämonen verfolge. Vergleiche Grimms deutsche Mythologie, Anhang vom Aberglauben, N. 65. Die Lappländer aber bewahrten sogar buchstäblich die indische Vorstellung und sahen im Regenbogen den Bogen des Donnergottes Thoran, von dem er Blitzespfeile gegen die bösen Geister schieße. Vergl. Scheffer Lappland, S. 107. Und auch die alten Britten dachten sich den Regenbogen in einer verwandten Beziehung. Als ihre Vorfahren einst von bösen Zauberern auf unerträgliche Weise mit Ungewitter, Sturm und Regen gepeinigt wurden, zog die Göttin Arianrhod einen Regenbogen um ihre Halle und wehrte dadurch allem Unheil ab. Vergl. Mone's nordisches Heidenthum II. S. 532. Bei Ossian ist der Regenbogen immer ein Bild sanfter Freude und Weiblichkeit und wird immer der blumige genannt. Das ist wohl nicht ächt alterthümlich. Doch findet sich neben dem Aberglauben der Esthen, nach welchem der Regenbogen die Sichel des Donnergottes ist, noch eine alte esthnische Dichtung (das höchst merkwürdige Gedicht Kalevala, von dem die Gesellschaft für esthnische Alterthümer in Dorpat unlängst in ihren gedruckten Verhandlungen Kunde gegeben),

worin es heißt, die reizende Tochter der Göttin Lonhi sitze auf dem Regenbogen und webe ein goldenes Gewebe (die Sonnenstrahlen?). Die alten Lithauer sahen im Regenbogen den bunten Gürtel der Göttin Laima.

Von den Vorstellungen der slavischen Völker ist mir nicht viel bekannt worden. Nach Vuk herrscht bei den Serben ein sonderbarer Aberglaube, daß nämlich alles, was durch den Regenbogen gehe, sein Geschlecht verwandle. Die mosaische Vorstellung vom Regenbogen als einem Unterpfande der göttlichen Gnade findet sich schon in der altheidnischen Mythologie der Lithauer: der Gott Pramzimas zerstörte die verderbte Welt durch eine Sündfluth. Nur ein sehr bejahrtes Menschenpaar blieb übrig und war sehr traurig, da es sich keiner Nachkommenschaft mehr zu erfreuen hatte. Da erschien ihnen Linxmine, der Regenbogen, tröstete sie und rieth ihnen, über die Gebeine der Erde (Steine) zu springen. Das thaten sie und siehe, es entstanden neun junge Menschenpaare. Nach Narbutta in Hanusch erst in diesen Tagen erschienenem Slavischen Mythus S. 235.

Bei den Völkern germanischen Stammes herrschte vorzugsweise die Ansicht, daß der Regenbogen eine Brücke zwischen Himmel und Erde sey. Nach der Edda hieß diese Brücke Bifröst, das ist der bebende oder zitternde Weg. Nur die Götter (Asen) ritten auf derselben auf und ab. Damit die bösen Riesen diese Straße der Götter nicht beträten, wurde der Ase Heimdall an den Fuß derselben als Wächter gesetzt. Wenn auch zitternd und nur von leichter Luft gebaut, sollte diese Brücke doch bis zum Weltende dauern. Dann erst, glaubte man, werde Surtur, der gewaltige Feuergott, mit seinem Heer aus dem Süden kommen und unter seinen Flammen den Regenbogen einstürzen. — Die alte Heiligkeit des Regen-

bogens erhellt aus dem deutschen Aberglauben, man solle niemals mit dem Finger gegen ihn deuten. Vergl. Grimm deutsche Mythologie, Anhang vom Aberglauben N. 422.

Sehr gemein ist in Deutschland der alte schöne Kinderglaube, daß man unter dem Regenbogen kleine goldene Schüsselchen finde, aber nur unschuldige Kinder könnten sie finden und sie brächten großes Glück. Veranlassung zu diesem Glauben gaben wahrscheinlich die hohlen altkeltischen Goldmünzen, die zuweilen vom Regen aus der Erde ausgewaschen wurden. Damit hängt vielleicht auch der Glaube der Traumbücher zusammen. Wenn man nämlich träumt, man sehe einen Regenbogen gegen Morgen, so soll man ein Geschenk erhalten; wenn im Abend, so bedeutet es, daß man eines geben werde. Dagegen heißt es schon im Freydank: auf den Regenbogen bauen, = sich täuschen.

In den drei Hauptfarben der Brücke Bifröst sahen die nordischen Commentatoren der Edda das Vorbild der drei Stände (Vergl. das eddische Rigsmal), im Gold den Stand der Edlen oder Jarle, im Roth den Stand der Freien oder Karle, im Blau den Stand der Sklaven oder Thralle, und sie bemühten sich, darin sogar einen ursprünglichen Unterschied der Stämme zu erkennen. Schwarzhaarige Finnen seyen von rothhaarigen, und diese zuletzt von noch edlern blondhaarigen Germanen überwunden und in eine niedere Stellung hinabgedrückt worden. Leo (rectitudines etc. der Angelsachsen. Halle 1842. S. 153) nimmt dagegen an, die Stufenleiter der Stände sey bedingt durch die Zunahme des Lichts in den Farben. Das Blau bedeute die Sklaven, weil es die dunkelste, das Gold die Edlen, weil es die hellste Farbe sey.

Dem heitern Geiſt der Griechen angemeſſen verband das claſſiſche Alterthum mit dem Regenbogen eine ungemein liebliche und poetiſche Vorſtellung. Es perſonificirte denſelben, wie Alles in der Natur, und zwar unter dem Namen der Iris, in der Geſtalt einer reizenden Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln, auf denen alle Regenbogenfarben glänzten, zuweilen auch (nach Plutarch) mit kleinen Flügeln an den Ferſen, ja ſogar einmal (an einer kleinen Bronze) mit Flügelchen in den Kniekehlen, wodurch man ſinnig die Schnelligkeit und das plötzliche Hervortreten des von allen Seiten fertigen Regenbogens andeuten wollte. Im homeriſchen Hymnus an Apollo 114 und in den Vögeln des Ariſtophanes 575 ſchwebt ſie heran „einer ſchüchternen Taube vergleichbar", wodurch das ſanfte Hervortreten des Regenbogens ſehr ſchön ausgedrückt wird. Johann Heinrich Voß hat ſich im erſten Theil ſeiner mythologiſchen Briefe viele Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ſowohl die Iris, als auch alle andern geflügelten Gottheiten der Alten zu Homers Zeit noch keine Flügel, ſondern nur goldne Schwungſohlen gehabt hätten. Die Dichter hätten wohl von einer geflügelten Iris geſprochen, um ſinnbildlich ihre Schnelligkeit anzudeuten, aber erſt ſpäter hätten die bildenden Künſtler, dieß wörtlich genommen und der Iris, dem Eros ꝛc. wirkliche Flügel gegeben. Das macht ihnen nun Voß ſehr zum Vorwurf und nennt es eine Herabwürdigung der reinmenſchlichen Göttergeſtalt zur Thierheit. Gewiß eine irrige Anſicht. Das kann man von indiſcher und ägyptiſcher Bildnerei ſagen, aber nie von der griechiſchen, die im Gebrauch des Thieriſchen ſtets Maaß hielt und in Verbindung thieriſcher Theile mit der menſchlichen Geſtalt ſtets den edelſten Geſchmack bewährte, wie unter andern gerade die liebliche Iris beweiſt. — Auch gab

man ihr einen Heroldstab in die Hand, als einer glückverkündenden Götterbotin. Man dichtete, sie sey eine Tochter des Thaumas. Dieser selbst war ein Sohn des Oceans und der Erde, der wunderreiche Hervorbringer plötzlicher Lufterscheinungen, daher nicht nur Vater des Regenbogens, sondern auch der Orcane (die man sich unter dem Bilde der Harpyen dachte). Als die Mutter der Iris aber sah man die Electra an, d. h. die Klarheit und den durchsichtigen Glanz des Wassers (in den Regentropfen). Electra war eine Tochter des Oceans und der Thetis, welche letztere eine Personification der sanften und wohlthätigen Eigenschaften des Meeres war. In dieser ganzen Genealogie ist die Naturerscheinung aus ihren nächsten scheinbaren Ursachen hergeleitet. Besonders wichtig war aber das Verhältniß der Iris zur Göttermutter Here oder Juno. Diese war die Luft, und die Iris wurde als ihre Botin und Dienerin gedacht. Nach der schönen Dichtung des Kallimachus legte Iris niemals ihren Gürtel und ihre Sandalen ab und schlief nie in eignem Bette, sondern ruhte wachend am Throne ihrer Gebieterin. Theokrit (XVII. 134.) malt sie, wie sie dem Zeus und der Here als dienende Magd das eheliche Lager bereitet. Denkt man sich die Wolken als das Bett des Donnergottes und der Luftgöttin, so bezieht sich auf diesen geheimen Kammerdienst auch die Stelle in Ovids Metamorphosen (I. 270), wo Iris das Amt versieht, aus dem Meere den Wolken Nahrung zu schöpfen.

Wenn bei den Alten auch eine Ἶρις ἐρωτικὴ (Iris amatoria) vorkommt, die mit dem Zephyr sich vermählt und demselben den Eros geboren haben soll, so hat dieß schon Eustathius Il. V. 99. als eine poetische Licenz erklärt, vermöge welcher die Iris ihrer Schönheit wegen mit der Venus identificirt

worden ſey. Es war gewiſſermaßen pars pro toto, ſofern der Regenbogen nur ein flüchtiges Phänomen in der Atmoſphäre iſt, welche ſelbſt als Göttermutter gedacht wurde. Wie aber in den Begriff der Göttermutter ſich viele Weſen theilen und außer der Here namentlich auch Venus, iſt bekannt. Als Gattin des Zephyr aber und als Schweſter der Harpyen wurde Iris gedacht, weil man glaubte, der Regenbogen kündige Wind an, oder noch wahrſcheinlicher, weil Regenbogen und Wind beide in der Luft raſch entſtehen und wieder verſchwinden.

Als Botin der Here oder auch des Zeus kommt Iris ſehr oft in den Dichtungen des claſſiſchen Alterthums vor und zwar in den maleriſchſten Situationen, ſo daß es der Mühe werth wäre, ſie in einer Art von Galerie zuſammenzuſtellen. Ich will hier nicht alle unbedeutenden Fälle aufzählen, in welchen die Iris vorkommt, wohl aber die charakteriſtiſchen und reizenden hervorheben. Ich übergehe alſo, wie oft ſie von Zeus ſowohl als von Here zu den Herren vor Troja hinabgeſendet wird, um Botſchaften auszurichten. Intereſſanter und thatkräftiger erſcheint ſie, als der wilde Diomedes die Liebesgöttin verwundet und für die Theilnahme an einem Kampfe ſtraft, in den die Zarte ſich nicht hätte wagen ſollen. Wie Homer ſingt (Ilias V. 334 ff. nach Voß):

Als er nunmehr ſie erreicht, durch Schlachtgetümmel verfolgend;
Jetzo, die Lanze geſtreckt, der Sohn des erhabenen Tydeus,
Traf er mit eherner Spitze daher ſich ſchwingend die Hand ihr,
Zart und weich; und ſofort in die Haut einſtürmte die Lanze
Durch die ambroſiſche Hülle, gewebt von den Chariten ſelber,
Nah am Gelenk in der Fläche: da rann unſterbliches Blut ihr.
Jetzo erhub die Stimme der Rufer im Streit Diomedes:

Weiche zurück, Zeus Tochter, aus Männerkampf und Entſcheidung!
Nicht genug, daß du Weiber von ſchwachem Sinne verleiteſt,
Wo du hinfort in den Krieg dich einmengſt; wahrlich ich meine,
Schaudern ſollſt du vor Krieg, wenn du fern nur nennen ihn höreſt!

Jener ſprach's: und verwirrt enteilte ſie, Qualen erduldend.
Iris nahm und enttrug ſie windſchnell aus dem Getümmel,
Ach vom Schmerze betäubt, und die ſchöne Hand ſo geröthet!
Jetzo fand ſie zur Linken der Schlacht den tobenden Ares
Sitzend, in Nacht die Lanze gehüllt, und die hurtigen Roſſe.
Und auf die Knie hinfallend vor ihrem theuerſten Bruder,
Bat ſie und flehete ſehr um die goldgeſchirreten Roſſe:

Theuerſter Bruder, ſchaffe mich weg, und gib mir die Roſſe,
Daß zum Olympos ich komm', allwo die Unſterblichen wohnen.
Heftig ſchmerzt mich die Wunde; mich traf ein ſterblicher Mann dort,
Tydeus Sohn, der anjetzt wohl Zeus den Vater bekämpfte.

Jene ſprach's; und er gab die goldgeſchirreten Roſſe.
Und ſie trat in den Seſſel, das Herz voll großer Betrübniß.
Neben ſie trat dann Iris, und faßt in den Händen die Zügel;
Treibend ſchwang ſie die Geißel, und raſch hin flogen die Roſſe.
Bald erreichten ſie dann die ſeligen Höhn des Olympos.
Allda hemmte die Roſſe die windſchnell eilende Iris,
Schirrte ſie ab vom Wagen, und reicht' ambroſiſche Nahrung.
Aber mit Wehmuth ſank in Diona's Schooß Aphrodite;
Mütterlich hielt nun jene die göttliche Tochter umarmet.

Thatkräftig erſcheint die Iris auch, indem ſie zu den Troerinnen auf die Inſel Sicilien hinabſteigt und ſie antreibt, die Schiffe des Aeneas zu verbrennen. Da ſie aber hier ihre Geſtalt ablegt und als ein altes Mütterchen erſcheint, ſo hört ihre maleriſche Bedeutung auf (Virgils Aeneis V.

606. ff.) Aber höchst reizend malt sie derselbe Dichter, wie sie der sterbenden Dido beisteht. Von Aeneas verlassen hat sich Dido einen Scheiterhaufen bereiten lassen und ersticht sich auf demselben (IV. 688 ff. nach Voß):

Jene versucht zu heben das starrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt gischt unter der Brust ihr die Wunde.
Dreimal hebt sie empor auf stützendem Arme sich; dreimal
Rollt sie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht sie das Licht am Himmel, und seufzt des gefundenen Lichtes.

Doch die allmächtige Juno, der langen Qual sich erbarmend,
Und wie schwer sie verschied, sandt' Iris herab vom Olympus,
Daß sie die ringende Seel' auflöst' und die Bande der Glieder.
Denn weil nicht durch Geschick, noch schuldiges Todes sie hinstarb,
Nein vor der Zeit, die Arme, da rasch sie entflammte der Wahnsinn;
Hatte Proserpina noch das goldene Haar von der Scheitel
Nicht ihr entwandt, und das Haupt dem stygischen Orkus verurtheilt.
Iris mit Safranschwingen im thauigen Lauf durch den Himmel
Gegen die Sonn' hinziehend den tausendfarbigen Bogen,
Flieget hinab, und das Haupt ihr umschwebet sie: dieses geweihte
Trag' ich zum Dis auf Befehl, und dich entbind' ich des Leibes!
Sprach sie, und schnitt mit der Rechten das Haar ab. Alle zugleich nun
War verflogen die Wärm' und schwand in die Winde das Leben.

So hilft Iris auch dem vergifteten und auf dem Scheiterhaufen schmachtenden Hercules, der nicht leben und nicht sterben kann. Sie kommt herab und schneidet ihm das Haar

ab, wodurch der Zauber gelöst wird und er ſtirbt (Vergl. Mythogr. Vatic. III. 9).

Eine ähnliche Hülfe leiſtet Iris bei Ovid (Metamorphoſen XIV. 830.) der Herſilia, einer der geraubten Sabinerinnen, die des Romulus Gemahlin wurde und als ſeine Wittwe ihn zärtlich beweinte. (Nach Voß):

Ihn beweint als verloren das Weib. Doch die Herrſcherin Juno
Heißt zur Herſilia ſchnell auf gekrümmetem Pfade die Iris
Niedergehn, und ſo der Verödeten bringen die Botſchaft:

Du vom latiſchen Volk, und zugleich vom Volk der Sabiner,
Ausgeſonderte Zierde der Frauen, du würdigſte Gattin
Solches erhabenen Mannes zuvor, und jetzt des Quirinus!
Hemme der Wehmuth Thränen; und wann du den Gatten zu ſchauen
Sehnſucht haſt, ſo folge zum Haine mir, der den Quirinus-
Hügel umgrünt, und den Tempel des römiſchen Königs beſchattet.

Iris gehorcht; und zur Erd' im farbigen Bogen entgleitend,
Naht ſie, Herſilia, dir, und ſagt die befohlenen Worte.

Sie mit verſchämtem Geſicht, und kaum die Augen erhebend:
Göttin! (denn welche du ſeyſt, iſt mir zwar dunkel, doch deutlich,
Daß du der Göttinnen ſeyſt) o führe mich, ruft ſie, und zeige
Mir des Gemahls Anblick! Wenn ihn zu ſchauen nur einmal
Mir das Schickſal vergönnt; wie in himmliſcher Seligkeit ſchweb' ich!

Stracks nun wandelt ſie hin mit der thaumanteiſchen Jungfrau
Zum romuliſchen Hügel. Ein Stern dort, gleitend vom Aether,
Fällt auf die Erde herab: von deſſen Schimmer entbrennend
Schnell der Herſilia Haar mit dem Stern aufſteigt in die Lüfte.

Jetzo schließt sie bekannt der Stifter Roms in die Arme,
Welcher, den vorigen Namen zugleich mit dem Leibe verändernd,
Ora sie grüßt, die als Göttin nunmehr dem Quirinus gesellt ist.

Eigenthümlich ist auch die Erscheinung der Iris als Retterin ihrer Schwestern, der häßlichen Harpyen, die von den Boreaden verfolgt werden, bei Apollonius Rhodius (II. 288. ff.).

Die reizendsten Contraste des Zarten im Regenbogen mit der Rauhigkeit der Elemente und dem Schauerlichen der Nacht treten in folgenden Dichtungen hervor. Nach Hesiod (Theog. 777.) mußte die Iris in die Unterwelt hinabsteigen, um das zum großen Schwur der Götter erforderliche Wasser in goldenem Kruge aus dem Styx zu schöpfen. Der Dichter hat es aber unterlassen, dieses Bild genauer auszumalen. Von unübertrefflicher Schönheit ist dagegen Ovids Dichtung von der Iris, die von Juno gesendet, den Traumgott in seiner Höhle aufsucht, um einen die verlassene Halcyone beglückenden Traum von ihm zu erbitten (Metamorphosen XI. 583. ff. nach Voß):

Nicht mehr duldet die Göttin das Flehn für einen Gestorbnen;
Und um trauernde Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, sagt sie, du treuste Verkünderin meines Befehles,
Eil' und besuche den Hof des schlummerbringenden Schlafes,
Daß er Träum' in Gestalt des abgeschiedenen Ceyx
Zur Halcyone sende, das wahre Geschick zu erzählen.

Juno sprach's; in Gewande von tausend Farben verhüllt sich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet sie, nach dem Gebot, zu des Königes Felsenbehausung.

Nächst den Kimmeriern ist die lang eingehende Steinkluft
Tief in dem Berg, wo hauset der unbetriebsame Schlafgott.

Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder ſich ſenkend,
Phöbus mit Strahlen den Ort. Ein mattumdüſternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf; auch ſtört durch Laute die Stille
Kein ſorgfältiger Hund, noch die aufmerkſamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige,
Geben Geräuſch, noch Rede, von menſchlichen Zungen gewechſelt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des Felſens
Rinnt ein lethäiſcher Bach, durch den mit leiſem Gemurmel
Ueber die Kieſelchen rauſcht die ſanft einſchläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft ſind wuchernde Blumen des Mohnes,
Und unzählbare Kräuter, woraus ſich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande beſprenget.
Keine knarrende Thür' auf umgedreheter Angel
Iſt in dem ganzen Haus, und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach iſt ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze
Dunſend von bräunlichem Flaum, und mit bräunlicher Hülle bedecket,
Wo ſich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder.
Rings um jenen zerſtreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luftigen Träume, ſo viel, als Aehren das Kornfeld,
Als Laub träget der Wald, und geſpületen Sand das Geſtade.
Wie ſie die Grotte betrat, und die ſperrenden Träume die Jungfrau
Weg mit den Händen gedrängt, da erhellte der Glanz des Gewandes
Schnell das heilige Haus; und der Gott, der in laſtender Trägheit
Kaum die Augen erhob, und zurück und von neuem zurückſank
Und mit nickendem Kinne die obere Bruſt ſich berührte,
Schüttelt ſich nun aus ſich ſelber hervor, und auf ſtützendem Arme

Fraget er, die er erkannt, warum sie komme. Doch Iris:

Schlaf, du Ruhe der Wesen, o Schlaf, huldreichster der Götter,
Friede dem Geist, der du Sorgen verbannst, und ermüdete Herzen
Nach des Tages Geschäft einwiegst, und erneuest zur Arbeit.
Laß doch Träume, die wahrer Gestalt Nachahmungen gaukeln,
Nach der herculischen Trachin, gehüllt in des Königes Bildung,
Zur Halcyone gehn, und genau darstellen den Schiffbruch.
Das ist der Juno Gebot. — Da den Auftrag Iris vollendet,
Eilt sie hinweg; denn sie konnte nicht mehr ausdulden des Qualmes
Taumelkraft; und sobald sie den Schlaf auf die Füße geglitten
Schauete, geht sie zurück auf dem jüngst bewandelten Bogen.

Bei Homer wird Iris auf ähnliche Weise in die Höhle der Winde gesandt, weil ohne die Hülfe der Winde der Scheiterhaufen des Patroklos nicht brennen will. Diese Dichtung ist eben so schön, wenn auch etwas weniger ausgeführt (Ilias XXIII. 198. ff. nach Voß):

Die hurtige Iris
Hörete seine Gelübd', und kam als Bote den Winden.
Sie nun saßen gesellt in des sausenden Zephyros Wohnung,
Froh am festlichen Schmaus; und Iris, fliegendes Laufes,
Trat auf die steinerne Schwell'. Als jene sie faßten mit den Augen,
Sprangen sie alle vom Sitz, und neben sich lud sie ein jeder.
Doch sie weigerte sich des gebotenen Sitzes, und sagte:
Nöthiget nicht: denn ich eile zurück an Okeanos Fluthen,
Dort wo die Aethiopen den Ewigen jetzt Hekatomben
Festlich weihn, daß ich selber des Opfermahls mich erfreue.
Aber, o Boreas, dir und dem sausendem Zephyros flehet
Aeolus Sohn zu kommen, und heilige Opfer gelobt er,
Daß ihr in Gluth auftregt das Todtengerüst des Patroklos,
Wo er liegt, den seufzend das Volk der Achaier bejammert.

Alſo ſprach ſie, und eilte hinweg. Da erhuben ſich jene,
Mit grauwolkem Getöſ', und tummelten rege Gewölk her.
Bald nun kamen ins Meer ſie geſtürmt; da erhub ſich die Brandung
Unter dem brauſenden Hauch; und ſie kamen zur ſcholligen Troja,
Stürzten ſich dann ins Gerüſt; und es knatterte mächtig empor Gluth.

Noch ſchöner iſt der Contraſt des Regenbogens mit dem Abgrund des Meeres in Homers herrlicher Dichtung. Iris wird abgeſandt, um die ſchöne Meergöttin Thetis, die Mutter des Achilles, in den Himmel zu holen. (Ilias XXIV. 77. ff. nach Voß):

Iris erhub ſich, die windſchnell eilende Botin.
Zwiſchen Samos hinab, und die rauhumſtarrete Imbros,
Sprang ſie ins finſtere Meer; und es ſcholl die Woge des Sundes.
Jene ſank, wie gerundetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches, über dem Horn des geweideten Stieres befeſtigt,
Sinkt, den gefräßigen Fiſchen des Meers das Verderben zu bringen.
Jetzo fand ſie Thetis in wölbender Grott', und die andern
Meergöttinnen umher; ſie ſelbſt in die Mitte geſetzet
Weinte des Sohns Schickſal, des Untadlichen, welchem beſtimmt war,
Ferne vom Vaterland' in der ſcholligen Troja zu ſterben.
Nahe trat und begann die windſchnell eilende Iris:
Hebe dich, Thetis; es ruft, der unwandelbar ordnet, Kronion.
Ihr antwortete drauf die ſilberfüßige Thetis:
Warum heißt mich ſolches der Mächtige? Blödigkeit hält mich,
Ewigen Göttern zu nahn, weil Gram mir die Seele belaſtet.
Aber ich geh; kein Wort auch entfalle mir, welches er redet.
So die heilige Göttin, und nahm ein Trauergewand um,
Dunkelſchwarz, noch keinen umhüllete ſchwärzere Kleidung.

Rasch nun wandelte sie, und die windschnell eilende Iris
Führete; seitwärts fuhr die getrennete Woge des Meeres.
Als sie den Strand nun erstiegen, entschwangen sich beide gen Himmel.
Und sie fanden den waltenden Zeus, und rings um den Herrscher
Saßen, zum Rathe gesellt, die unsterblichen seligen Götter.

Eine andere gewiß sehr glückliche poetische Idee hat Nonnus (Dionysiaca, gleich im Eingang des 13ten Buchs) leider nur angedeutet, nicht ausgeführt. Zeus sendet seine Botin Iris zu Dionysos, um denselben aufzufordern, die Inder, die ihn beleidigt hatten, zu bekriegen. Iris tritt in die rauschende Halle, in welcher die Korybanten in trunkener Lust zusammen zechen. Sogleich bietet ihr der tolle Haufen einen Becher voll des stärksten Weines dar, und sie nimmt ihn mit jungfräulicher Sittsamkeit an und trinkt, aber bald wird das Haupt ihr schwer. Es ist gewiß ein sehr origineller Gedanke, den im Wasser gebornen Regenbogen einmal Wein trinken zu lassen. Aber Nonnus hat diesen Gedanken nicht näher ausgebildet, sondern sich mit dem kurzen Bericht in wenigen Zeilen begnügt.

Höchst anmuthreich ist die Erscheinung der Iris auch im Reiche der Vögel bei Aristophanes. Die Vögel haben sich eine große Stadt mitten in die leere Luft gebaut, aber nur in ihrer Einbildung. Niemand kann sie sehen. Der Regenbogen steht mitten darin, ohne die Stadt gewahr zu werden. Die Vögel aber halten die reizende Iris an und suchen der Ungläubigen die Herrlichkeit ihrer Capitale begreiflich zu machen.

Unter den hier angeführten Beispielen kommen einige vor, in denen Iris auch als Führerin der abgeschiedenen

Seelen erscheint, wie sonst Mercur. Doch ist es ein Irthum, wenn Natalis Comes S. 902 behauptet und als Regel feststellt, Iris befreie die Seelen der Weiber, Mercur die der Männer aus ihren Körpern. Das oben erwähnte Beispiel von Hercules, dessen Seele die Iris befreit, beweist, daß hier das Geschlecht keinen Unterschied macht.

Noch willkürlicher und nur durch das Wortspiel hervorgerufen scheint die Beziehung der Iris zur Eris, Göttin der Zwietracht. Wenn die mythographi Vatic. I. 6. und II. 4. 6. behaupten, Mercur werde von den Göttern abgesandt, um Frieden und Vereinigung, Iris aber nur um Zwietracht zu stiften, so ist das keineswegs ganz richtig, wie aus den eben mitgetheilten Beispielen erhellt. Iris erscheint oft tröstend und rettend, während Mercur selbst hin und wieder als Bote der Zwietracht vorkommt. Daß Eris, die den goldenen Apfel auf die Göttertafel wirft, nicht die Iris ist, leuchtet ein, aber gerade Mercur ist es, der die drei um die Schönheit streitenden Göttinnen vor den Hirten Paris führt, damit er entscheide, welche den Apfel haben solle. Passend ist die Bemerkung des zweiten vatic. Mythographen in der citirten Stelle nur insofern, als hier die Scheinherrlichkeit des Regenbogens den reellen Gütern des Mercur (als des Kaufmannsgottes) entgegengesetzt wird.

Unter den pompejanischen Wandbildern kommt ein sehr merkwürdiges vor, das wahrscheinlich eine Iris darstellt (Herculanum und Pompeji. Hamburg 1841. III. tab. 39). Sie hat zwar keine Schmetterlings-, sondern rosenfarbene Vogelflügel, aber sie hebt ihren violetten Schleier im Bogen über sich, sie hat blondes Haar und ein grünes Kleid, mithin vereinigen sich in ihr die Regenbogenfarben nur auf eine neue und geniale Weise. Im Alterthum war ein unvollendet

gehliebenes Bild der Iris vom Maler Aristides wegen seiner seltenen Schönheit sehr berühmt, wie Plinius in seiner Naturgeschichte XXXV. 11. meldet.

Man muß sich wundern, daß die Alten gar nicht daran gedacht haben, den Regenbogen auf die Sonne und demnach die Iris auf Apollo oder Helios zu beziehen. Welche neue Quelle der zartesten Poesie wäre ihnen aufgegangen, wenn sie den Sonnen- und Mondregenbogen unterschieden und eine Iris solaris und lunaris gekannt hätten!

Eine sehr liebliche Sage findet sich noch bei Plinius (hist. nat. XII. 24). Ein gewisser Balsambaum nämlich, Aspalathus genannt, soll ganz ohne Geruch bleiben, bis ein Regenbogen erscheint, der ihm sogleich den herrlichsten Wohlgeruch verleiht.

Nach Artemidors Traumbuch (II. 39.) bedeutet der Regenbogen, wenn man ihn im Traum sieht, Gutes, besonders den Armen und Bedrängten, aber nur, wenn man ihn zur rechten Hand, nicht wenn man ihn zur linken sieht. Als ein Wahrzeichen für die Menschen habe Zeus den Regenbogen in die Wolken gestellt, sagt schon Homer (Ilias XI. 27.), was freilich ein sehr allgemeiner Ausdruck ist. Bei Plautus kommt das Sprüchwort vor: bibit arcus, pluet hodie, weil man (gemäß der oben erwähnten ovidischen Vorstellung) glaubte, der Regenbogen ziehe Wasser und verkündige noch mehr Regen. Wenn es in Schottii physica curiosa S. 1212 heißt, die goldnen Regenbogenschüsselchen seyen Trinkschalen der Iris, so kann damit vielleicht auf das Wasserschöpfen dieser Göttin (wenn sie die Wolken aus dem Meere auffüllt) Bezug genommen seyn.

Es sey mir erlaubt, hier noch eine Vermuthung über den Ursprung des Glaubens an die Regenbogenschüsseln anzu-

knüpfen. Dem Pauſanias (II. 16. 3.) zufolge erhielt die Stadt Mykene ihren Namen von μύκης, dem Deckel der Degenſcheide, der dem Perſeus hier entfallen war, als er in der Luft über dieſe Gegend ſchwebte. Sein Degen aber iſt der Golddolch, derſelbe, den auch Mithras, der perſiſche Sonnengott, führt. Perſeus ſelbſt iſt der perſiſche Mithras. Unter dem Golddolch iſt der in die Erde eindringende Sonnenſtrahl, aber auch der die Erde befruchtende Regen (der goldene Regen, in den ſich einſt Zeus verwandelte, um zur Danae zu kommen), verſtanden. Einer zweiten Sage zufolge erhielt Mykene ihren Namen von μύκητα, dem Pilz, den einſt der durſtende Perſeus aus der Erde riß und hinter dem ſogleich Waſſer nachlief, das ſeinen Durſt löſchte. Vergleiche darüber die dritte Auflage von Creuzers Symbolik I. S. 282. Nach einem fruchtbaren Sommerregen ſchießen Pilze auf, und hier ſcheinen namentlich goldfarbne Pilze verſtanden zu ſeyn, da ſie auf den Deckel einer goldnen Waffe bezogen werden. Ich glaube nun die Erörterung des ehrwürdigen Creuzer über dieſen Gegenſtand noch durch die Hinweiſung auf den nordiſchen Glauben an die goldnen Schüſſeln, die nach einem Regenbogen ſichtbar werden, ergänzen zu dürfen.

Wir müſſen nun zu den bibliſchen und chriſtlichen Vorſtellungen übergehen. Jedermann kennt die hohe Bedeutung des Regenbogens als des Friedens- und Bundeszeichens, das Jehovah nach der Sündfluth aufrichtete und durch das er dem Noah und ſeinem Geſchlecht Gewähr leiſtete für die Dauer der aus der Fluth neu hervorgegangenen Schöpfung und für die ungeſtörte Entwicklung der neuen Menſchheit. Es iſt klar, daß hier der Regenbogen als eine ganz neue und

höchſt wunderbare, zuvor nie geſehene Erſcheinung aufgefaßt werden muß, und in dieſem Sinn mußten die Erklärer auch annehmen, daß es in der vorſündfluthlichen Periode der irdiſchen Natur weder einen Regenbogen, noch überhaupt Regen gegeben habe.

Wie ſich das die Phyſiko-Theologen in ältern und neuern Zeiten zu erklären verſucht haben, wollen wir hier nicht näher erörtern. Alles läuft dabei auf die Vorausſetzung einer ehemals anders gemiſchten Atmoſphäre hinaus. Doch hat man unter den Ueberreſten vorweltlicher Pflanzen und Thiere, die unter einem ſo ganz andern Himmel gelebt haben mögen, noch nie und nirgends Menſchenknochen gefunden, durch welche das Daſeyn des in der Sündfluth untergegangenen Geſchlechts ſich nachweiſen ließe. Es genügt aber an der poetiſchen Idee, deren Erhabenheit durch die Phyſik nichts gewinnen und nichts verlieren kann.

Gleich erhaben iſt die bibliſche Vorſtellung des Regenbogens als des hohen Thrones, auf welchem einſt der Herr ſeinen Stuhl ſetzen und über die Lebendigen und Todten richten werde. Minder großartig erſcheint der Regenbogen als Nimbus um den Kopf des großen Engels, der einen Fuß auf die Erde, den andern auf das Meer ſetzt. Ebenfalls in der Offenbarung Johannis.

Aber dieſe altbibliſchen Vorſtellungen ſind von chriſtlichen Dichtern ſpäter noch weiter ausgeführt worden. Mit Beziehung auf den noachiſchen Regenbogen lehrte der heilige Beda, ſo lange die Menſchen dieſes Zeichen am Himmel ſehen würden, ſo lange würden ſie auch der göttlichen Gnade verſichert ſeyn. Da die zunehmende Verderbniß der Menſchen aber am Ende doch das letzte Strafgericht nothwendig machen werde, ſo werde ſich die Nähe desſelben und der bevorſtehende

Untergang des Menſchengeſchlechts und der alten Erde durch das plötzliche Ausbleiben des Regenbogens ankündigen. Dieß werde ſtattfinden vierzig Jahre vor dem jüngſten Tage. — In Beziehung hierauf findet ſich auch eine ſehr merkwürdige Deutung der Regenbogenfarben bei Gervaſius Tilberienſis I. 24. (Leibnit. script. rer. Brunsvic. I. S. 9 8). Auch hier nämlich wird die Sage wiederholt, daß vierzig Jahre vor dem Weltuntergange kein Regenbogen mehr werde zu ſehen ſeyn. Die Art des Weltunterganges aber ſey vorbedeutet in den Farben des Regenbogens. Wie Gott der Herr dem Noah und ſeinen Nachkommen ſeine Gnade zuſicherte innerhalb des Weltalters, das zwiſchen der Sündfluth und dem künftigen Weltuntergang im Feuer in der Mitte liegt, ſo bedeutet auch in der Erſcheinung des Regenbogens die äußere blaue Farbe das Waſſer, die innere rothe aber das Feuer.

Unter den Sinnbildern der katholiſchen Kirche kommt der Regenbogen öfter vor. Sofern er in der Luft ſtehend einen Schenkel auf die Erde, den andern auf das Meer ſtellt, alſo die drei Naturreiche verbindet, dachte man ſich ihn als ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Sofern er, ein zartes und vergängliches Luftbild, durch den ganzen Himmel reicht und das ganze Weltall umfaſſen zu wollen ſcheint, dachte man ſich ihn als die Jungfrau Maria, die als ſchwaches und ſterbliches Weib den unendlichen Gott in ihrem Schooße trägt. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdat immensum bei Piccinelli. Sofern er aber aus vielen Farben harmoniſch zuſammengeſetzt iſt, nahm man ihn zum Sinnbild der chriſtlichen Kirche, in der ſich alle Völker der Erde harmoniſch einigen. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdata varietate bei Broſchius. Wieder in anderer Weiſe wurden

die sieben Farben des Regenbogens auch häufig auf die sieben Sacramente gedeutet, namentlich von Dante.

Auf den Kirchenbildern, welche den Bund Gottes mit Noah darstellen, fehlt natürlich der Regenbogen nie. Eines der ältesten ist wohl das einer antiken christlichen Gemme in Gori's Dactyliothek (oder Cabinet des pierres) I. N. 118, darstellend die Taube mit dem Oelzweig, unter sich die Arche, über sich die Wolken mit einem schmalen Abschnitt des Regenbogens. Eben so auf Bildern des Weltgerichts. Von vorzüglicher Schönheit ist der Regenbogen in dem berühmten Danziger Weltgericht, das unserm Johann von Eyck zugeschrieben wird. Hier sieht man ihn sogar noch sich spiegeln in der goldenen Kugel, die dem ewigen Richter zum Fußschemel dient. Auf einem ähnlichen und nicht minder berühmten Weltgericht des Schoreel in Brügge spiegelt sich der Regenbogen im Meere.

Warum der Regenbogen (in Lothringen) die Krone des h. Lienhard oder Bernhard heißt, ist mir nicht bekannt. Bezieht sich das Sinnbild vielleicht auf die sieben schweren Eisenringe, welche der strenge Ascet Bernhard zu St. Omer im 12ten Jahrhundert angelegt hatte?

Ich will hier noch einige wenige Notizen von geschichtlich merkwürdigen Regenbogen beibringen, die ein poetisches Interesse darbieten. Als der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer das bethörte Volk bei Frankenhausen dem Heer der Fürsten und Ritter entgegenführte, verkündigte er ihnen, sie würden ohne Schwertstreich allein durch die Hülfe des Himmels siegen und nahm dessen zum Zeugen den schönen Regenbogen, der eben am Himmel stand. Aber er wurde überfallen, geschlagen und selbst gefangen. — Bei dem großen Blutgericht in Prag im Jahr 1621, als Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht auf dem weißen Berge die böhmischen Directoren und Hauptanhänger der hussitischen Lehre und des vertriebenen

Königs Friedrich hinrichten ließ, flehte der Bürgerhauptmann Kutnauer noch auf dem Schaffot den Himmel an, ein Zeichen der Gnade zu geben, da die irdiſchen Fürſten keines geben wollten, und ſiehe da, plötzlich zeigte ſich am Himmel ein ſchöner Regenbogen.

Für die Albertiniſche Linie des ſächſiſchen Hauſes iſt der Regenbogen auf eine merkwürdige Weiſe verhängnißvoll geworden. Als Kurfürſt Johann Georg I. mit der Lauſitz belehnt wurde (zu Camenz), erſchien ein Regenbogen, den er für ein glückliches Zeichen nahm, aber es folgten die unglücklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Als wieder im Jahr 1806 Kurfürſt Friedrich Auguſt von Napoleon die Königswürde annahm, erſchien abermals ein Regenbogen, den man wieder für ein glückliches Zeichen hielt. Aber es folgten die großen Kriege, in deren Folge Sachſen getheilt wurde.

In der widrigſten und unnatürlichſten Verbindung erſcheint der Regenbogen als das von ihr ſelbſt gewählte Symbolum der berüchtigten Megäre Frankreichs, Katharina von Medicis.

Unabhängig von religiöſen und mythologiſchen Bedeutungen haben die Dichter noch viel Schönes an die Erſcheinung des Regenbogens geknüpft. Schon der berühmte indiſche Dichter Kalidaſa verglich, von der herkömmlichen Vorſtellung abweichend, den Regenbogen mit dem bunten Gürtel eines Mädchens und die Wolken mit ihrem vollen Buſen (Höfers indiſche Gedichte I. S. 84). Noch ſchöner iſt der Regenbogen benutzt in dem altindiſchen Drama Mrichchakati (Theater der Hindu, Weimar 1828. Theil I. S. 190). Die reizende Vaſantaſena hat ihren Geliebten Charidatta in Sturm und Gewitter gefunden. Da ruft er:

Mag schwarz der Himmel seyn, und aus den Wolken
Viel hundert Blitze brechen; sie sind freundlich,
Und haben sie, nach der umsonst ich seufzte,
Mir hold gegeben. — Glücklich, dreimal glücklich
Ist jeder, dessen Wände in sich schließen
Die Schöne, die er liebt, der in den Armen,
An seiner Brust die Zitternde erwärmt.
Geliebte, sieh; dort wölbt sich Indra's Bogen
Am Himmel, Armen gleich, die ausgebreitet
Ermüdet sind; der Himmel schleudert Blitze,
Und seine Wolken hängen tief herunter.
Es ladet alles uns zur Ruhe ein;
Laß uns hineingehn; sieh, die Tropfen fallen
Melodisch tönend auf der Palme Laub,
Und auf den Kieselbruch und in den Bach
Und geben solche holden Klänge wieder,
Wie lieblich Laute und Gesang sie wecken.

In einem andern, in demselben Werke mitgetheilten Drama, Malati und Madhava, heißt es (Theil II. S. 101):

Den Jubelruf zu hören ringsumher,
Mit dem die Pfauen froh den Regenbogen,
Der ihrer Liebe günstig ist, begrüßen.

Die himmlische Erscheinung steht wegen ihrer Farbenpracht mit den Pfauen in einer poetischen Wahlverwandtschaft.

Am Ende des Mittelalters deutete Theophrastus Paracelsus den Regenbogen auf eine freilich sehr unwissenschaftliche, aber gewiß sehr poetische Weise, indem er ihn eine himmlische Blume nannte, die unsichtbar und im Stillen auf dem Feld der Sterne wachse und nicht eher von uns gesehen werde, als bis sie den großen farbigen Blüthenkelch öffne, aber dann schnell wieder verblühe. Die neuern Dichter haben nichts aufgebracht, was diesem Bild an poetischer

Tiefe gleich käme. — Auch der sogenannte philosophische Regenbogen der Alchymisten ist eine ungemein poetische Vorstellung. Sie verglichen die Efflorescenz vieler metallischer Farben, die der Ausscheidung des reinen Goldes vorhergehe, mit dem Regenbogen, der da verkündige, daß der Kampf der Elemente beendigt sey, daß Frieden herrsche und daß nun der König im Purpur erscheinen werde.

Im allegorischen Zeitalter nach der Reformation wurde der Regenbogen oft zu Sinnbildern benutzt, zuweilen sehr poetisch. Ein Regenbogen im drohenden Gewölk mit der Devise inter nubila gratior bedeutete eine schöne Fürstin unter Gefahren, oder einen gegen die besiegten Feinde gnädigen Fürsten. Eine vor dem Regenbogen fliegende Wolke mit der Devise auget splendorem bedeutete die Niederlage des Feindes. Die Wolke wollte die Sonne verfinstern und macht sie nur noch glänzender und schöner. — Pater Abraham a Santa Clara sagt in seinem Erzschelm (III. S. 2.) sehr sinnreich vom Prunk der damaligen Höfe: die Liberey der Lakayen und Bedienten hat fast allerlei Farben, wie ein Regenbogen; es kann wohl seyn, daß es nasses Wetter bedeute in den Augen der Unterthanen.

Jean Paul vergleicht die Wassergalle mit der kurzen Freude des trüben Erdenlebens. Sehen wir auch nur ein kurzes Stück des schönen Bogens, so denken wir ihn doch fortgesetzt und voll im Himmel. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher neuere Dichter das schöne Bild eines Regenbogens mitten im noch stürmischen Meere ausgeführt und als Hoffnungszeichen sinnig gedeutet hat.

Herder dichtete ein sehr schönes Lied auf den täuschenden Schein des Regenbogens:

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Beicht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenbogen.

Weh! der Bogen schwindet,
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Ein andrer Dichter nahm die liebliche Täuschung des Regenbogens zugleich in der antiken Bedeutung:

In finstrer Höhle lagen die Träume,
Gefesselt am Boden, am harten Stein,
Es drang in die tiefen dunklen Räume
Kein Schimmer des Lichtes je hinein.

Da klagten sie leise und klagten bange:
„Warum hat uns Zeus in die Nacht gebannt,
In die alte Jahrtausend lange,
In der wir die Sonne nie gekannt?

Dürfen wir frei die Schläfer umschweben,
So sterben wir doch im Morgenroth,
Die sehnend hin zum Lichte schweben,
Im Lichte finden wir den Tod.

Wir bilden so liebreich in der Stille,
Was immer des Menschen Herz erfreut,
Möchten's ihm bieten in goldner Fülle
Und werden doch nie zur Wirklichkeit.

Wir sind der Armuth reiche Gäste,
Wir baun mit unerschöpflicher Kunst
Blühende Gärten und weite Paläste
Und alles verrinnt doch wieder in Dunst.

Wir legen, die sich heimlich sehnen,
In der entbehrten Liebe Schooß,
In Freude verwandelnd alle Thränen,
Leiden wir selbst der Thränen Loos."

So weinten die kleinen Träume leise.
Der finstre Traumgott hörte zu,
Und in der Sklavenhändler Weise
Schwang er die Peitsche: habt nun Ruh!

Sie schwiegen und zitterten und krochen
Zusammen, nur heimlich jeder weint.
Da hört man's an der Thüre pochen
Und eine lichte Gestalt erscheint.

Denn Iris ist's, die sich verstohlen
Ins nächtliche Reich des Traumgotts schlich,
Für Juno einen Traum zu holen.
O seht, sie bangt, sie fürchtet sich.

Vorsichtig schreitet sie durch die engen
Höhlungen mit gesenktem Blick
Und schiebt die Träume, die sie umdrängen,
Mit ihrem zarten Fuße zurück.

Sie lauschen entzückt und wie geblendet
Vom sanften Regenbogenlicht.
„Bist du's, die unser Leiden endet,
Auf ewig unsre Fesseln bricht?

Bist du, o Liebliche, die Sonne,
Die uns aus der langen Nacht befreit?
Führst du uns zu des Tages Wonne
Und in die schöne Wirklichkeit?"

Sie breitet weit aus ihr Gefieder
Und leuchtet mild in die Nacht hinein
Und lächelt: ihr armen kleinen Brüder,
Ich bin wie ihr ein bloßer Schein.

Den Regenbogen, wie er in Wasserfällen sichtbar wird, hat C. G. Ritter von Leitner (Vesta 1832 S. 212) sinnig auf die badende Iris bezogen:

Hoffend senke den Leib, den sterblichen, in das Gewässer,
Das Unsterbliche selbst nicht zu besuchen verschmähn,
Iris labet hier oft geheim die ätherischen Glieder,
Wie es am Ufergebüsch hangend ihr Schleier verräth.

Er spricht insbesondere vom Regenbogen im Wasserfall der Gasteiner Ache.

Juſtinus Kerner ſingt:

Wenn Schmerz mit Luſt des Sängers Bruſt durchglüht,
Entſpringt aus ihr das farbenreichſte Lied.
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entſteht des Regenbogens buntes Bild.

Ein ſehr liebliches Bild hat uns Rückerts reiche Phantaſie ausgemalt:

Die Göttin Iris ſtand in lichter Zier
Und lächelte herab vom Farbenbogen,
Der Brücke von Rubin, Smaragd, Sapphir,
Die über einem Eiland ſtand gezogen,
Ihr einer Fuß auf Meereswogen hier,
Und dort ihr andrer Fuß auf Meereswogen;
Und mitten in am Eiland ſaßen wir,
Von Liebesſcherz und Grazien umflogen.

Nicht ſelten haben aber auch die Dichter, wie die Maler, den Regenbogen mißbraucht zu Effectſcenen und ihn bei ſentimentalen und feierlichen Gelegenheiten gar zu oft erſcheinen laſſen. Was insbeſondere die Maler betrifft, ſo haben ſelbſt die glänzendſten Verſuche von Rubens, Pouſſin, Koch ꝛc. nur beweiſen können, daß ſich der Regenbogen nicht malen läßt.

J. G. Jacobi fingirt einen Wettſtreit zwiſchen der Morgenröthe und dem Regenbogen und tadelt die (übrigens nur in ſeiner Einbildung vorhandenen) Verächter der Iris. In dieſem etwas geſchraubten Gedicht iſt doch folgender Gedanke ſchön:

Hätte je mit reinerem Feuer
Euch der Muſe Geſang durchglüht,
Euer Ohr geachtet auf der Leyer
Siebenfach tönende Harmonie,
Auf den Wechſel der Saiten, und wie.

Schweſterlich eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhern ſchwindet,
Alles ſich trennt und wieder findet,
Alles ſich ordnet zu ſüßem Verein,
O der ſiebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr und ehren
Die geheimnißvolle Hand,
Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das in Farben und in Tönen
Unſern Geiſt dem Staub entzieht.

Mehrere Gedichte auf den Regenbogen ſind in Räthſelform gegeben. So ein älteres aus den Kurzweiligen Fragen (S. 23.) aufgenommen in des Knaben Wunderhorn I. S. 209.

Es iſt die wunderſchönſte Brück,
Darüber noch kein Menſch gegangen,
Doch iſt daran ein ſeltſam Stück,
Daß über ihr die Waſſer hangen,
Und unter ihr die Leute gehn
Ganz trocken, und ſie froh anſehn,
Die Schiffe ſegelnd durch ſie ziehn,
Die Vögel ſie durchfliegen kühn;
Doch ſtehet ſie im Sturme feſt,
Kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

So das berühmte Räthſel von Schiller:

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindend ſteigt ſie in die Höh'.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,

Sie ſelber trug noch keine Laſten,
Und ſcheint, wie du ihr nah'ſt, zu fliehn.

Sie wird erſt mit dem Strom, und ſchwindet,
So wie des Waſſers Fluth verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und wer ſie künſtlich hat gefügt?

Eines der großartigſten und ſchönſten poetiſchen Bilder iſt die Erklärung der Planetenſchöpfung durch den Regenbogen in Okens Naturphiloſophie (2te Ausgabe S. 69.), deren ich oben ſchon gedacht habe, ſofern ſie gewiſſermaßen nur eine uralte orientaliſche Vorſtellung wiederholt. Oken ſagt: „Die Farben ſind nichts als Abbilder der Sonne in der Finſterniß, Selbſterſcheinungen der Sonne in der finſtern Materie. Ein Lichtpunkt in die Finſterniß geworfen, iſt Farbe. Dieſes gilt rings um die Sonne, daher iſt die Sonne von einer Hohlkugel von Farben, von ihrem eigenen Widerſchein umgeben. Der Regenbogen iſt ein Ring um die Sonne von unendlichen Poſitionen der Sonnenbilder in der Finſterniß. — Jedes Verdichten des Aethers durch das Licht iſt mithin Production der Farbe; und umgekehrt, jedes Produciren der Farbe iſt ein Verdichten des Aethers. — Die Geſetze der Färbung gehen alſo denen der Materiewerdung parallel, oder vielmehr ſind dieſelben. — Die Planeten ſind alſo nach den Geſetzen des Lichts, die es in den Farben ausübt, producirt. — Es gibt ſo viele Weltkörperproductionen als es Farbenproductionen gibt, alſo vier. — Die Sonne iſt die Verleiblichung des Rothen und des Feuers, die Planeten der drei irdiſchen Farben. Die Kometen gehören dem Reiche der Finſterniß an. — Die Planeten ſind nur abgeſpiegelte Sonnen in der Finſterniß; ſie ſind urſprünglich Farbenhohlkugeln geweſen, dann Farbenbaharinge (ſolare Regenbogen),

dann Farbenpunkte geworden. — Die Planeten sind geronnene Farben, denn sie sind geronnenes Licht. — In derjenigen Entfernung von der Sonne, wo das Licht anfängt sich zu trüben, wo es, im newtonischen Sinne zu reden, anfängt sich zu brechen, da entstehet Planetenmasse. Die Planetenmasse gerinnt also rings um die Sonne zusammen, wie ein Regenbogen. — Diese planetaren Farbenbogen verhalten sich zur Sonne, wie die drei irdischen Farben zu der kosmischen oder wie die drei irdischen Elemente zum Feuer. — Es müssen also drei Planetenproductionen um die Sonne sich gebildet haben, weil das Licht sich in drei Momenten verdichtet, materialisirt. — Zur ersten Production gehören Mercur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres und Pallas. Sie sind die erste Abweichung vom Roth, das Gelb. Das Erdige überwiegt in ihnen. Zur zweiten Production gehören Jupiter und Saturn, das Wasser regiert sie und wogt selbst uns sichtbar auf ihnen, Grün. — Zur dritten, entferntesten Production gehört der Uranus; er ist das Blau, in dem die Luft überwiegt."

Es sey mir erlaubt, an diese Sammlung mythischer und poetischer Vorstellungen noch einige Notizen über die landschaftliche Schönheit des Regenbogens anzuknüpfen. Eine physikalische Erklärung möge man hier nicht erwarten, da sie dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht entsprechen würde und da man sich darüber in allen guten Handbüchern der Physik und namentlich in Gehlers Wörterbuch hinlänglich unterrichten kann. Ich habe hier nur das Schöne im Auge. Doch muß der poetischen Beziehungen wegen, die darin liegen, voraus bemerkt werden, 1) daß jeder Mensch nur

ſeinen eigenen Regenbogen ſieht und daß der Regenbogen überhaupt nur vorhanden iſt, ſofern er geſehen wird, d. h. wenn alle Menſchen und Thiere blind wären, ſo würde er nicht nur nicht geſehen werden, ſondern auch gar nicht vorhanden ſeyn. Die Sonne bewirkt ihn nur vermittelſt unſers Auges und für unſer Auge. Er iſt nur durch die eigenthümliche Organiſation unſeres Auges hervorgerufen. Es gibt daher keinen objectiven Regenbogen, ſondern nur einen ſubjectiven für jedes Auge, das ihn ſieht. Der Beweis dafür liegt einfach darin, daß der geradlinichte Weg von der Sonne, als der Quelle des Phänomens, zum Mittelpunkt des Farbenringes, von dem wir im Regenbogen nur die obere Hälfte ſehen, immer mitten durch unſer Auge geht. Demnach iſt 2) zu beachten, daß wir den Regenbogen nur ſehen, wenn wir die Sonne im Rücken haben, etwas ſehr Natürliches, das aber eine tiefe poetiſche Bedeutung hat. So ſehen wir die ganze Schönheit der Natur vor uns, beleuchtet durch eine unſichtbare Sonne hinter uns, die wir nur an ihren Wirkungen erkennen — Gott. Daran knüpft ſich 3) die Bemerkung, daß wir den Regenbogen immer nur als eine in Farben zerlegte Abſpiegelung der Sonnenſcheibe ſehen, weßhalb er rund iſt. Wäre die Sonne ſtatt einer Kugel ein Würfel oder eine Pyramide, ſo würden wir auch den Regenbogen vier- oder dreieckig ſehen müſſen; und 4) daß der Regenbogen immer als Spiegelbild vor uns bleibt, daß wir, obgleich er uns immer anlockt, durch ſein ſchönes Thor hindurchzugehen, ihn doch nie erreichen. Dieß macht ihn zum lieblichſten Sinnbild einer unerreichbaren, himmliſchen Schönheit oder eines ewig erſehnten und nie zu erlangenden Glückes.

Je klarer die Luft iſt, je reiner und kräftiger die Sonne ſtrahlt und eine je dunklere Wolkenwand den Hintergrund

bildet, um ſo heller iſt auch der Regenbogen und treten ſeine Farben in der größten Pracht hervor. Dann bildet ſich gewöhnlich auch über ihm der Nebenregenbogen, der immer etwas bläſſer iſt und deſſen Farben in umgekehrter Ordnung ſtehen, nämlich das Violett am äußern und das Roth am innern Rande. Seine Stellung iſt eben ſo regelmäßig wie die des Hauptregenbogens. Die innere violette Farbe bildet mit der Achſe, die vom Mittelpunkt des Kreiſes durch unſer Auge zur Sonne geht, beim Hauptregenbogen ſtets einen Winkel von 40° 29′, die äußere rothe Farbe einen Winkel von 42° 23′; dagegen beim Nebenregenbogen die innere rothe Farbe einen Winkel von 50° 21′, die äußere violette einen von 53° 46′. Man hat die Entſtehung des Nebenregenbogens aus einer zweiten Reflexion des Sonnenlichts in denſelben Regentropfen erklärt, die bei der erſten den Hauptregenbogen bilden.

Am obern Rande heller Regenbögen zeigen ſich häufig ſchwächere Wiederholungen einiger Hauptfarben. Dieſe ſogenannten ſecundären Regenbögen hat man ſich theils aus der Interferenz des Lichts, theils aus der Reflexion in unregelmäßig gebildeten, abgeplatteten Regentropfen — noch immer ungenügend — zu erklären verſucht.

Im Innern des Bogens zeigt ſich die Luft oder Wolkenwand gewöhnlich viel heller und weißer, auf der äußern Seite des Bogens aber viel dunkler und ſchwärzer. Das kommt daher, weil ſich innerhalb des Kreiſes alle Farbenſtrahlen decken, woraus die weiße Farbe entſteht, und daß ſie nur am Rande des Kreiſes in Farben auseinandertreten. An der Gränze dieſes Farbenkreiſes hört die Spiegelung auf und erſcheint die Wolke wieder in ihrer natürlichen Dunkelheit. Wäre der Sonnendurchmeſſer kleiner und würden die Regen-

tropfen die Farbenstrahlen weiter auseinanderstreuen, so würden viele Bogen, jeder von einer besondern Farbe entstehen müssen. Was die Physik nur theoretisch nachweiet, kann die Phantasie als verwirklicht denken in andern Sonnensystemen. Je nach der Verschiedenheit des sehenden Auges, des leuchtenden Körpers und des reflectirenden Mediums lassen sich unendlich verschiedene Formen und Farben der Iris denken.

Die Verschiedenheiten, die uns unser irdischer Regenbogen darbietet, sind wesentlich folgende.

Zuweilen erscheint statt des ganzen Regenbogens nur ein Stück davon, eine sogenannte Wassergalle, die gewöhnlich viel breiter ist, als ein ganzer Regenbogen. Sie zeigt an, daß es noch mehr regnen wird. Zuweilen ist auch der ganze Regenbogen ungewöhnlich breit, was von der Nähe des Wolkenhintergrundes und von der Beschaffenheit der Luft abhängt, die uns die Gegenstände näher oder entfernter zeigt. Ist der Hauptregenbogen sehr breit, so steht auch der Nebenregenbogen scheinbar weiter von ihm ab, was besonders zur hohen Mittagszeit auffallend ist, wenn der Regenbogen sehr tief steht und nur einen niedern brückenartigen Kreisabschnitt bildet. Eine merkwürdige Abweichung von der Kreisform hat man an den auf Schneewolken mitten im Winter gebildeten Regenbögen in den Daurischen Gebirgen beobachtet. Hier bildet das Farbenband zuweilen keinen Halbkreis, sondern lagert sich nur wie ein gekrümmter Balken auf die Wolken. Vergl. Ritters Erdkunde III. S. 319.

Man sieht den Regenbogen zuweilen scheinbar oval, wenn der eine Schenkel desselben auf einem Berge aufsteht. Ganz rund sieht man den Regenbogen unter sich, wenn man in einem Luftballon über der Regenwolke schwebt, oder bei

nahe voll, wenn man auf einer vorragenden Felsennaſe über einem auf allen Seiten umher ſchäumenden Waſſerfall ſteht, was am Reichenbach im Haslithal vorkommt und bei Plürs an einem Waſſerfalle des Berges Savon (nach Scheuchzer itin. alpin. II. 107). Ueberhaupt ſind Waſſerfälle häufig die prachtvollſten Folien der Regenbogen. So iſt der Regenbogen, der, ſo lange die Sonne ſcheint, unbeweglich im Toben des Rheinfalls ſteht, eines der ſchönſten Naturphänomene und tief poetiſch, wenn man ihn ſinnbildlich deutet, z. B. auf die ſegenvolle Erſcheinung des Chriſtenthums mitten im Sturm der Völkerwanderung. Nicht minder berühmt, aber von mehr idylliſcher Schönheit iſt der Regenbogen im Staubbach im Lauterbrunner Thal. Nicht zu gedenken unzähliger andrer berühmten Waſſerfälle, denen der Regenbogen nicht fehlt. Beſonders ſollen ſich die heiligen Gangesquellen durch die Regenbögen in ihren erhabenen Cascaden auszeichnen.

Wir ſehn zuweilen den Regenbogen, ohne daß wir die hinter einer Wolke verborgene Sonne ſelbſt ſehn können, wenn dieſe nur auf die uns gegenüberſtehende Regenwolke ſcheint. Zuweilen zeigt ſich auch der Regenbogen vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, indem die Sonne bereits die hohen Wolken beſcheint, ohne uns ſelbſt ſichtbar zu ſeyn. In den Breslauer Sammlungen findet man mehrere ſolche Fälle verzeichnet (Jahrgang 1718 S. 1607, 1719 September, 1722 Juli). Ich ſelbſt ſah am 7 September 1841 in Stuttgart einen Regenbogen nach Sonnenuntergang ſtufenweiſe von unten her verſchwinden und zuletzt noch hoch in der Luft einen kleinen Kreisabſchnitt bilden.

Man ſieht den Regenbogen zuweilen auch im blauen Himmel ſtehen ohne Wolke. So ſah ihn Kämtz. Die ſehr ſchöne Schilderung eines ſolchen Regenbogens, der noch in

vollem Glanze stehen blieb, nachdem alle Wolken schon verschwunden waren, findet man in Schweiggers Journal Band 56. S. 388 vom Jahr 1838. Fast noch merkwürdiger aber war der Regenbogen, den man 1830 in Erlangen noch vor Sonnenaufgang beobachtete und der einen ungeheuer großen vollen 180 Grad umfassenden Halbcirkel über den heitern, nur von wenig Gewölk getrübten Himmel zog. Beschrieben in Kästners Archiv II. S. 391. Kastner vermuthet, er sey durch Erhebung oder Luftspiegelung aus weiter Ferne nahe gebracht worden.

Zu den merkwürdigsten Beobachtungen gehört die eines ebenfalls 1830 in Frankfurt a. M. erschienenen Regenbogens. Derselbe zeigte sich in der hintersten Regenschicht und war durch mehrere im Mittel- und Vordergrunde stehende Regenschichten zum Theil gedeckt.

Bisweilen zeigen sich zwei oder gar drei Nebenregenbögen, was viel nachfolgenden Regen anzeigen soll. Noch merkwürdiger aber sind die Regenbögen, welche sich durchkreuzen. Solche kann es natürlicherweise nur dann geben, wenn die Sonne sich im Wasser spiegelt und aus dem Wasser heraus nach denselben Gesetzen, wie vom Himmel aus, einen zweiten Regenbogen bildet. Dieser zweite steht immer höher als der erste (weil das Sonnenbild im Wasser nothwendig tiefer steht), und zuweilen gerade über dem ersten, zuweilen rechts oder links abgeneigt, in welchem Falle er einen Schenkel des ersten durchschneidet. Ein Fall der ersten Art ist ausführlich beschrieben in Poggendorfs Annalen IV. S. 111; ein Fall der zweiten Art in Gilberts Annalen, LXII. S. 124. Im Jahre 1792 beobachtete man zu Gosport in Hampshire

an der englischen Küste sogar vier schräg gegen einander gestellte Regenbögen, weil jeder der beiden Hauptregenbögen noch einen Nebenbogen hatte. Eben so merkwürdig und wohl noch seltner ist das Vorkommen zweier Regenbögen, die verkehrt auf einander stehen, einer auf dem Lande wie gewöhnlich, der andere verkehrt über ihm hoch in der Luft. Ich finde nur einen Fall verzeichnet, den die Memorie di matematica e fisica (Modena. XI. Band) beschrieben haben. Er wurde am 22 Julius 1798 beobachtet und erklärt sich nur aus der Luftspiegelung.

Nicht selten herrscht im Regenbogen eine Farbe vor oder ist er ganz einfarbig. Dieß rührt theils von der Beschaffenheit der Luft, theils von der Färbung der Sonne her, welche letztere aber ebenfalls nur aus der Schwängerung der Atmosphäre mit ungewöhnlichen Dünsten herzuleiten ist. Ganz weiß sieht man den Regenbogen im Nebel. Beispiele findet man in den Breslauer Sammlungen von 1722, Monat December, und in den actis acad. naturae curios. 1730 appendix. S. 61. Cranz spricht auch davon in der Historie von Grönland (deutsche Ausgabe S. 59). Vielleicht erscheint er in den nordischen Nebeln öfter so. In den Breslauer Sammlungen von 1718 S. 1607 ist bemerkt, daß man den Aberglauben hege, wenn ein weißer Regenbogen erscheine, so stehe die Pest bevor.

Roth erscheint der Regenbogen, wenn die Sonne selbst ungewöhnlich roth gefärbt ist. Auffallend rothe Regenbogen sind beschrieben in den Breslauer Sammlungen 1720 August und 1724 März. Sie sollen, wie überhaupt Röthe der Sonne und des Mondes, Wind bedeuten. Auch hat man sich davon ein gutes Weinjahr versprochen. Ein gelber Regenbogen soll

dagegen ein gutes Kornjahr bedeuten nach den Breslauer Sammlungen 1720 August. Am seltensten ist der grüne Regenbogen, doch ist er auch schon vorgekommen. Er soll große Nässe bedeuten.

Der Mondregenbogen (Iris lunaris) übertrifft den Sonnenregenbogen noch an geisterhafter Zartheit. Man kann sich nichts Feenhafteres denken. Die Stille der Nacht, der Schlaf der Menschen erhöhen den poetischen Reiz dieser Erscheinung, die meist unbeachtet und ungesehen vorübergeht. Die Schwärze der Nacht aber ist die schönste Folie seines Farbenglanzes. Wie man ihn überhaupt selten sieht, so noch seltner in vollem Glanze; gewöhnlich ist er nur bleich, weißlich oder gelblich. Doch hat man auch außerordentlich helle beobachtet mit den lebhaftesten Farben und sogar mit dem Nebenregenbogen. Die Beschreibung eines so herrlichen Phänomens findet man in Gilberts Annalen XI. S. 480. und in Schweigger's Journal LIII. S. 126.

Den in letzterm Journal beschriebenen Mondregenbogen sah man am 29 Mai 1828 zu Löwen, gegenüber dem Vollmond, aber von der schwärzesten Nacht umgeben, prangend in glänzenden Farben und doppelt. Man hat sogar einmal einen schönen Mondregenbogen gesehen, als der Mond im ersten Viertel nur eine schwache Sichel zeigte, wie das Philos. Magazin von 1833 Monat April, S. 317 berichtet. Von einem sehr seltsamen Mondregenbogen, der nichts Gelbes noch Rothes, aber Weiß und Hellblau im herrlichsten Glanze zeigte, melden die acta acad. nat. cur. von 1673 S. 17. Dieses werthvolle Werk, das nach einem Jahrhundert wieder fortgesetzt worden ist, erschien bekanntlich damals noch unter dem Titel Ephemerides cur. med. phys.

Außer dem Regenbogen trifft bekanntlich noch unendlich Vieles in der Natur. Nicht nur die Regentropfen, sondern auch zahllose andere durchsichtige und reflectirende Körper zerlegen das Licht in das Farbenspectrum, worauf sich die ganze Wissenschaft und Praxis des Prisma gründet. Aber ich glaube schließen zu müssen, da ich hier nur das große atmosphärische Phänomen ins Auge fassen wollte.

Nachträge.

Zu Seite 41. Der Vollständigkeit wegen entlehnen wir hier noch den Hauslehren des Hesiod (nach der Vossischen Uebertragung) die schöne Stelle, die von der Schöpfung des Weibes handelt: Zeus ist aufs heftigste erzürnt,

Weil ihn getäuscht der Betrug des schlangewandten Prometheus.
Drum nun dem Menschengeschlecht mühselige Leiden ersinnend,
Barg er das Feuer. Doch er, des Japetos herrlicher Sprößling,
Bracht' es den Menschen zurück, von dem Donnerer heimlich entwendet,
Drinnen im markigen Rohr, unbemerkt Zeus waltender Vorsicht.
Jetzo begann voll Zornes der Herrscher im Donnergewölk Zeus:

Du des Japetos Sohn, vortrefflichster Kenner des Rathes,
Du frohlockst, daß du Feuer entwandt, und den Sinn mir getäuschet:
Traun, dir selber zum Weh, und den kommenden Männergeschlechtern!
Jenen geb' ich für Feuer ein Unheil, dessen sich alle
Sollen erfreun, herzinnig ihr eigenes Uebel umfangend.

Also sprach hohnlachend der Götter und Sterblichen Vater.
Und er gebot, daß eilig der kunstberühmte Hephästos
Erde mit Blut einmengt', und menschliche Stimm' ihr ertheilte,
Stärke zugleich, und Gestalt, unsterblichen Göttinen ähnlich,

Mit holdseliger Schöne der Jungfraun; dann daß Athene
Zierliche Werk' anwies', und Kunstarbeiten des Webstuhls;
Daß anmuthigen Reiz um das Haupt ihr göß' Aphrodite,
Unruhvolle Begier, und schmachtende Sorgen der Sehnsucht;
Ihr dann dreiste Gesinnung zu leihn, und bethörende Schalkheit,
Gab er dem Hermes Befehl, dem bestellenden Argoswürger.

Also Zeus; sie aber gesammt willfahrten dem König.
Schleunig aus Erd' erschuf der hinkende Künstler Hephästos
Jungfraungleich ein edles Gebild, nach dem Rathe Kronions.
Solche gürtete nun, und schmückte sie, Pallas Athene.
Auch die Chariten schlangen umher, und die herrliche Peitho,
Ihr ein goldenes Busengeschmeid', und rings um die Scheitel,
Wanden die lockigen Horen den Kranz von Blumen des Frühlings.
Allen Schmuck um den Leib band ordnete Pallas Athene.
Ihr auch legt' in die Brust der bestellende Argoswürger
Gaukt einnehmende Wort' und Lug und bethörende Schalkheit,
Es wie Zeus ihm gebeten, der Donnerer; redende Stimm' auch
Legte Hermes hinein. Und allbegabte Pandora
Ward sie genannt, weil alle die Seligen auf dem Olympos
Eigene Gab' ihr bescheert, zum Leid den erfindsamen Männern.

Als sie den schlimmen Trug, den schwervermiednen, gefertigt;
Sendete zum Epimethus den rüstigen Hermes der Vater,
Daß er der Götter Geschenk hinführete. Doch Epimetheus
Dachte nicht mehr an das Wort des Prometheus, nie ein Geschenk doch
Anzunehmen von Zeus dem Olympier, nein zu entsenden
Jegliches, eh' es vielleicht den Sterblichen würde zum Unheil.
Siehe, zuvor ja lebten die Stämm' erbauender Menschen
Fern den Leiden entrückt, und fern mühseliger Arbeit,
Auch Krankheiten des Weh's, die Tod' bringen den Männern;

Denn in dem Unglück pflegen die Sterblichen frühe zu altern.
Aber das Weib hob jetzo den mächtigen Deckel des Fasses,
Rüttelte dann, daß den Menschen hervorging Jammer und Trübsal.
Dort die Hoffnung allein, in dem unzerbrechlichen Hause,
Blieb inwendig dem Fasse zurück, tief unter der Mündung,
Und nicht flog sie heraus; denn zuvor schloß jene den Deckel
Nach Zeus heiligem Rathe, des donnernden Aegiserschüttrers.

Zu S. 45. Indem ich das mir abhandengekommene Citat zu der Notiz, die Sage der Andreasinseln betreffend, vergebens suchte, fand ich dieselbe Sage vollständiger von den Pelewinseln erzählt in Hockies Reise (deutsche Ausgabe 1805 Einleitung S. XXIII). Diese Inseln liegen bekanntlich im Süden von Japan, östlich von den Philippinen. Die Sage lautet: die Gottin Lingobund schwebte schwanger in der Luft, senkte sich aber auf die damals noch ganz kahle Erde herab und gebar hier drei göttliche Kinder. Während ihrer Geburt aber entstanden zugleich die Pflanzen, Thiere und Menschen. Die Menschen waren anfangs noch dergestalt mondsüchtig, daß sie jederzeit mit abnehmendem Monde starben, mit zunehmendem Monde aber wieder auflebten.

Zu S. 61. Die Stelle bei Aristophanes lautet nach der Vossischen Uebersetzung:

Nur Chaos und Nacht und Erebos war Anfangs und des Tartaros Abgrund;
Nicht Erde, noch Luft, nicht Himmel auch war. In des Erebos ödem Bezirk nun
Da gebieret die schwarzumflügelte Nacht vom befruchtenden Winde das Urei,

Woraus in der Zeit umrollendem Lauf erſproß der begehrliche Eros,
Der am Rücken mit zwei Goldfittigen glänzt ꝛc.

Zu S. 65. Ein italieniſches Sprüchwort lautet:

Amor, e tossa, e rogna,
Celar non ti bisogna.

Zu S. 68. Ueber die Flügel des Eros iſt noch nachzutragen, daß derſelbe keineswegs immer geflügelt, ſondern auch hin und wieder ohne Flügel erſcheint, z. B. bei Lippert (I. 754), bei Taſſie (N. 2509). Vergl. Gerhards antike Bildwerke (Text, erſte Lieferung S. 72). Ferner iſt zu bemerken, daß die Flügel des Eros bei den Dichtern insgemein golden, zuweilen auch Taubenflügel genannt werden, daß ihm aber auch Euripides (Hippol. 1270.) und Claudian (XXXI. 140) und häufig die Vaſen bunte Flügel geben. Bei Montfaucon kommt ein Eros vor, dem kleine Flügel am Kopfe ſitzen, wie der Meduſa. Geiſtvoll iſt die Auslegung, die Plato (Phädros 252) den Flügeln des Eros gibt: Sterblichen heißt Eros der Geflügelte, aber den unſterblichen Göttern heißt er Beflügler.

Eine ſehr phantaſtiſche Fabel vom Urſprung der erotiſchen Flügel hat uns Aelian in den Thiergeſchichten (XIV. 28.) aufbewahrt. Der Meergott Nereus hatte außer fünfzig ſchönen Töchtern, den berühmten Nereiden, auch einen Sohn, den Nerites, der alle Jünglinge in der Welt an Schönheit übertraf. Aphrodite ſelbſt verliebte ſich in ihn und wollte ihn mit ſich in den Olymp nehmen, zu welchem Behuf ſie ihm Flügel wachſen ließ. Aber der phlegmatiſche Jüngling

zog es vor, bei seinen Schwestern zu Hause zu bleiben und aus Zorn verwandelte ihn die verschmähte Göttin in eine Muschel und gab seine Flügel dem kleinen Eros. In dieser Mythe ist vielleicht mehr ausgedrückt, als nur die Rache, welche feurige Liebe an träger Gemeinheit nimmt; es ist vielleicht auch eine Erhebung der uranischen über die lascive Venus gemeint, deren priapisches Symbol bekanntlich die Schnecke ist.

Aelian knüpft hier eine zweite Mythe an, wonach derselbe Nerites ein Liebling Poseidons, des Meergottes, gewesen, und von dem Sonnengott Helios aus Eifersucht in eine Muschel verwandelt worden seyn soll und von dem Anteros seinen Ursprung genommen habe.

Zu S. 73. Die Liebe ist blind, wie das Glück; aber auch geblendet, wie die Mücke, die sich in die Flamme stürzt, und der Sinne wie durch Zauberei beraubt, daß sie nicht nur am einmal geliebten Gegenstande keinen Fehler sieht, sondern sich sogar an Gegenstände hängt, die Jedem andern häßlich und lächerlich erscheinen. Am reizendsten aufgefaßt von Shakspeare in der thörichten Liebe Titania's im Sommernachtstraum.

Zu S. 75. Die Alten kannten keinen weiblichen Eros, stellten aber in Mysterienbildern auf Vasen den Eros oft doppelgeschlechtig dar, oder wenigstens, wenn auch männlichen Geschlechts, doch mit weiblichem Kopfputz. Vergl. Gerhard und Panofka Neapels antike Bildwerke I. S. 118 und

286. Hierbei dachte man wohl an den älteſten Eros Protogonos oder Phanes. Ueber die als Büſten vorkommenden Hermeroten vergl. Böttiger kleine Schriften I. 161.

Zu S. 76. Auf einer Gemme bei Galeotti (Muſeum Odescalcum Tab. 12.) ſieht man einen Lorbeerbaum, auf dem ein Greif ſitzt, einen Schild vor ſich haltend (apolliniſche Symbole). Daneben rechts arbeitet ein Eros emſig an einem kleinen Amboß, links ſteht ein anderer Eros rüſtig da. Ein einen Helm ſchmiedender Eros kommt öfter auf Gemmen vor. Auf einer Gemme bei Stoſch (N. 693) hat ſich ein Eros in einer Falle gefangen, während ein andrer ihm ruhig zuſieht. Auf einer Camee des Herzogs von Grafton (Böttiger kl. Schriften II. 324.) fährt Eros als Wagenlenker den von zwei Pſychen gezogenen Wagen des Bacchus, während Anteros in das Rad greift und den Wagen gewaltſam zurückhalten will.

Unter allen Wettrennen der Eroten iſt das auf einem Basrelief in der Sammlung des römiſchen Capitol das wildbewegteſte und am geiſtreichſten ausgeführt. Pferde und Eroten ſtürzen übereinander in unaufhaltſamſter Eile. Viel mehr Figuren enthalten die Vaticaniſchen Basreliefs (V. 38—41 des Muſ. Pio-Clement.), wo eigentlich die Pferde die Hauptrolle ſpielen, daher man die Eroten nur als Genien des Circus erklärt hat.

Zu S. 86. Bei Horaz (Oden IV. 13. 6.) ruht Amor auf den Wangen einer ſchönen Sängerin.

Zu S. 94. Ein wie Triton die Muſchel blaſender Eros kommt auf einem Sarkophag im neapolitaniſchen Muſeum vor. Zwei auf einem Kahn fahrende Eroten, von vier Delphinen gezogen (eine maritime Quadriga) bei Bracci. — Ein mit halbem Leibe aus einer Schnecke vorragender auf dem Meere ſchiffender Eros, der den mit Winden angefüllten Sack des Aeolus an zwei Stricken zurückhält (Licetti hierogl. S. 402), bedeutet wohl nicht, wie der Erklärer glaubt, einen Beherrſcher der Elemente in kosmiſchem Sinne, ſondern einfach die mit Abſicht zaudernde Liebe. — Drei auf einer Muſchel ſchiffende Eroten auf einer Gemme in Borioni collect. 40. Venus auf einer Muſchel, getragen von zwei Tritonen, auf deren Schweifen je ein Eros ſteht, der eine mit einem Spiegel, der andere mit einer Schale. Monum. Matthaeiorum III. 2. Die Büſte einer Venus in einer Muſchel, getragen von einem kleinen Eros und geſtützt von zwei Meerkentauren. Daſelbſt III. 12.

Da Venus ſelbſt aus dem Meere ſtieg und alle Fruchtbarkeit auf Erden durch das feuchte Element bedingt iſt, ſo war auch der Fiſch ein überall bekanntes erotiſches Symbol. Daher dachten ſich die Alten auch unter den beiden Fiſchen im Thierkreis wieder nur Venus und Amor. Als nämlich Typhon die ganze Götterwelt in Schnecken verſetzte, verwandelten ſich Venus und Amor in Fiſche (Manilii astron. IV. 580). Anakreon beſingt in der 51ſten Ode die göttliche Aphrodite, wie ſie auf dem Meere fährt, umringt von Eroten, die auf Delphinen reiten, und von Fiſchen, die ſich zärtlich um ihre Glieder ſchmiegen. — Gar ſchön iſt ein Basrelief in Vannuti et Amaduzzi Monument. Matthaeiorum III. tab. 11. darſtellend den koloſſalen Kopf des Okeanos über das Meer erhoben und umringt von Delphinen, auf

denen Eroten reiten. Auch Psyche fährt mit Delphinen, z. B. Borioni collect. 43.

Zu S. 96. Ein Eros, der auf einem Schwan reitend mit dem Dreizack nach einem Delphin sticht, kommt vor auf einer Gemme im Mus. Cortonense Nr. 29. Einer, der auf einem Delphin reitend nach einem Krebse sticht, bei Stosch Nr. 739.

Zu S. 112. Ein Basrelief bei Inghirami (IV. P. 2.) zeigt uns ebenfalls den Triumph des Eros und der Psyche. Er ist als Jüngling aufgefaßt. Vor ihm schwebt ein kleiner kindlicher Eros und überreicht den Liebenden eine Taube. Zu ihren Füßen neckt ein anderer ein Häschen, dem er eine Traube vorenthält. Auf Psyche's Seite steht ein Schwan, auf der des Eros ein Pfau. Von beiden Seiten kommen Genien mit Geschenken, darunter auf Psychens Seite zwei ihr ähnliche Wesen mit Schmetterlingsflügeln.

Zwei andere Bildchen bei Inghirami (VI. N.) wiederholen den Kuß. Auf dem einen ist Eros ein Kind und Psyche hat vier Augen auf jedem Flügel; auf dem andern (einem auch anderwärts vorkommenden Vasenbilde) ist Eros ein Jüngling mit sehr langen Flügeln und wirft sich in die Arme der sitzenden Liebesgöttin. Eine der lieblichsten Darstellungen des Kusses kommt vor in Buonarotti vetri antichi XXVIII. 3. Eros und Psyche umarmen und küssen sich; neben ihm hängt sein Köcher an einem Rosenstock; neben ihr sieht man einen Spiegel. Wieder anders ist diese Idee aufgefaßt in einem Basrelief (Vanuti et Amaduzzi monu-

menta Matthaeiorum III. 15). Hier bilden die drei Grazien die Mitte und auf jeder Seite derselben küßt ein Eros eine Psyche. Man kann das innerste Geheimniß der Grazie nicht reizender offenbaren.

Zu S. 113. Auf einer alten Gemme (Licetti hierogl. S. 3.) kommt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln in einem Wagen vor, den zwei Lorbeerzweige in den Händen tragende Eroten ziehen. An eine männliche Psyche ist nicht zu denken. Auch die wunderliche Erklärung des Licetus gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Psycheflügeln für den Amor rationalis, und die beiden ihn ziehenden für den Amor voluptuosus und heroicus, deren niedere Natur von seiner höhern geleitet wird. Wäre diese Erklärung richtig, so müßten die vorgespannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geschmückt erscheinen. Vielleicht ist der psychische Knabe ein Hesperos; wenigstens kommt dieser Genius des Abendsterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Licetus den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichsten Zeit bedeuten.

Zu S. 114. Im Pflügen des Eros mit der Psyche sieht Böttinger (kl. Schriften II. 319.) ein Symbol der Zeugung, weil Plutarch (praecept. conjug. 42.) von der Athenern sagt, sie hätten drei Ackerfeste gefeiert, das heiligste aber in der Brautnacht.

Zu S. 117. Einen Eros, der den Bogen wegwirft und dagegen die Lyra ergreift, malte der berühmte griechische Maler Pamfias (nach Pauſanias IV. 25). Ein ſehr edles Motiv.

Der älteſte Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und ſpäter von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefaßt, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmliſchen Sphären und in die Reiche der irdiſchen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menſchen. So denkt ihn Plato (im Sympoſion 188) als den Eros, welcher der uraniſchen Venus identiſch iſt, ſetzt demſelben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemiſchen Venus entſpricht, und von dem alle Unordnung und Unſitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (Ennead. III. im 5ten Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt. Man kann nun den ſo oft bei den Alten mit der Lyra vorkommenden Eros gewiß auf keine beſſere Weiſe deuten, als wenn man in ihm den guten Eros des Plato erkennt.

Was Plato's böſen Eros anbelangt, ſo könnte man darunter einfach den Anteros verſtehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreiſe zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Läſterungen an, und ſcheinen die Dichter und Künſtler ihn nicht in Plato's großartigem philoſophiſchem Sinne aufgefaßt zu haben. Plato ſelbſt nähert ſich hier auffallend der altperſiſchen Idee von einem guten und böſen Weltprincip, von Ormuzd und Ahriman, und ſagt von ſeinem böſen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeſchrieben werden müſſen, als ſie irgend einem der griechiſchen Eroten angedichtet werden können, die alles Böſe, was ſie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder vergüten. Plato's böſer

Eros ist der Vater aller Krankheiten, alles Mißwachses, alles Unglücks, aller Laster unter dem Monde, und stört, wo er kann, die Gestirne, verdirbt das Thier- und Pflanzenreich ꝛc. In diesem Sinn scheint er mehr persisch, als griechisch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben diesem platonischen Dualismus findet sich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphische Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle spielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in dessen Abhandlungen S. 211. Mich tiefer in diese Philosophien einzulassen, würde dem ästhetischen Zweck, den ich hier verfolge, nicht angemessen seyn. Ein neues und sehr poetisches Motiv wäre zu gewinnen, wenn die Metis, die dort zuweilen dem Phanes (wie die Maja dem indischen Brahma und später noch Sophia dem gnostischen Gott, als Weisheit neben der schöpferischen Kraft) beigegeben wird, irgendwie auf die in so vielen Bildern mit dem Eros verbundene Psyche bezogen werden könnte, was aber nicht der Fall ist.

Zu S. 122. Auf einem Basrelief im römischen Capitol kommt ein Triumphzug der Eroten vor. Sie führen je auf einem besondern Triumphwagen die Attribute des Hermes, Bacchus, Apollo ꝛc. Sehr schön ausgeführt. Zu den naivsten Triumphen der Eroten gehört der über die keusche Luna. Auf einer Urne im Vatican sieht man zwei Eroten den Wagen und die Pferde der Mondgöttin halten, während sie abgestiegen ist und dem schönen Schläfer zueilt. Aehn-

liche Darstellungen findet man in Gerhards antiken Bildwerken. I. 37. und 40.

Zu S. 126. Eros wurde im Tempel zu Leuctra in Lakonien verehrt (Pausanias III. 26.); auch von den Pariern am Hellespont (IX. 27.), deßgleichen von den Kauniern (Hesychius). Die Mysterien des Eros scheinen, wie die bacchischen und mit denselben verbunden, besonders auf die Unsterblichkeitslehre Bezug genommen zu haben. Daher Eros und Psyche so oft auf Sarkophagen und Grabdenkmälern mit bacchischen Symbolen verbunden sind.

Die Perlenschnur, die Eros zuweilen auf Vasen um die Stirn trägt, kommt noch öfter bei Hermaphroditen vor und mag ihn als den Eros der Mysterien bezeichnen.

Zu S. 129. Die schönste Darstellung des von vier Eroten leicht gebundenen und geführten Löwen findet man unter den Mosaiken des capitolinischen Museums (IV. 19). Hinter dieser Gruppe steht Herakles mit dem Spinnrocken. Vergl. Gorii dactyl. Zanetti 35. — Auf einer Gemme bei Stosch (Winckelmann N. 661) zieht Eros einem Löwen, dessen Haupt von einem Strahlennimbus umgeben ist, einen Dorn aus dem Fuße. Auf einer Camee im neapolitanischen Museum reitet Venus auf dem Löwen und wird von Eros geführt.

Zu S. 130. Eroten, die auf Kentauren reiten, kommen zuweilen in bacchischen Zügen und auf Grabmälern

vor, z. B. auf den, von Leſſing in ſeiner Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet? mitgetheilten. Ein Eros reitet auf einem männlichen Kentaur, welcher die Lyra, und ein andrer (der auch für eine Pſyche gehalten worden iſt) auf einem weiblichen Kentaur, welcher die doppelte Flöte bläst. Welche Bedeutung den Kentauren im Todtencultus eigentlich zukommt, iſt noch nicht gehörig ermittelt. Leſſing geht davon aus, daß die Kentauren Nachbarn der Unterwelt ſeyen. Creuzer (Symbolik 2te Auflage Theil II. S. 251.) faßt den Gegenſatz der Kentauren gegen den Herakles und gegen Löwen und Stiere als bekannte Sonnenſymbole auf. Erwägt man, daß das herbſtliche Zeichen des Schützen ſowohl bei den Griechen, als auch auf einem ägyptiſchen Wandbilde bei Denon ein Kentaur iſt, ſo ſcheint er die Nähe des Winters, und auch in dieſer Beziehung des Todes, der Unterwelt zu bezeichnen. Uebrigens ſtehn die Kentauren zu Tod und Gräbern immer nur in einem mittelbaren Verhältniß, ſofern ſie ein integrirender Theil des bacchiſchen Gefolges ſind. Die bacchiſchen Scenen aber auf Sarkophagen und Grabdenkmälern erklären ſich aus dem Opfertode des Dionyſos, des jährlich ſterbenden Naturgottes. Auch auf einem Basrelief im Vatican (Mus. Pio-Clement. IV. 25.) kommen zwei Kentauren vor zur Rechten und Linken zweier in der Mitte ſtehenden Eroten, die einen großen Schmetterling über der Flamme ihrer zwei zuſammengelegten Fackeln halten.

Zu S. 131. Oefters kommt Eros auf Gemmen mit einem Hunde vor, dem Sinnbild der Treue, zumal der ehelichen, wenn man nicht an die Beziehung auf die Jagd denken will. Eros führt einen Hund, liebkost einen Hund.

Unter Correggio's Wandgemälden im Nonnenkloſter St. Paolo in Parma kommt auch ein kleiner Eros vor, welcher der Diana einen Hirſchkopf, vielleicht den des Akṭäon überreicht. Von der Hagen Briefe in die Heimath Theil II. S. 37.

Haug gibt in einem artigen Sinngedicht dem Amor zwei Schlüſſel, einen, um den Mund zu verſchließen, den andern, um das Herz aufzuſchließen.

Zu S. 132. Wohl die ſchönſten Gruppen kelternder Eroten ſind die auf einem Vaticaniſchen Sarkophage. (Mus. Pio-Clem. VII. tab. 12. und 13.)

Zu S. 134. Die bacchiſchen Eroten haben mehr oder weniger Uebereinſtimmung mit den Faunen, Satyrn, Panen, und nur Silen leidet ſeines Alters wegen keine ſolche Beziehung. Faunesk könnte man den Eros mit der Doppelflöte nennen, wie er z. B. im Wiener Gemmencabinet (bei Ekhel. N. 29.) einer nachdenklich daſitzenden Pſyche luſtig und verführeriſch vorbläst. Satyresk könnte man die Eroten nennen, die mit ſpitzen Ohren vorkommen, z. B. bei Zoëga Bass II. 88. Panesk darf Eros genannt werden, wenn er die ſiebenfache Pansflöte bläst. Auf Gemmen in Florenz ſehen wir einen Wettſtreit zweier Eroten, von denen einer auf der Lyra ſpielt, der andere die Pansflöte bläst. Sie bedeuten entweder den Gegenſatz zwiſchen dem apolloniſchen und bacchiſchen Kreiſe, der zugleich der Gegenſatz zwiſchen himmliſcher und irdiſcher Liebe oder zwiſchen der Venus Urania und Pandemos iſt; oder ſie entſprechen einander in einer kosmiſchen Bedeutung, inſofern ſowohl die ſiebenſaitige Lyra als die ſieben-

rohrige Pansflöte die Harmonie der Sphären bezeichnet. Mus. Florentinum I. tab. 81. N. 1. II. 16. 2. — Wie es ferner unter den Satyrn zwei Hauptclassen gibt, die man mit dem Namen Dinos und Komos bezeichnet, je nachdem die einen vorzugsweise trinken, die andern tanzen und scherzen, so ist dieser Unterschied vielleicht auch bei den traubenbekränzten und trinkenden Eroten einerseits und bei den tanzenden und thyrsusschwingenden andrerseits wiederzuerkennen. Und könnte demnach der sinnige und epheubekränzte Eros auch noch eine entfernte Beziehung auf den Silen zulassen.

Diese Nuancirungen haben aber erst die spätern Künstler auf Basreliefs, Vasen, Gemmen ꝛc. ausgebildet. Platon unterscheidet (in seinem Symposion 181.) nur sehr einfach einen der Urania entsprechenden sittlichen und einen der Aphrodite Pandemos entsprechenden unsittlichen Eros.

Psyche kommt mit dem bacchischen Kreise nur in entfernte und zarte Berührung. Ein Eros mit dem Thyrsus neben Psychen findet sich bei Buonarotti, 382. Eine selbst den Thyrsus schwingende Psyche bei Lippert I. 832.

Zu S. 136. Ein gar lieblicher Amor, der ein unter ihm ächzendes und sich schwer emporarbeitendes Schwein niederdrückt, kommt vor auf einer Gemme bei Worlidge. — Die schönen vaticanischen Eber, mit denen Eros fährt, werden vom Erklärer im Mus. Pio-Clementino (IV. zu tab. 12.) im Sinn des Virgilischen: Amor omnibus idem gedeutet (Georg. III. 244.)

Zu S. 141. In einem der geistreichsten spanischen Lustspiele Don Gil von Tirso de Molina (übersetzt von Dohrn) kommt folgendes niedliche Liedchen vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein schönes Kind,
Ihre Wünsche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eifersucht
Wirft der Gott den Waizen hier:
Eifersucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinste Gries.
Die Gedanken sind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und sie hört ein kleines Lied:
„Ihr Täschen werfen diese Wasser,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, springen, schimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Nestern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, schnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh bösen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall wo das sich einstellt,
Ist die Hoffnung nur gering."
Da sie nun aus Wassermangel
Still die Mühle stehen sieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben ist:
„Müllerchen, was mahlst du nicht?"
„„Weil mir das Hornvieh das Wasser entzieht.""
Sah sie Amorn weiß von Mehlstaub,
Wie er mahlt den freien Sinn

Aller Herzen, die er peinigt,
Und so sang die Maid zu ihm:
„Amor, du Müller und Weißmacher!“
„„Bin ich's, so lauf, sonst vermehl' ich Dich!““

Zu S. 152. Ein sehr glückliches Motiv liegt in dem sogenannten Cupido Statuarius, der an der Büste eines alten etwas sokratischen Mannes meißelt. Mus. Flor. I. tab. 78. N. 6.

Der antike Erotenhandel ist mehrfach abgebildet, (zuletzt in Herculanum und Pompeji Hamburg 1841. Malereien II. N. 19). Dieses alte Bild ist nicht so ausgeführt, wie das moderne von Thorwaldsen, und es ist darin eine ganz andere Grundidee ausgedrückt. Wie nämlich Thorwaldsen die Liebe in ihrer Beziehung zu den verschiedenen Altersstufen darstellte, so wollte der antike Bildner die Wählerei der Liebe bezeichnen. Die Ausleger dieses Bildes haben es, wie mich bedünkt, viel zu gelehrt zu erklären versucht. Vergleiche Gerhard und Panofka I. S. 425. Mag auch die Verkäuferin der Eroten Penia (die Armuth und Mutter des Eros) seyn, so gehn die Akademiker doch wahrscheinlich zu weit, wenn sie in den beiden weiblichen Gestalten, denen jene die geflügelten Kinder aus dem offenen Käfig anbietet, die Venus und Pitho und in den erstern selbst die erotische Dreieinigkeit Eros, Pothos und Himeros sehen wollen. Wozu einem einfachen und durch sich selbst hinlänglich verständlichen Bildchen einen so gesuchten mythologischen Sinn unterlegen? Auch Gerhards und Panofka's Auslegung scheint noch zu künstlich, da sie in der weiblichen Hauptfigur die Venus, in der hinter ihr stehenden und in der Verkäuferin aber Grazien sehen, die der Venus beistehen und sie mit

den Eroten gleichsam „ausrüsten“ wollen. Die junge Frau betrachtet die ihr dargebotenen Eroten viel zu ernst und mit einem Ausdruck von Theilnahme und zugleich von Zweifel, daß man sich dabei wohl kaum etwas anderes denken kann, als: sie wählt. Ein sehr natürliches und einfaches Motiv. Die Wahl unter mehrern Liebhabern ist den Schönen immer angenehm, aber schwer. Der Bildner dachte hier wohl nicht an irgend eine Göttin, er wollte nur ein sehr allgemeines, die Herzensangelegenheiten des schönen Geschlechts betreffendes Thema sinnig andeuten. Ein Eros steht schon neben der Wählerinn, aber sie achtet seiner nicht: ein zweiter wird ihr eben dargereicht, aber auch ihn scheint sie weniger zu beachten, als den letzten, der sich noch verschämt tief unten im Korbe versteckt.

Zu S. 153. In einer griechischen Dichtung, deren Citat ich im Augenblick nicht finde, verwechseln der Tod und Eros ihre Waffen. Dann heißt es sehr schön, wie der Jüngling sterben muß und der Greis sich verliebt, wie der Tod das Brautbett schmückt und Eros das Grab.

In der Todtenfeier des Adonis von Bion heißt es (nach der Vossischen Uebersetzung):

> Schaue den zarten Adonis, gestreckt auf Purpurgewanden.
> Ringsher weinen um ihn und seufzen empor die Eroten,
> All um Adonis geschoren das Haar: der stampfet die Pfeile,
> Der sein krummes Geschoß, der bricht den gefiederten Köcher,
> Dieser löst dem Adonis die Schuh', ein anderer bringet
> Wasser im goldnen Geschirr, und ein anderer wäscht ihm den Schenkel,
> Jener zum Haupt ihm kühlt mit der flittige Wehn den Adonis.

In der Klage um den Dichter Tibull läßt Ovid den Amor ebenfalls trauern, aber mit Uebertreibung. Der Kleine zerschlägt sich die Brust und weint, daß er fast in Thränen erstickt.

Zu S. 182. Des Kampfes der Bienen mit den Phalänen gedenkt Aelian in den Thiergeschichten I. 58. Derselbe sagt daselbst, daß nicht nur üble Gerüche, sondern auch künstliche Wohlgerüche den Bienen zuwider seyen.

Zu S. 184. Konrad von Megenberg sagt im Buch der Natur (gedruckt 1475), der Honig sey am besten, wenn man ihn im Vollmond ausnehme, was mit den Beziehungen der Biene zur Mondgöttin und Weltmutter übereinstimmt. Derselbe citirt aus Michael von Schottenland, in fruchtbaren und blumenreichen Jahren sammelten die Bienen so emsig und reichlich Honig ein, daß sie darüber vergäßen, Junge zu erzeugen, wodurch denn der Stock, trotz alles Honigreichthums, zu Grunde ginge. Uebrigens irrt er, indem er aus Aristoteles anführt, die alten Bienen bereiteten viel süßern Honig, als die jungen. Aristoteles sagt in seiner Thiergeschichte (IX. 21.) im Gegentheil, der Honig aus jungen Stöcken sey der bessere.

Zu S. 188. In Griechenland begegnet man einsamen Hürden, worin im Halbkreis Bienenkörbe aufgestellt sind, nur von Hunden bewacht. Brandis Mittheilungen I. 146.

Zu S. 191. Am Gambia bereiten die Neger den Bienen ihre Stöcke aus hohlen Palmbäumen. Die Bienen sollen eine Abneigung gegen die Citronenbäume haben, aber vorzugsweise gern rothe Blumen aufsuchen. Winterbottom's Sierra Leona. Deutsche Ausgabe S. 101. — Herr von Uffenbach sah in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem Garten bei Amsterdam eine Statue der Flora, in deren Innerm sich ein Bienenstock befand. Eine ächt holländische, doch anmuthige Allegorie. U. Reisen. II. S. 415.

Zu S. 193. An einer farnesischen Statue der ephesischen Diana sind seitwärts zwei Bienen abgebildet Menetrejus tab. 59.

Zu S. 195. Unter Bellori's Münzen, die sich auf die Bienen beziehen, ist auf tab. VII. ein Siegelring abgebildet mit einer Biene, deren Kopf die Sonne selbst ist.

Zu S. 206. Bellori hat unter den von ihm gesammelten Bienensymbolen tab. VII. aus der Barberinischen Daktyliothek eine Gemme abbilden lassen, welche den Eros auf einem Kruge über Wasser fahrend darstellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber ist auf dem Kruge noch eine Biene dargestellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Asche bestimmt ist.

Zu S. 214. Auch der oben erwähnte Konrad von Megenberg beschreibt den Bienenstaat sehr anziehend. Bei

ihm heißt die Bienenkönigin der Kaiser oder der Weiser (wobei man an wissen oder weise denken kann). Wenn er ausfliegt, fliegen die Bienen im dichten Gedräng um ihn her, doch ohne ihn mit ihren Flügeln auch nur leise zu berühren. Wenn die jungen Prinzen geboren sind, lassen die Bienen nur einen leben und tödten die andern, um Thronstreitigkeiten zu verhüten ꝛc.

Nicht minder ausführlich sind die Bienen von Philes (de animalium proprietate) in griechischen Jamben gepriesen worden, doch hat dieser Hofpoet selten einen originalen Gedanken.

Zu S. 215. Auch dem Gelon wurde die Königswürde durch Bienen angezeigt. Justinus XXII. 4.

Die ephesischen und andere Münzen von Colonialstädten, auf denen Bienen vorkommen, sind gesammelt und abgebildet von Bellori. Neben der Biene zeigen die Münzen von Ephesus noch einen Hirsch, zuweilen auch eine Palme; die von Delphi einen Ziegenkopf; die von Messana einen Hasen; die von Dyrrhachium eine säugende Kuh; die von Neapel einen Stier mit bärtigem Mannskopf: die von Metapont eine Aehre. Auf einer arkadischen Münze kommt neben der Biene vor ein Adler, auf einer tauromenitanischen ein Dreifuß, auf einer syrakusanischen eine Quadriga, auf einer römischen des L. Papius eine Juno Caprotina mit dem Ziegenfell als Helm.

Zu S. 219. Um eine zwischen drei Aehren in ein Getreidfeld geworfene Hostie bauten die Bienen eine zierliche

Monstranz. Elsässer Sagenbuch von Stöber S. 86. Einer Frau, die eine Hostie in ihre Bienenkörbe that, damit sie besser gedeihen möchten, und die dann staunend ein Sanctuarium erblickte, welches die Bienen aus Wachs um die Hostie gebaut hatten, erwähnt Cäsarius von Heisterbach (hist. memor. IX. de eucharistia cap. 8.) — Eine sehr eigenthümliche und schöne psychische Bedeutung in der christlichen Poesie ist der Biene durch das Herrnhuter Gesangbuch gegeben worden. Da heißt es:

Du grüner Zweig, du edler Reis,
Du honigreiche Blüthe,
Du aufgethanes Paradeis,
Gewähr mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn.

Ach, ach, wie süß ist dieser Thau,
Wie lieblich meiner Seele,
Wie gut ist's seyn auf solcher Au
Und solcher Blumenhöhle.
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn ꝛc.

Ausgabe von 1741. S. 84. Auf S. 99. heißt es noch einmal:

O Herr Jesu, gib mir Gaben,
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich deins Bluts Honigseim
Trag in meinm Mund und Herzen heim.

Zu S. 252. Bei Aristophanes trägt Iris einen arkadischen Sonnenhut, dessen bunter Rand der Regenbogen ist, als Parodie einer ähnlichen Erscheinung der Iris in einem verlornen Drama des Sophokles, wie der Scholiast zu dieser Stelle des Aristophanes (Vögel, 1203) berichtet.

Zu S. 253. Wie wenig Mercur und Iris als Führer der Seelen einander ausschließen, erhellt aus einem von Millin (galerie mythol. N. 462.) mitgetheilten antiken Bilde, welches die Entführung des Hercules in den Olymp darstellt. Hercules sitzt neben der Iris auf ihrem Wagen, welchem Merkur voranschreitet. Etwas ganz ähnliches sehen wir auf einem Vasenbilde bei Dubois (im zweiten Theile p. 38). Hier ist die Ermordung des kleinen Astyanax dargestellt. Er liegt todt in den Armen seiner Mutter Andromache. Von oben her aber naht sich, um seine Seele abzuholen, Hermes zu Fuß und gleich hinter ihm Iris auf einem Wagen von vier weißen Pferden gezogen. Gewiß eine sehr liebliche Apotheose des Knaben, den uns Homer mit so unübertrefflichem Reiz in Hektors Abschied geschildert hat. Iris trägt hier lange Vogelflügel, aber als Andeutung des Regenbogens einen Nimbus von zwei Kreisen um das Haupt. — Ohne Mercur, aber mit dessen Attribut, dem Caduceus (Schlangenstab) erscheint Iris unter andern bei Inghirami (VI. L.); bei Tischbein (Vasen IV. tab. 11).

Zu S. 265. Für die poetische Idee Rückerts findet sich schon ein Vorgang im classischen Alterthum. In Mil-

lingen's monuments (Vasen p. 10.) kommt eine Umarmung des Peleus und der Thetis vor, und über dieser zärtlichen Gruppe wölbt sich ein Regenbogen.

Zu S. 270. Konrad von Megenberg glaubt, die Reihenfolge der Farben im Regenbogen sey durch die Schwere bedingt, der leichtere Wasserdunst bilde oben die hellere oder die rothe, der schwerere unten die dunklere oder die blaue Farbe. Vincenz von Beauvais nimmt in seinem Spiegel der Natur (IV. c. 74.) vier Hauptfarben an nach den Elementen, aus denen sie gleichsam durch den Sonnenstrahl ausgezogen werden: Radius Solis de coelo igneum, de aqua purpureum, de aëre hyacinthinum, de terra colorem gramineum trahit. Vincenz enthält in den folgenden Capiteln noch einen Schatz von antiken und mittelalterlichen, sinnigen und unsinnigen Erklärungen der Natur des Regenbogens, die ich aber hier nur erwähnen, nicht wiedergeben will, weil aus ihnen für Symbolik und Mythologie kein Gewinn zu ziehen ist.

Berichtigungen.

Seite	7	Zeile	10	von unten	lies: Mann ſtatt Mann.
„	13	„	5	„ „	l. zwiſchen ſt. mit.
„	14	„	11	von oben	l. oſtaſiatiſchen.
„	14	„	18	„ „	l. habe.
„	16	„	1	von unten	l. derſelbe.
„	21	„	13	„ „	l. den der.
„	32	„	14	von oben	l. habe Abraham.
„	141	„	7	„ „	l. Guckkaſten.
„	153	„	9	von unten	l. Flügel.
„	155	„	3	„ „	l. an ſtatt von.
„	160	„	9	von oben	l. koniſche.
„	207	„	16	„ „	l. Herodot.
„	240	„	1	„ „	l. Louhi.